Russ. 126.(1

H. Fe 4184. a.

Nº. 4814 R. 76

R

Rosenberg

Eine Ehstin in ihrem Braut„ schmucke.

Ehstland

und

die Ehsten,

oder

historisch-geographisch-statistisches Gemälde von Ehstland.

Ein

Seitenstück zu Merkel

über die Letten,

von

Johann Christoph Petri,

Doktor der Philosophie und Professor am Evangelischen Gymnasium zu Erfurt.

Erster Theil.

Mit vier Kupfern.

Gotha,

in der Ettingerschen Buchhandlung

1802.

Da, wo ein großer Kaiser thront,
Der Bosheit straft, die Tugend lohnt,
Die Künste hebt und gern verzeiht,
Da blüht die goldne Zeit! —

Weiße.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seiner Durchlaucht

dem

Fürsten und Vice-Kanzler

Alexander Kurakin,

Ritter des St. Andreas- und mehrerer Russischen Orden, Senateur im ersten Departement des dirigirenden Staats, ꝛc. ꝛc. ꝛc.

widmet

in tiefster Ehrfurcht

und mit hochachtungsvollester Ergebenheit dieses Werk

zum öffentlichen Zeichen seiner Dankbarkeit

der Verfasser.

Durchlauchtigster Fürst,

Gnädigster Herr Vice-Kanzler.

Die Kühnheit, dieser Schrift den erlauchten Namen eines Mannes vorzusetzen, der allgemein als einer der Edelsten seines Zeitalters bekannt ist, und als ein erhabener Freund der Musen und Beschützer derselben verehrt wird, kann blos mit dem Wunsche des Verfassers entschuldiget werden, seinem Buche erst hierdurch in den Augen der Welt eine Zierde und einen Glanz zu geben, den es ohne diese schützende Aegide vielleicht entbehren würde.

Geruhen Ew. Durchlaucht, diese öffentliche Huldigung, welche ich Ihrer Größe

aus den ehrerbietigsten Gesinnungen darbringe, mit gnädigen Augen anzusehen, und diesem Buche Ihren hohen Schutz nicht zu versagen, das, wenn es auch fern vom Ziele der Vollkommenheit seyn sollte, doch darauf berechnet ist, den Zustand eines merkwürdigen Landes und eines unglücklichen Volkes in dem Umfange des unermeßlichen Rußischen Kaiserthums der Welt zu enthüllen, und ihm vielleicht eine Erleichterung seines Schicksals — ach möchte es bald geschehen! — zu bewirken.

Sie, der verehrte, der edle Menschenfreund, nahe dem Throne des weisen, gerechten

und milden Alexander's I. können viel, sehr viel dazu beitragen, das Jammern der leidenden Ehsten und Letten zu stillen, ihr Trauern in Freude zu verwandeln und sie zu beglücken, sie, die keinen Fürsprecher haben. Und welch ein edler Beruf, welches selige Geschäft, Menschen zu beglücken! —

Der allgemein anerkannte preiswürdige Charakter, die mit Recht gerühmte hohe Menschenliebe, Wohlthätigkeit und Großmuth eines Alexanders Kurländ, bürgt mir für die huldreiche Aufnahme dieses Werks und sichert

mir verzeihende Nachsicht zu; in welcher süßen, schmeichelnden Hofnung ich mit ehrfurchtsvollem Respekt mich nennen darf

Erfurt, den 3ten Julius 1802.

Ew. Fürstlichen Durchlaucht

unterthäniger,

allergetreuester Verehrer

Dr. Johann Christoph Petri.

Vorbericht.

Ich hatte bei meinem Aufenthalte in Liefland und Ehstland gleich Anfangs den Vorsatz gefaßt, meine über diese Provinzen und ihre Bewohner etwa zu sammelnden Bemerkungen dereinst durch den Druck bekannt zu machen. Ich schrieb daher alles auf, was ich diese Gegenstände Betreffendes und mir als merkwürdig Vorkommendes nur irgend sah, las und hörte, so daß ich bei meiner Zurückreise einen ansehnlichen Vorrath von Papieren in meinem Koffer hatte. Mancherlei Geschäfte und Arbeiten, Besuche und andere Hindernisse, die nach einer langen Abwesenheit vom Vaterlande bei der Rückkehr in dasselbe unvermeidlich sind, hielten mich eine geraume Zeit ab, die Materialien zu ordnen, und mich nach einem braven Verleger umzusehen. Endlich machte ich mich darüber und entwarf den Plan, hatte auch schon über die Hälfte in den ersten Band hinein gearbeitet, als neue Verhältnisse, die das Publikum wenig interessiren, mich davon abzogen, so daß ich das Werk wieder auf einige Zeit liegen ließ. Ich arbeitete indes-

dessen einzelne Aufsätze und Abhandlungen für den Druck aus, welche in mancherlei Journalen und gelehrten Tagblättern erschienen, und zum Theil hier vollständiger und im Zusammenhange mit eingeschaltet sind. Es kam auch indessen manche reichhaltige Schrift über Rußland, und Liefland ins besondere heraus, welche dankbar von mir benutzt worden ist, und hier und da eine kleine Abänderung des Plans nothwendig machte. Ich nenne darunter nur z. B. Merkels Letten, Enel Beschreibung der Russischen Provinzen an der Ostsee, und unter den älteren, Hupels Topographie von Liefs- und Ehstland, welches Buch bei weitem als die Hauptquelle betrachtet werden kann. Aber eben diese Schriften erneuerten in mir den Vorsatz, meine angefangene Arbeit wieder vorzunehmen und dem Drucke zu übergeben, weil ich fand, daß lange noch nicht Alles erschöpft sey, und vieles zu sagen übrig bleibe, was entweder gar nicht berührt oder falsch vorgestellt worden war. Zudem erstreckte sich Merkels Schrift, — allerdings die merkwürdigste von allen, — blos über Liefland, und über Ehstland war eigentlich noch gar kein besonderes Buch da.

Meine hier mitgetheilten Nachrichten gebe ich keinesweges für vollständig und untrüglich aus;

aus; aber das darf ich wohl sagen, daß sie, in so fern sie selbst erfahren, und an Ort und Stelle größtentheils niedergeschrieben sind, mit angesehene und im Lande selbst gehörte Dinge betreffen, nicht neue Mährchen, sondern zuverläßige, wirklich aus dem Umgange und eigenem Anschauen gehobene Wahrheiten sind. Was der Leser für Resultate und Schlüsse daraus ziehen will, überlasse ich seinem eigenen Urtheile, dem ich nicht vorgreifen mag. Ich gebe als ein redlicher und treuer Menschenbeobachter die Dinge, wie ich sie gesehen habe, und mache blos den Referenten, der das, was er sah und hörte, erzählt, ohne sich darum zu bekümmern, welcher Gebrauch sich davon machen läßt. Es hat sich auch seit sechs Jahren Manches geändert; aber ich beschreibe das Land und seine Verfassung so, wie ich beides unter Katharina II. in einer langen Reihe von Jahren fand, die ich dort zubrachte. Ob nicht noch Manches stehen geblieben ist, was, als bekannt, hätte wegbleiben können, überlasse ich den Lesern und Recensenten zur billigen Beurtheilung. Doch bitte ich beide, zu bedenken, daß ich nicht blos für Männer vom Handwerke schrieb, die Alles das schon wissen, was hier gesagt ist, und daß Vieles, was Manchem nicht neu ist, einem Andern wohl noch unbekannt seyn kann. Ueberdies können

manche Dinge nicht oft genug gesagt werden, und verdienen theils schon deswegen, theils um der Zusammenstellung willen, allerdings eine Wiederholung.

Sonst habe ich mich überall beflissen, der Wahrheit getreu zu bleiben, und es mir zum Gesetz gemacht, nicht nur das Böse, die Fehler und Misbräuche zu rügen, sondern auch das Gute an das Licht zu ziehen und gebührend zu würdigen. Wenn ich von dem letztern Etwas sollte weggelassen oder nur obenhin berührt haben, so geschah es nicht geflissentlich oder aus böser Absicht, sondern blos deshalb, um nicht zu viel Bekanntes zu wiederholen; daher bitte ich, versichert zu seyn, daß ich es deswegen immer und überall anerkenne und mich darüber freuen werde, sobald man mich darauf hinweiset. Ueberhaupt war nicht mein Wille, dem guten Lande, das mir zwölf Jahre reichlich Brod gab, und der Schauplatz meiner Freuden und eines frohen Genusses derselben in den schönsten Jahren meines Lebens war, wehe zu thun, oder hinterher eins anzuhängen; sondern zur Belehrung meiner Landsleute, die häufig nach Lief- und Ehstland reisen, und als einen Beitrag zur Völker- und Länderkunde, brachte ich diese Materialien in Ordnung. Sollte man mir daher auch allenfalls Unrichtigkeiten vorwerfen, wie das gar wohl mög-

möglich ist, so hoffe ich doch nicht, daß man mich gefliſſentlicher Unwahrheiten bezüchtigen werde. Gerechter Tadel wird mir allemahl willkommen seyn, da er für mich lehrreich ist; auf ungerechten werde ich aber so wenig Rücksicht nehmen, daß ich mir nicht die Mühe geben will, ihn zu beantworten, weil Verachtung hier die beste Antwort ist.

Ich habe nicht als ein flüchtig Durchreisender das Land und dessen Einwohner nur so obenhin beschauet, und hier und da zerstükkelte Nachrichten aufgefangen, sondern zwölf Jahre in sehr verschiedenen Gegenden und Provinzen desselben mich aufgehalten. Liefs- und Ehstland, Ingermannland und selbst St. Petersburg waren der Schauplatz, wo ich als Privatlehrer, Erzieher und Gesellschafter in den vornehmsten Häusern Zutritt fand und Gelegenheit genug hatte, zuverläßige und richtige Nachrichten einzuziehen, und manche sehr interessante Beobachtung zu machen. Ohne selbst Edelmann zu seyn, war ich diese ganze Reihe von Jahren hindurch täglich in adlichen Gesellschaften, und hatte täglich auch Gelegenheit, den Geist und die Handelsweise dieses Standes zu bemerken, so wie auf der andern Seite die unglücklichen Ehsten und Letten in ihrem Elende kennen zu lernen. Diese beiden wie zwei entgegengesetzte Elemente stets wie-

der einander kämpfenden Klassen von Menschen waren der vornehmste Gegenstand meiner Aufmerksamkeit, daher auch von ihnen die meisten Nachrichten vorkommen. Zwar ist schon viel über sie geschrieben worden, aber meistens unter dem Zwange von mancherlei Rücksichten und Verhältnissen, mit Schonung, Konnivenz und Sanftmuth. Ich werde aber, seyn von jenen Verbindungen und Fesseln, obgleich immer dankbar gegen das genossene Gute, ohne Schonung und frei sprechen, und alles aufdecken, was das Licht scheut, aber doch, so viel mir möglich ist, ohne Bitterkeit und hämischen Sinn. Sollte man hier und da eine heftige Sprache finden, so wird der aufgeregte Unwille über so viele Schmach und Leiden der zu Boden getretenen Menschheit allein davon die Schuld tragen, und hoffentlich Verzeihung finden. Ich wollte den Adel und die Geistlichkeit jener Länder sich in einem Spiegel beschauen lassen, (wenn sie ihn anders in die Hand nehmen und sich vorhalten wollen,) und ihnen, zu ihrem eignen Besten, Gelegenheit geben, die häßlichen Flecken abzuwischen, welche sie beschmutzen und in den Augen reiner Menschen verächtlich machen. Ich wollte zugleich die nie verjährenden Menschenrechte einer unterdrückten und unglücklichen Nation vindiciren, und so vielleicht ein Scherf-

lein zur Verbesserung ihrer bürgerlichen und moralischen Existenz mit beitragen. Möchte doch diese Absicht und mein herzlicher Wunsch desfalls auch nur einigermaßen erreicht werden! —

Noch bedarf vielleicht die Ordnung und Wahl der Sachen, so wie die ganze Einrichtung des Buches einige Rechtfertigung, weil ich dagegen im Voraus schon manche Erinnerung zu lesen glaube. Mein Gefühl sagt mir, und einige Winke von ein Paar Freunden, denen ich mein Manuscript mittheilte, bestätigten es, daß ich hier und da kürzer hätte seyn können. Ich bitte deswegen um Nachsicht; nicht jeder Abschnitt ist für jedermann, auch können nicht alle Arten von Lesern befriedigt werden. Was Einem zu weitläuftig und minder wichtig scheint, kann dem Andern vielleicht sehr interessant seyn und ihm Unterhaltung gewähren. Der Ausländer findet Manches überflüßig und unbedeutend, was dem Einheimischen als erheblich und nothwendig zu bemerken vorkommt; und ich zweifle nicht, daß auch Lief- und Ehstländer mein Buch lesen werden. Diese Rücksichten wünsche ich bei der Beurtheilung des Werks nicht aus der Acht zu lassen, damit es aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet werde, und das Urtheil selbst glimpflich und nicht ungerecht ausfalle.

Die

Die Zeichnungen, welche den neun Kupfern zum Grunde liegen, sind an Ort und Stelle im Lande selbst, von einem geschickten Zeichner aufgenommen. Wer in jenen Gegenden gewesen ist, wird sie als getreue Kopien ihrer Originale anerkennen, bei Schloß Wesenstein sich des dicken schwarzen runden Thurms erinnern, in Kloster Padis die hohen Zinnen der Mauern sich vergegenwärtigen, und bei Baltischport den Hafen mit seinen einzelnen Schiffen nicht verkennen. Die Ehstnischen Bauernhöfe, Häuser und Riegen gleichen sich wie ein Ei dem Andern, und man wird auch bei diesen Vorstellungen die Wahrheit und den Stempel der Originale in sehr treuen und wohlgetroffenen Zügen wahrnehmen. Ich würde die Zahl der Kupfer leicht noch haben vermehren können, wenn ich das Werk hätte vertheuern wollen. Die übrigen Zeichnungen mögen zu einem andern Gebrauche in der Kapsel liegen bleiben.

Erfurt im Julius 1802.

Dr. Johann Christoph Petri.

Uebersicht des ganzen Werks.

Erster Theil.

Erster Abschnitt.

Einleitung — Geographische Eintheilung und natürliche Beschaffenheit von Ehstland — Gränzen, Gewässer, Flüsse und Seen, Wälder, Moräste und Berge — Kreise, Kirchspiele und Bevölkerung — Klima, Witterung, Sommer und Winter, Schlittenfahren — Einfluß des Klima auf die Gesundheit — Boden und Fruchtbarkeit — Produkte und Bedürfnisse des Revalschen Gouvernements — Thiere, Vögel, Amphibien, und Fische — Jagd und Fischfang — Pflanzenreich — Mineralien — Alte Bewohner Ehstlands und Vergleichung mit den jetzigen — Merkwürdigkeiten und Alterthümer, — Ruinen von Städten, Klöstern und Schlössern — Lage und Beschreibung von Reval, Pernau, Narwa, Habsal, Baltischport, Weissenstein, Wesenberg, Leal, der Insel Oesel und Kühn.

Zweiter Abschnitt.

Schilderung und Charakteristik der Ehsten. — Ländliche Verfassung und trauriger Zustand der Sklaverei — Kultur und natürliche Anlagen der Ehsten — Ihre Frohndienste und Abgaben — Eingeschränkte Rechte — Sklavensinn und Sklaventücke — Trieb und Wunsch nach Freiheit und Versuche, sie zu erlangen, Empörung und Weglaufen —

Zweiter Theil.

Dritter Abschnitt.

Fortsetzung — Laster der Ehsten — Ihr Hang zu kleinen Diebereien, Trägheit, Sodomiterei, Widerspenstigkeit u. s. w. — Seltenheit des Kindermords — Ehstnische Sprache, Sprüchwörter und Räthsel — Deutsch in Ehstland und andere geredete Sprachen — Aberglaube und Vorurtheile der Ehsten — Mannichfaltige Versuche, ihren Zustand zu verbessern — Ihre Sitten und Lebensart, Dörfer Wohnungen und Badstuben — Gesang, Musik und Kleidung — Landwirthschaft, Aernte, Taltus- oder Aerntefest, Ackerbau, Viehzucht, Gärtnerei — Sonstige Gewerbe und Nahrungszweige — Krüge und Wirthshäuser — Ihre Spiele und Vergnügungen, Volkslustbarkeiten, besonders auf Johannistag — Krankheiten und Mittel dagegen — Ihre Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnisse — Oeffentliche Sicherheit und Seltenheit großer Diebstähle, des Mordes und Straßenraubes — Sogenannte Halbdeutsche und freie Leute in Ehstland — Professionisten und Handwerker in den Städten und auf dem Lande —

Vierter Abschnitt.

Schilderung und Charakteristik des Adels — Privilegien desselben — Lebensart, Luxus und Schwelgerei in Essen und Trinken — Grad der Aufklärung und Kultur unter demselben — Hindernisse eines weitern Fortschritts in beiden, schlechte Erziehung, zu frühes Anstellen beim Militär und Avancement, zu häufige Belohnungen ohne Verdienste — Bedrückung der Bauern, und gesetzmäßiges oder gesetzwidriges Verhältnis zu den Leibeignen — Güterwesen und Oekonomie — Hofläger, Gärten, Brandteweinbrennereien — Ausschlie-

schließliches Recht, Krüge und Wirthshäuser zu halten — Beschreibung eines Guts — Landtag des Adels und Immatrikulation auf demselben — Verzeichnis der vornehmsten Ehst- und adelichen Familien in Ehstland —

Dritter Theil.

Fünfter Abschnitt.

Kirchliche Verfaßung in Ehstland — Eintheilung in Kirchspiele — Schlechte Beschaffenheit der meisten Kirchen und Kapellen — Schilderung der Prediger — Charakter des Probsts Glanström — Generalsuperintendent Leo: in Riga — Drei Originalbriefe von ihm — Ehstländische Predigerkritik in Knittelversen — Geschäfte eines Predigers und seine Einkünfte — Kirchen- und Lokalvisitationen, Dorfkatechisationen — Religion und kirchliche Strafen der Ehsten — Toleranz und liberaler Geist des Protestantismus in Ehstland. Konsistorium in Reval. Geist und Grad der Aufklärung desselben — Alljährlicher Synodus um Johannistag. — Milde Stiftungen und Kollegium der allgemeinen Fürsorge. —

Sechster Abschnitt.

Oeffentlicher Schulunterricht und Erziehung der Jugend — Volks- und Bauernschulen — Elende Beschaffenheit des Unterrichts in denselben — Privaterziehung und Hofmeisterwesen — Domschule und Gymnasium in Reval — Folgen einer allzustrengen Erziehung in der Geschichte des Herrn von R. — Institute — Schulen in Pernau, Narwa, Habsal — Untauglichkeit und Pflichtvergessenheit vieler Lehrer — Neuzuerrichtende Universität in Dorpat — Plan derselben — Warum sich in Lief- und Ehstland so wenige Studierlustige finden — Zustand der Gelehrsamkeit, Künste und Wissenschaften — Beschluß. —

Inhalt des ersten Theils.

Erster Abschnitt.

Einleitung — Geographische Eintheilung und natürliche Beschaffenheit von Ehstland — Gränzen, Gewässer, Flüsse und Seen, Wälder, Moräste und Berge — Kreise, Kirchspiele und Bevölkerung — Klima, Witterung, Sommer und Winter, Schlittenfahren — Einfluß des Klima auf die Gesundheit — Boden und Fruchtbarkeit — Produkte und Bedürfnisse des Revalschen Gouvernements — Thiere, Vögel, Amphibien und Fische — Jagd und Fischfang — Pflanzenreich — Mineralien — Alte Bewohner Ehstlands und Vergleichung mit den jetzigen — Merkwürdigkeiten und Alterthümer. — Ruinen von Städten Klöstern und Schlössern — Lage und Beschreibung von Reval, Pernau, Narwa, Habsal, Baltischport, Weissenstein, Wesenberg, Leal, der Insel Oesel und Kühn.

Zweiter Abschnitt.

Schilderung und Charakteristik der Ehsten — Ländliche Verfassung und trauriger Zustand der Sklaverei. — Kultur und natürliche Anlagen der Ehsten — Ihre Frohndienste und Abgaben — Eingeschränkte Rechte — Sklavensinn und Sklaventücke — Trieb und Wunsch nach Freiheit, und Versuche, sie zu erlangen, Empörung und Weglaufen. —

Erster Theil.

Erster Abschnitt.

Einleitung — geographische Eintheilung und natürliche Beschaffenheit von Ehstland — Grenzen, Gewässer, Flüsse, und Seen, Wälder, Moräste und Berge — Kreise, Kirchspiele und Bevölkerung — Klima, Witterung, Sommer und Winter, Schlittenfahren — Einfluß des Klima auf die Gesundheit — Boden und Fruchtbarkeit — Producte und Bedürfnisse des Revalschen Gouvernements — Thiere, Vögel, Amphibien und Fische — Jagd und Fischfang — Pflanzenreich — Mineralien — Alte Bewohner Ehstlands und Vergleichung mit den jetzigen — Merkwürdigkeiten und Alterthümer, Ruinen von Städten, Klöstern, und Schlössern — Lage und Beschreibung von Reval, Pernau, Narwa, Habsal, Baltischport,

Weissenstein, Wesenberg, Leal, Insel Oesel und Kühn.

Ungeachtet Liefs- und Ehstland zu denjenigen Provinzen des Russischen Reichs gehört, welche man die Deutschen zu nennen pflegt; ob sie gleich großen Theils von Deutschen bewohnt werden, und Deutsche Sitten und Sprache in denselben herrschen; so haben sie doch so vieles Eigenthümliche und bieten dem aufmerksamen Beobachter so reichen und mannigfaltigen Stoff zu den interessantesten Resultaten dar, daß es kein unverdienstliches Unternehmen ist, diese beiden Provinzen nach ihrer physischen Beschaffenheit, Regierung und innern Verfassung, so wie ihre Bewohner nach dem moralischen Standpunkte, auf dem sie sich befinden, nach ihren Sitten und Charakter zu untersuchen und aus dem Dunkel hervorzuziehen, in dem sie bis daher großen Theils vor den Augen des übrigen Europa noch immer eingehüllt waren.

Die Zeiten sind vorbei, da man es nicht wagen durfte, laut über die schreiendsten Ungerechtigkeiten zu klagen, welche von großen und kleinen Herrschern gegen ihre Unterthanen verübt wurden, wo man es einem Schriftsteller zum Verbrechen anrechnete, wenn er seine Stimme gegen brutale Menschenverachtung und willkührliche Unterdrückung der geheiligtesten Menschenrechs-

rechte erhob. Die Regenten der Völker sind zum Theil selbst jetzt aufgeklärt genug, es nicht mehr zu dulden, daß ihre Hauptstütze, der Bürger und Landmann, ein Spielball in den Händen einiger wenigen kleinen Despoten sey, mit dem sie nach Belieben schalten und walten können, ohne Jemanden Rechenschaft abzulegen. Sie erkennen und fühlen die Pflicht ihres Berufs, Väter ihrer Unterthanen zu seyn, und Wohlstand und Glück über ihre Länder zu verbreiten. Sklaven werden ihres Joches leicht los, unschuldig Gefangene ihrer Ketten entledigt, und Gedrückte, in dunkeln, dumpfigen Hospitälern schmachtende Arme, Wahnsinnige und Verrückte sehen einer hellern Aussicht, einer mildern Behandlung und einer lachendern Zukunft entgegen. Nur in Rußland scheint man der leidenden gedrückten Menschheit noch immer Hohn zu sprechen und ihre Rechte mit Wissen und Willen zu Boden zu treten. —

Die Sklaverei des Bauernstandes ist überall, wo sie herrscht, ein wahres, grundverderbendes Staatsübel, dem zwar nicht auf einmal, aber doch mit der Zeit nach und nach abgeholfen werden kann. Es ist auch jetzt kein Problem mehr, daß die Regenten ihr Interesse darin zu finden glauben, wenn sie diesem ersten und wichtigsten Stande im Staate immer mehr aufhelfen, ihn so viel wie möglich schonen und dagegen die Gewalt des

Adels und der Geistlichkeit einschränken und stufenweise schwächen. In Liefs und Ehstland fand die weise Katharina II. hierzu kein zweckmäßigeres und tauglicheres Mittel, als daß sie der adelichen Kaste durch Aufhebung der Mannlehne, Majorate und dergleichen, worauf keine Schulden kontrahirt werden konnten, Mittel in die Hände gab, sich arm zu schwelgen. Ob die Bauerschaft dadurch eben sonderlich viel gewonnen habe, wird sich aus dem weitern Verfolge dieser Nachrichten über Ehstland und die Ehsten ergeben. So viel ist gewiß, daß der Adel in beiden Provinzen in den letzten Regierungsjahren der grossen Kaiserin sehr avilirt, geschwächt und zum Theil in den letzten Zügen liegend anzusehen war. Unter der gegenwärtigen Regierung hat man ihm einiger Maßen wieder empor zu helfen gesucht und der letzte Rigische Landtagsabschluß bietet uns die Urkunde dar, durch welche Mittel man dieß zu bewirken gesucht hat. Ich enthalte mich hier aller weitern Bemerkungen darüber, weil Herr Merkel in seinem Supplement zu den Letten das Nöthige bereits gesagt hat. Was dieser würdige, für das Wohl seines Vaterlandes eifrig besorgte Mann zum Besten der Letten gethan und geschrieben hat, will ich jetzt in ähnlicher Rücksicht, wobei ich mich jedoch über manche Gegenstände, welche er nicht mit berührt hat, etwas umständlicher

verbreiten werde, in Betreff Ehstlands und der Ehsten versuchen.

Man hat bis daher großen Theils sehr unrichtige Nachrichten von Ehstlands Größe, Grenzen und Eintheilung gehabt. Einige verwechseln es noch immer mit dem eigentlichen Liefland, das doch mit Einschließung des alten Lettlandes ein ganz besonderes Gouvernement ist, und sich durch seine Lage, Sitten, Sprache und Lebensart der Einwohner sehr genau von Ehstland unterscheidet. Ich liefere darüber etwas Bestimmteres, und, so weit es mir möglich war Zuverläßiges und Vollständiges, so viel ich aus eigener Beobachtung und durch die Nachrichten anderer glaubwürdiger Personen habe erfahren können.

Ehstland oder das Revalsche Gouvernement liegt zwischen dem 58sten und 60sten Grad der nördlichen Breite und zwischen dem 41sten und 46sten Grad der Länge. In Norden grenzt es an den Finnischen Meerbusen; gegen Süden und Südost an das Rigische Gouvernement oder das eigentliche Liefland und an den Peipussee; gegen Osten an den Narowafluß, der es von Ingermannland scheidet, und gegen Westen an den Rigischen Meerbusen, wo es von einigen größern und kleinern Inseln, Moon, Dagen oder Dagöd, Worms, Rukö u. a. eingeschlossen

wird

wird. Durch seine Lage an der Ostsee, welche es von zwei Seiten umgiebt, und immer die Hauptgrenzscheidung bleibt, so wie vermittelst einiger Flüsse, hat das Land einen sehr ausgebreiteten Handel. In Ansehung seiner Größe, die dazu gehörigen Inseln abgerechnet, beträgt es in der Länge von Süden gegen Norden etwa 20 Meilen nach der größten Weite, und von Osten gegen Westen ungefähr 35 Meilen. An manchen Gegenden ist es auch wohl etwas breiter, so daß es nach Quadratmeilen, mit Inbegriff der Inseln, vielleicht 600 Quadratmeilen groß seyn möchte.

Die Ostsee macht in vielen Gegenden, besonders an der nordwestlichen Seite des Landes im Revalschen und Habsalschen Kreise eine Menge Einwieken. Dadurch bilden sich fast eben so viele Erdzungen, die sich tief in die See hineinstrecken und eine sehr ungleiche Küste verursachen. An den Ufern der Ostsee ist der Boden felsig, sandig und unfruchtbar, und die steilen Klippen oder Klinden, wie man den Felsenrand im Lande selbst nennt, geben einen schauerlichen gefährlichen Anblick. Das Verhältniß ihrer Höhe gegen einander ist verschieden. Am höchsten sahe ich sie bei Baltischport und einige Meilen diesseits Narwa, wo man kaum ohne Schwindel hinab blicken kann. Weiter in das Land hin-

ein

ein verlieren sie sich in flache Gehäge, Waldung, Strauchholz oder Morast.

Im Ganzen genommen ist das Land mehr eben als bergig, und außer einigen Bergen in der Gegend bei Dorpat, Reval und Wesenberg, die man in andern Ländern nicht einmal Berge, sondern eher Hügel nennen würde, sah ich sonst keine beträchtlichen Erhöhungen. Dennoch wird es weit über die Hälfte von großen Waldungen, Gebüsch, Morästen und Landseen eingenommen, die einen beträchtlichen Unterschied der Gegend verursachen, und es fehlt nicht an Gründen und Niedrigungen, die das Land durchkreuzen, und die Gemeinschaft der Gegend unterbrechen. Die vielen Moorgegenden, Sümpfe und stehenden Seen machen das Land naß und kalt und den Boden zum Hervortreiben wilden Gebüsches üppig. Doch vermehrt sich das offene Land nach und nach, besonders durch die Urbarmachung wüster, waldichter Ländereien durch Hülfe des Feuers. Dadurch gewinnt auch der Boden an stufenweiser Austrocknung, die durch die Abzugsgräben, welche jetzt viele Erbherrn in ihrem Gebiete machen lassen, noch mehr befördert wird. In den großen Waldungen, mit denen das Land bedeckt ist, wimmelt es von vortrefflichem Geflügel, Singvögeln, Wildprete, aber auch von schädlichen wilden Thieren, von denen ich nur den Wolf und Bär nennen darf,

welche

welche unbeschreiblichen Schaden thun. Herdenweise umgeben bisweilen die Wölfe die Schlitten der Reisenden, und man findet oft ganze Schafställe ausgeleert, oder mit erwürgten Schafen angefüllt; dennoch hat man sich bis daher noch wenig Mühe gegeben, mit Ernst auf ihre Ausrottung bedacht zu seyn. Sonst sind die Waldungen in den allermeisten Gegenden fast immer mit Laubwaldung gemengte Nadelwälder, und Laub- und Nadelbäume so ziemlich in gleichen Verhältnisse. Sie nehmen zwar noch über den halben Flächenraum des Landes ein, und in die unzugänglichen ist vielleicht seit ihrer Entstehung noch kein Beil gekommen; die meisten zugänglichen aber sind schon sehr angegriffen und zum Theil gänzlich zerstört. Ungeachtet der großen Verschwendung, die an keine Schonung der Wälder denkt, giebt es dennoch immer noch Holz genug, so daß man die Klafter im Sommer auf dem Lande zu 1 bis 2 Rubel kauft. Das sieben bis achtmonatliche Heitzen, das Dürren des Getreides, das unmäßige Branntweinbrennen, die so sehr gewöhnlichen holzfressenden Zäune, die Dämme, die unzähligen großen und kleinen Brücken, die Knüppelwege, das nächtliche Wärmen der Bauern am Feuer in Waldungen, wodurch diese oft in Brand gerathen, ohne daß ans Löschen gedacht wird, die dortige Bauart der Häuser aus übereinander gelegten Balken, die häufi-

gen

gen Ziegel- und Kalkbrennereien, Theer- und Kohlengruben, das Küttismachen und Rhödung-Brennen (davon unten) sind lauter Veranlassungen zu der erschrecklichsten Holzverschwendung. Manches Gut verbraucht jährlich 2 bis 3000 Klaftern Holz, und doch spürt man in vielen Gegenden noch keinen Mangel. Nur auf einzelnen Gütern büßen jetzt die Nachkommen für die allzu große Verschwendung ihrer Vorfahren, und gewiß wird die Natur sich in der Folge noch mehr rächen, wenn nicht bald dem ungeheuern Verbrauche Einhalt gethan wird. Selten durchreiset man eine Gegend, wo man nicht alle drei oder vier Meilen einen bald grossen bald kleinen Wald passiren muß, aber überall Spuren der entsetzlichsten Vernachläßigung der Wälder erblickt. Oft hauen die Bauern aus bloßem Muthwillen junge Bäume ab und lassen sie liegen oder schälen sie. Wenn sie einen Hackeklotz brauchen, so fällen sie gewöhnlich den ersten besten starken Baum und lassen das übrige Holz liegen, ohne es abzuführen, wenn sie auch gleich nachher welches in die Küche oder für den Ofen brauchen. Lieber hauen sie dann wieder frische Bäume ab, jenes verfault oder wird von überwachsenden Grase bedeckt. Aufsicht kann über die Waldung nicht geführt werden, weil man von Forstwissenschaft und Forstmeistern nichts weiß. Einzelne Güter setzen einen

nen Leibeignen zum Buschwächter. Das heißt aber in den meisten Fällen den Bock zum Gärtner machen.

Die großen Wälder, welche ihren Eigenthümern so viel einbringen, und den Landleuten so viele Arbeit verschaffen, werden hauptsächlich auf folgende Weise benutzt: 1) zu Balken, Brettern und Latten, welche nicht nur im Lande selbst in großer Menge verbraucht, sondern auch häufig ausgeführt werden; 2) zum Bauen, da fast alle Häuser auf dem Lande von Holze gebauet werden, wenige Gütergebäude ausgenommen; 3) zum Baue der Brücken und Straßen. Erstere bestehen fast durchgehends aus Holz und letztere oft aus aufgelegten mit Erde überstreuten Faschinen; 4) zum Theer-, Pech- und Kohlenbrennen, welches die Russen vortreflich, die meisten Esthen aber auch gut verstehen; 5) zu Zäunen um Felder. Es ist dieß nicht nur eine sehr holzfressende und Wälder verwüstende Gewohnheit, die Millionen jungen Stämmen das Leben kostet, sondern sie verdirbt auch die Aussicht und macht sie öde und dürre. Von Hecken und grünen lebendigen Zäunen weiß man nichts. Man braucht vornehmlich junge Tannen- und Fichtenstämme dazu, welche gespalten, pallisadenmäßig in die Erde gesteckt und dazwischen andere Stecken, Schleeten genannt, in die Quere gelegt werden. Alle 3 oder 4 Jahre müssen

sie

sie erneuert werden. Ganze junge anschießende Wälder werden dadurch vernichtet; 6) zur Düngung und Fruchtbarmachung des Bodens. Man brennt nähmlich jungen anwachsenden Strauch, aus dem man die Bäume gehauen hat, und der nachher selbst umgehauen worden ist, zu Asche, pflügt diese mit ein und macht dadurch das Erdreich fruchtbar und fett. Ob gleich das auf solche Art urbar gemachte und gedüngte Land 4 bis 5 Jahre herrliche Früchte trägt, so ist doch der Schaden für die Wälder unersetzlich. 7) Die Birke wird vornehmlich auf sehr mannigfalttige Art genutzt und kommt fast in allen nördlichen Ländern ungemein gut fort. Außerdem daß sie in Ehstland das beste Brennholz zum Heitzen und in die Küche ist, widersteht ihre äußere weisse Schale wegen ihrer Zähheit und Festigkeit der Fäulniß selbst an den feuchtesten Orten. Ihre innere Rinde wird wie die Erlenschale zur Gerberlohe gebraucht. Auch giebt dieser Baum eine Art angenehmen, lieblichen, süßen Getränkes, das man Birkenwasser, und nach geschehener Zubereitung mit Zitronen, Zucker, Franzbranntewein oder Wein, Birkenchampagner nennt. Man zapft es aus dem Stamme durch ein hinein gebohrtes Loch, in welches eine kleine Röhre oder Rinne gesteckt wird, aus welcher der Saft in ein darunter gesetztes Gefäß herabträufelt. Der Baum vertrocknet aber, wenn das

Loch

Loch nicht wieder zugestopft wird, weil der Saft bis auf den letzten Tropfen ausfließt. Schlägt man es hingegen gleich wieder mit einem hölzernen Zapfen zu, so schaden dem Baume diese Aderlässe wenig oder gar nichts.

Einen sehr beträchtlichen Theil des Landes nehmen die Moräste ein, an deren Austrocknung man noch wenig gedacht hat. Man findet viele von 3 bis 4 und noch mehr Meilen groß, wovon die meisten mit Strauch, nur wenige mit Wald bedeckt sind. Andere dienen zu Wiesen, oder, wie man sie in Liefland allgemein nennt, zu Heuschlägen, und bei weiten der größte Theil ist öde, unfruchtbar, und mit Moos, Heide und Torf überwachsen. Im Winter sind sie unübersehbare Eisbrücken, über die man mit dem Schlitten fährt und oft dadurch weit näher zum Ziele kommt. Die allerschlechtesten, welche auch nicht einmal durch noch so viel angewandten Fleiß zu verbessern sind, hält man für verwachsene Seen, deren Oberfläche aus einer leichten Erdrinde von Moos, Gras und Wurzeln besteht. Diese tragen im Sommer weder Menschen noch Vieh, nur im Winter, da alles hart gefroren ist, sind sie zu passiren. Kein traurigerer Anblick als ein solcher Morast! Ich bin einige Mal bei welchen vorbei gekommen. Man sieht da eine unermeßliche Strecke lang nichts als Heide mit Moos und Wasserlöchern, ohne erquickendes Grün, ohne

das

das Auge belustigende Bäume. Das in einem tiefen Bette darunter liegende unterirdische Wasser kann weder abgeleitet noch ausgetrocknet werden, denn es hat bisweilen Kommunikation mit stehenden Seen. Nur selten erblickt man auf einem solchen Moosmoraste ein einzelnes Grashälmchen, eine Staude, niedriges Gesträuch oder Bäumchen, das, wenn es etwas in die Höhe gekommen ist, bald wieder welkt und absterbt. Alles ist hier kahl, wild, öde, und fürchterlich, und kaum einzelne Beeren schmoren hier und da für den durstigen Vogel. Oft versinken noch bei solchen Morästen Häuser, Ställe, und Scheunen, ja so gar Wege und Landstraßen senken sich tiefer. Nicht weit von Keblas, im Fickelschen Kirchspiele, bemerkte man an einem ganz neuerbauten großen steinernen Hause unvermuthete Risse, die nichts Gutes droheten. Der Besitzer zog aus, ließ das Haus räumen, und man war nicht lange damit fertig, als man es mit einem Male bis an die Fenster einsinken sah. Dieß lag in einer solchen morastigen Gegend, die unter den Namen des großen Fickelschen Morastes im halben Lande bekannt ist.

Große Ströme hat Ehstland gar nicht. Sie verdienen, die Narowa und den Pernaustrom ausgenommen, kaum den Namen. Vermöge seiner Beschaffenheit ist das Land, im Ganzen genommen, ziemlich wasserreich, und alle

seine Flüsse nehmen ihren Weg in die Ostsee und den Finnischen Meerbusen. Viele haben keine eigentliche Namen, sondern werden nach irgend einem großen Gute genannt, bei dem sie vorbei fließen. Der erste, größte und bemerkenswertheste ist die Narowa oder der Narwastrom. Er macht die östliche Grenze zwischen der Provinz Allentak, dem letzten Stücke von Ehstland nach Morgen zu, und Ingermannland. Er kommt aus dem nordöstlichen Ende des Peipussee, trennt die Stadt Narwa von der gegenüberliegende Festung Iwangorod und fällt zwei Meilen von Narwa in den Finnischen Meerbusen. Ihre Ufer bestehen aus einer Mischung von Ton und Kalk, sie fließt rapid, ist 40 bis 70 Klaftern breit und bis auf zwei Wasserfälle bei Narwa für Barken schiffbar. Ihre beiden Wasserfälle gehören mit zu den Merkwürdigkeiten des Landes. Besonders ist der eine sehenswürdig und prächtig. Der Fluß theilt sich zwei Werste über Narwa in zwei Arme, deren jeder ungefähr 30 Klaftern breit ist. In einem derselben stürzt der Fluß über einen 20 Fuß hohen Felsen durch allmählige Abstufungen, wovon die unterste 12 Fuß beträgt. Der Sturz bildet einen Bogen, hinter welchem man sich aufhalten kann, welches besonders den Lachsfischern zu Statten kommt. Der Lachsfang ist hier sehr beträchtlich und bequem, denn indem sich die Lach-

se den Fall hinauf zu werfen bestreben, werden sie mit leichter Mühe gefangen. Im zweiten Arme fällt der Fluß noch um fünf Stufen höher und verwandelt dadurch sein Wasser in kochenden Schaum. Der Anblick und das Geräusch von beiden ist fürchterlich prächtig, besonders beim Sonnenschein, wie das Wasser da tobt, allerlei Farben spielt und wellenförmig schäumt, gleich dem Meeresschaume, aus dem Venus entstand. Das Geräusch ist betäubend und bei stillen Wetter kann man das Tosen ziemlich vernehmlich in der Stadt hören. Die Insel zwischen den beiden Wasserfällen hat eine Sägemühle. — Drei Meilen von Reval fließt der Jaggowalsche Bach, der so von den Gute Jaggowal benannt wird. Er hat einen ähnlichen Wasserfall, kaum 800 Schritte von der großen Petersburgschen Poststraße entfernt. Der Sturz geschieht in einer Höhe von 16 bis 18 Fuß, und das Rauschen des fallenden Wassers ist so groß, daß man es eine halbe Stunde weit hört. Weil aber der Fall nicht wie in der Narowa über Felsenklippen, sondern perpendikulär geht, so ist sein Anblick prächtiger, schwindelnder, sein Geräusch betäubender, und der Sturz selbst weit rapider. Die Hölung des Felsens, über den sich die Fluth herab stürzt, ist so weit, daß man darunter, ohne naß zu werden, weggehen kann, weil sich der Felsen über eine große Ecke herüber biegt. In

diesem

diesem Flusse werden die grösten Krebse in Ehstland gefangen. Er ergießt sich, so wie die übrigen, nach einem Laufe von etwa 15 Meilen in den Finnischen Meerbusen. Der Sembach, 15 Meilen von Reval, und eben so weit von Narwa, da wo er in die See fällt, ist kleiner als der vorige und bloß deswegen merkwürdig, weil sich der Dichter Arvelius, der aus jener Gegend gebürtig ist, unter seinen Liedern nach ihm den Sembarden unterschreibt. Der Kegelsche Bach hat auch einen nicht ganz unbedeutenden Wasserfall, der sich einige Meilen von dem Gute Kegel über die hohe Klinde *) in die See stürzt und dort einen reichen Lachsfang giebt. Der Kassarische Bach, unweit eines Gutes gleiches Namens ist ansehnlicher, schwillt im Herbste und Frühjahre fast alle Jahre sehr an, setzt die umliegende Gegend unter Wasser und fällt in einigen Armen nahe bei dem Gute Selli in einen Busen der Ostsee gegen Westen. Der Pernaufluß kommt aus dem Wurzersee, fließt bei Fellin und Torgelhof vorbei, und ergießt sich nach einem Laufe von mehr als 20 Meilen bei Pernau in den Pernauschen Meerbusen. Er ist groß genug, um Barken zu tragen, und bei seiner Mündung nimmt er ziemlich

*) Ufer der Ostsee.

sich große Kauffahrteischiffe auf. Mehr von ihm führe ich bei der Beschreibung der Stadt Pernau an.

Ein Paar andere bemerkenswerthe kleine Flüsse sind: der Kuiwajöggische, d.i. der trokkene Bach, und ein noch kleinerer, beide im Revalschen Kreise. Ich führe sie deswegen an, weil sie sich beide, jener zwei und dieser eine halbe Werst *) unter der Erde verbergen. Jener fließt 4 Meilen von Reval und wird eine Strecke weiter hin auf ein Mal ganz unsichtbar, schleicht eine viertel Meile unter Feldern, Wiesen und der Dorpatschen Straße weg, wo man ihn hier und da durch kleine Oeffnungen des darüberliegenden Fließsandgrundes erblickt; dann kommt er wieder hervor. Den Sommer hindurch ist er ganz flach, im Frühjahre und Herbste aber schwillt er dergestalt an, daß man ihn bisweilen kaum ohne Lebensgefahr passiren kann. Weil die hiesigen Flüsse und Bäche ihren Namen immer von den daran liegenden Gütern, und Dörfern bekommen, so ist es kein Wunder, wenn sie ihn alle zwei oder drei Meilen verändern. In einigen hat man nach der Versicherung und Untersuchung sachkundiger Personen wirklich gute

Per-

*) Ein Werst ist 1500 Schritt und der 7te Theil einer Deutschen Meile.

Perlen, manche von der Größe einer Erbse, aber freilich die meisten noch unreif, gefunden. Weil aber die Perlenfischerei dem Lande wenig Gewinn bringt, so ist sie gänzlich abgestellt und den Bauern bei schwerer Leibesstrafe verboten worden. Der Adel hat auch freiwillig die Abrede getroffen, den Perlenfang gänzlich einzustellen, weil man an dessen Statt etwas Nützlicheres und Besseres thun kann.

Der Finnische Meerbusen bespült den ganzen nördlichen Theil von Ehstland. Seine Ufer sind bis weit in die See hinein seicht und der Grund ist überall mit Sande bedeckt, der auch an manchen Orten über eine halbe Werst das Land noch einnimmt. Sein Wasser ist wenig gesalzen und hat die Thiere der Ostsee. Man will die Bemerkung gemacht haben, daß sich der Busen von Zeit zu Zeit etwas zurück zieht und dadurch das Vorland vermehrt. Die Ufer sind an vielen Orten, besonders weiter nach Narva hin, zwischen 5 und 20 bis 30 Klaftern hoch und gewähren von oben herab einen schauerlichen, majestätischen Anblick auf die tosenden Fluthen und vorbei segelnden Schiffe. Die an denselben liegenden Güter haben das Strandrecht und ziehen aus der Fischerei beträchtliche Einkünfte.

Unter den stehenden Seen bemerke ich vor allen andern den Peipussee. Er begrenzt den südlichen Theil der Provinz Allentak in

Wierland, und ist 10 Meilen lang und an manchen Orten 5 bis 7 Meilen breit. Er ist ungemein fischreich und die Fischerei desselben gehört verschiedenen daran wohnenden Gutsherrn zu. Hechte und Brachsen von ungemeiner Größe werden in demselben gefangen. Im Winter friert er ganz zu und erleichtert das Reisen mit Schlitten nicht wenig. In dem gelinden Winter 1795 brach das Eis ein, als eben einige 30 Bauerschlitten mit Branntwein und Flachs darüber fuhren. Die Menschen retteten sich noch mit genauer Noth, aber die meisten Pferde und Schlitten giengen unter. Einige andere minder große Landseen sind der Werpelsche und Kehlasche im Habsalschen Kreise; der Lodensche, Nurmssche, Pachelsche, Rackilsche, Munksche, Ligolsche und Kaalsche im Revalschen Kreise; der Sursche, Kikelsche und ein großer See unweit der Marienkirche, dessen Name mir nicht bekannt ist, im Wesenbergschen Kreise, endlich der Weinjerwische im Weissensteinischen Kreise. Alle sind sehr fischreich und gehören meisten Theils einem Herrn zu, in dessen Gebiete sie liegen. Doch können auch die Bauern fischen, so oft und so viel sie wollen, und so weit ihre Grenze geht. Es ist seit etwa 20 Jahren eine allgemeine Klage, daß die Seen nicht mehr so fischreich sind als ehemals, weil die Laichzeit

nicht ordentlich abgewartet wird und viele Gutsherren die Unvorsichtigkeit begangen haben, ihre Seen an Russische Fischer zu verpachten. Diese verstehen die Kunst, die Seen in kurzer Zeit rein auszufischen. Sie wissen die Fische zu schellern und durch hineingeworfene glühende Steine und andere Mittel so zu locken und an gewisse Stellen zusammen zu treiben, daß der See bald ausgefischt wird, und für das folgende Jahr kaum die Art übrig bleibt. Daher wird auch jetzt ausdrücklich in den meisten Pachtkontrakten die Klausel hinzugefügt, daß kein Russischer Fischer auf der See zugelassen werden solle.

Ehstland ist nach der Statthalterschafts-Verfassung von 1783 in fünf Kreise eingetheilt. Die alte Eintheilung liegt dabei zum Grunde und nur die Namen sind verändert, daher auch nach der Abschaffung der Statthalterschaftsverfassung unter der jetzigen Regierung die alten Namen wieder eingetreten sind. Diese waren Harrien, Wierland, Wiek und Jerwen. Man nennt sie aber lieber seit 1783 den Revalschen, Baltisportschen, Wesenbergschen, Habsalschen und Weissensteinschen Kreis.

Der Revalsche Kreis oder das ehemalige Harrien hat zu seiner nördlichen Grenze den Finnischen Meerbusen; östlich stößt er an den Wesenbergschen und Weissensteinschen

schen Kreis; in Süden an das Rigasche Gouvernement und namentlich an den Perneuschen Kreis; gegen Westen an den Baltischportschen und Habsalschen Kreis. Er enthält sieben ziemlich große Kirchspiele aus, die der Haupt- und Kreisstadt Reval, deren Beschreibung unten folgt, nämlich: Jegelecht, Kusal, St. Johannes, Jürgens, Koschy, Kegel und Ampel. In denselben leben, nach der neuesten Zählung vom 1795, 40212 Seelen. Reval enthält ohne den Adel, die Geistlichkeit und das fehr peripherische Militär über 11000 Menschen; mithin ist die Menschenzahl im Revalschen Kreise 51212 Seelen.

Der Baltischportsche Kreis, dessen Kreisstadt das kleine Städtchen Baltischport mit 340 Einwohnern ist, grenzt nördlich und westlich an die See, östlich an den Revalschen und südlich an den Habsalschen Kreis. Er begreift sieben ansehnliche Kirchspiele, Matthias nebst dem Filiale Kreuz, Haggers, Rissi, Rappel, Jörden, Merjama und Goldenbek. Seine Volkszahl steigt über 40000 Seelen und mit den Bewohnern der Kreisstadt kann man sie nach der letzten Revision füglich auf 40400 Menschen anschlagen. Die Beschreibung der Kreisstadt folgt weiter unten.

Der

Der Wesenbergsche Kreis, der zu seiner Kreisstadt das Städtchen Wesenberg hat, und vormals Wierland hieß, grenzt nach Norden an den Finnischen Meerbusen, gegen Süden an den Peipussee und einen Theil des Pernauschen Kreise, gegen Osten an das Nowgorodsche und Petersburgsche Gouvernement, und gegen Westen an den Revalschen und Weissensteinschen Kreis. Die Kreisstadt zählt 500 Einwohner und die neun Kirchspiele, Wesenberg, Jewe, Waiwara, Luggenhusen, Maholm, Hallijall, Kathariinen, Simonis und Jakobi, enthalten 51300 Seelen, das wären auf den ganzen Kreis 51800 Menschen.

Der Habsalsche Kreis, oder die vormalige Wiek, welche in die Land- und Strandwiek eingetheilt wurde, faßt die an der See liegende Stadt Habsal, den Flecken Leal, das umliegende Land, die Insel Dagen oder Dagö und noch sieben andere kleinere Inseln in sich. Seine Grenzen sind gegen Norden und Osten der Baltischportsche und Revalsche Kreis, gegen Süden ein Stück vom Pernauischen Kreise und gegen Westen die Ostsee, darin die Inseln Dagen, Worms, und Nuckö liegen. Dagen ist etwa 12 Quadratmeilen groß, enthält ein Kirchspiel und hat einen kleinen Hafen bei dem Dorfe Paden.

Bei der westlichen Spitze Dagerort steht ein Leuchtthurm, der auf Kosten der Krone unterhalten wird. Habsal hat nach der Zählung von 1795 beinahe 750 Einwohner, Leal, eine halbe Meile von der See, 280 Einwohner, die zwar keine Bürger, aber doch freie Leute, meistens Handwerker und Fischer sind, und die übrigen Kirchspiele, 13 an der Zahl, 45194 Seelen. Das gäbe zusammen die Summe von 46224 Menschen. Die Namen der 13 Kirchspiele sind: Habsal, Leal, mit seinem Filiale Kirrefer, Karusen, Hanehl mit dem Filiale Werpel, Fickel, Martens, Röhtel, St. Michaelis, Ruckö, (Insel) Dagden, Reko, (auf der Insel Dagö) Worms, Piersal und Pühhalep.

Der Weissensteinische Kreis, oder das alte Jerwen, worin die Kreisstadt Weissenstein liegt, ist unter den fünf Kreisen der kleinste, denn er enthält nur 26780 Einwohner in sieben Kirchspielen, oder überhaupt mit den Bewohnern der Kreisstadt, die 530 Bürger zählt, 27310 Seelen. Die Kirchspiele heißen: Weissenstein mit dem Filiale St. Annen, Johannis, Maria Magdalena, Peters, Klein-Marien, St. Matthäi, und Turgel.

Hieraus läßt sich nun die Bevölkerung von ganz Ehstland sehr leicht bestimmen. —

Re-

Rekapitulation.

Der Revalsche Kreis enthält	51212	Seelen,
Der Baltischportsche Kreis —	40000	—
Der Wesenbergsche Kreis —	51800	—
Der Habsalsche Kreis —	46224	—
Der Weissensteinsche Kreis —	27310	—
	216546	Seelen.

Rechnet man nun hierzu noch das zahlreiche Militär, den Adel, die Geistlichkeit und die Einwohner der Stadt Narwa mit den dazu gehörigen Gütern und Dorfschaften, so kann man die gesammte Volksanzahl von Ehstland füglich auf 250000 Menschen ansetzen. Da nun das ganze Land 600 Quadratmeilen groß ist, so kommen mithin auf eine Quadratmeile beinahe 417 Menschen.

Die sehr nördliche Lage Ehstlands, da es zwischen dem 58sten und 60sten Grade nördlicher Breite liegt, und noch dazu in einer niedrigen, theils morastigen und waldigen Fläche, mit vielen Gewässern und stehenden Seen, macht das Klima mehr feucht als trocken, kalt, rauh und die Witterung abwechselnd. Es regnet und schneiet viel, der Herbst und Winter ist lang, der Sommer ist kurz und fast gar kein Frühling. Mit dem weggeschmolzenen Schnee im April ist der Uebergang vom Winter zum Sommer sehr schnell, und der Mai oft

schon

schon heiß. Dennoch fallen in demselben gar häufig noch Nachtfröste ein, ja ich fand noch am 8ten Juni alten Styls 1788, also am 19ten nach dem neuen Kalender) nah am Seestrande in einigen Schluchten eine Menge Schnee. Gewöhnlich heitzt man bis gegen den 15ten Mai noch ein, und im September kommen schon die ersten Nachtfröste wieder. Im Oktober giebt es alle Jahre genug Schnee, und Eis zeigt sich auch. Alles dieß erschwert den Garten- und Ackerbau so wie die Viehzucht, denn gegen Michael muß gewöhnlich das Vieh schon in die Ställe getrieben werden. Auch die Ernten leiden darunter. Doch aber wird der auf den Landbau gewendete Fleiß reichlich belohnt, und es haben auch dort alle Theile der Landwirthschaft Statt. — Die längste Zeit des Jahres nimmt der Winter ein, denn dieser pflegt gewöhnlich sieben auch wohl acht Monate zu dauern. Mit dem Ausgange des Augusts fängt man schon zu heitzen an, und das währt bis in die Mitte des Maies. So schön dieser bisweilen ist, so darf man sich in der Regel unter ihm doch nicht jenen schönen, lachenden Wonnemond vorstellen, wie er im südlichen Deutschlande und Frankreich ist, denn es wehen da gemeiniglich noch rauhe, kalte Winde mit abwechselnden Nachtfrösten. Der Juni und bisweilen gar nur die letzte Hälfte, der ganze

Juli und der August, sind der Ehstländische Sommer. Man freut sich daher auch den ganzen Winter hindurch mit sehnsuchtsvollen Wünschen auf ihn, und genießt ihn in der Stadt und auf dem Lande mit nie gestillter Sättigung. So unangenehm im Winter die allzukurzen Tage sind, so vielen Reitz haben die langen Sommertage, besonders für den Ausländer, denn es ist fast die ganze Nacht hindurch helle. Der längste Sommertag hat 18 Stunden und in der Dämmerung der hellen Nächte kann man bequem lesen. Schon im März bleibt es bis gegen 8 Uhr Tag und wird früh nach 4 Uhr helle. In den längsten Tagen des Juni steht die Sonne noch halb 10 Uhr am Himmel, und 2 Uhr früh steigt sie schon wieder am östlichen Rande des Himmels herauf. Es bleibt kaum 3 Stunden Nacht, und auch diese 3 Stunden sind nicht als eigentliche Nacht anzusehen, sondern als eine schwache Dämmerung, bei der man immer noch lesen, ja zur Noth auch schreiben kann. Aber nun geht es nach und nach auch bald wieder Berg ab, und das in eben dem Verhältnisse, als es vorher Berg auf gegangen war. Die Hitze ist im Sommer in manchen Jahren sehr groß, bisweilen unerträglich, und nur die frischen Abende, Nächte und Morgen vermögen sie in etwas abzukühlen. Sehr schwüle Nächte sind nur selten

ten und wenige ohne starken Thau; eine sehr weise und wohlthätige Einrichtung der Natur, durch welche sie die drückende Tageshitze mildert, und Bäumen, Früchten und Pflanzen eine stärkende Erfrischung giebt. Würde man, wie in Deutschland, unter erhitzenden Federdecken schlafen, warlich, man müßte ersticken! so aber bedient man sich im ganzen Lande, Sommers, und Winters (denn da schläft man in mäßig geheitzten Zimmern) dünner mit Baumwolle oder mit feinem gebleichten Werge durchnähter Decken, die nicht so erhitzen und gesünder sind. Es giebt Tage, besonders wenn Gewitter am Himmel stehen, die so schwül sind, daß man auf zehn Schritte weit ersticken möchte und ganz matt niedersinkt. Es kostet Mühe, wenn man zur Abkühlung das Bad oder einen schattigen Birkenwald, deren es viele und große giebt, erreichen will. Im Juni wehen bisweilen noch sehr kalte Winde, so daß man wirklich friert und wieder heitzen lassen möchte. Einige Sommer sind sehr naß, kalt und windig, wie besonders der 1786 war. Im August finden sich schon wieder kühle Nächte ein und der September mit dem Oktober machen den Herbst aus. Zuweilen sind noch im September recht warme und schöne Tage; im Durchschnitt aber ist der Herbst mehr trübe, naß und stürmisch, als heiter und freundlich. So schöne Herbste,

als der 1789 war, und überhaupt so schöne Jahre, als dieses war, erlebt man selten. Das helle, freundliche Wetter dauerte bis zum 20 Oktober fort, und alles war noch ziemlich grün. Am 12ten September 1785 erlebte ich an diesem einzigen Tage alle vier Jahreszeiten. Herbst war es ohnehin; Winter, denn früh schneite es; Sommer, Mittags schien die Sonne ziemlich warm und es wurde noch Hafer eingefahren; Frühling, weil es eine Art Beeren giebt, die im Frühjahre und im Herbste reifen, und die man mir eben brachte. Sie heißen Graansbeeren. Am 25ten Oktober 1794 sah ich noch die Schafheerden auf die Weide treiben, als ein Wolf vor meinen Augen eins weg holte. Der arge Räuber kam im Trotte, seinem gewöhnlichen Gange, gelaufen und that über den Zaun einen Sprung zur Heerde. Die Hunde lagen eben im Busche. Er faßte das wehrlose geduldige Thier und trug es in vollem Gallop, Trotz alles Schreiens und Werfens der Hüter, davon. Auf das Geschrei kamen endlich die Hunde herbei, fielen aber in die eigene Heerden, die sie schützen sollten, und rissen 6 Schafe nieder, die hernach alle geschlachtet werden mußten. Sie hatten das Rufen wahrscheinlich für ein Hetzen auf die hier und da zerstreut herumlaufenden Schafe gehalten. Kein Gewehr war da, und alle sa-

hen

hen den Wolf mit seiner Beute ruhig in den Wald jagen, wo er sie sich unfehlbar wird haben wohlschmecken lassen. Doch ich komme zu meinem Zwecke zurück.

Den Sommer hindurch reist man gern bei Nacht, weil es da kühler und ebenfalls hell ist. Der Gesang der Nachtigall begleitet den Reisenden überall und die vielen waldigen Gegenden gewähren ein romantisches Ansehen, verbunden mit einem melancholischen Gefühle in der tiefen mitternächtlichen Stille. So wie der kurze Sommer, durch die größere Tageslänge ungemein verschönert, und sein Reitz durch die helle Nächte erhöht wird, so hat auch die Sonne dadurch, daß sie von früh 2 Uhr bis beinahe um 10 Uhr des Abends am Horizonte steht, für die Gewächse eine verstärkte Wirkung, indem sie alle in wenig Monaten eben so bald reif werden als in Deutschland, wo die Tage nicht so lang sind. Die Gerste wird erst kurz vor oder gleich nach Pfingsten gesäet, und ist in 10 bis 11 Wochen so reif, wie in den Südländern. Nur das Vieh ist übel daran. Die Weide geht mit dem Anfange des Oktobers zu Ende, und von da bis in den Mai muß es mit trockenem Futter vorlieb nehmen, und da geschieht es wohl bisweilen, daß die Bauern aus Mangel an Stroh und anderer Fütterung die Strohdächer abdecken,

und

und ihrem Viehe in die Streue und Krippe werfen, so wie sie selbst aus Mangel an Korn gegen das Frühjahr unter ihren Roggen alle Spelzen, Spreu, ausgedroschene Kornähren und Mehlstaub mahlen. Wie kräftig solches Brod seyn müsse, läßt sich denken, und dennoch sind sie dabei, wenn sie es nur immer haben, frisch, gesund und vergnügt, ut ne illis voto quidem opus sit. Gebeuteltes Mehl kennt der Ehste überhaupt nicht, er ißt kein anderes als geschrotenes Brod.

Der Winter ist immer strenge und die Kälte, mit Ausnahme einzelner Jahre, weit heftiger und anhaltender als in Deutschland. Weil bei Schneewetter die Atmosphäre mehrentheils trocken ist, so ist er der Gesundheit so zuträglich, daß in demselben von den wenigsten Krankheiten und Todesfällen zu hören ist. Die trockene Kälte, wenn sie nicht durch ihren hohen Grad zu empfindlich ist, der heitere Himmel und das häufige Schlittenfahren stählt die Nerven, macht frisch und munter und stärkt Menschen so wohl als Thiere. In Ehstland steigt sie selten über 22 Grad und ich habe sie seit meinem zwölfjährigen Aufenthalte daselbst nur ein einziges Mal, im Februar 1792, über 22 Grad (Reaum.) erlebt. Es war vom 22sten bis 24sten, wobei ein so schreckliches ungestümes Wetter mit Schneegestöber wüthe-

te, als es bei Menschengedenken nicht erlebt worden war. Der Nordostwind wehte so heftig und kalt, daß selbst in steinernen Häusern kein Zimmer Wärme hielt. Die Vögel fielen todt aus der Luft, und viele Bauern unter Weges und Soldaten auf ihren Posten erfroren. Auszugehen war unmöglich, und wenn man ins Freie trat, so wollten die Augen zufrieren, wenn man nicht immer blinzelte. Der Speichel fror zu einem Klümpchen, ehe er auf die Erde fiel. Keine Kleider, kein Pelzwerk war erwärmend genug, um sich gegen diese Kälte zu schützen. Doch kommt sie, wie gesagt, in solchen Grade nur selten; in Petersburg aber steigt sie bisweilen bis zum 28. ja 30. Grad. Dann, und schon, wenn sie über 18 Grad geht, sind alle öffentliche Lustbarkeiten und Assembleen verboten, weil die Bedienten und Pferde dabei zu viel leiden müssen. Die Schildwachen werden alsdann alle halbe Stunden abgelöst und auf den Straßen sind viele besonders dazu erbaute Kamine und Oefen geheitzt, an denen sich die armen Leute, welche auf den Gassen zu thun haben, die Kutscher und Bedienten, Soldaten, Polizeiwächter, Zollbeamte u. s. w. wärmen. In Riga, Reval, Dorpat, Pernau und Narwa sind dergleichen Gassenöfen nicht, theils, weil die Kälte hier nicht so heftig ist, theils weil dazu die Straßen zu eng

ge sind. Die Stubenöfen sind durchgehends von breiten Kacheln und vortrefflich gebaut, mit vielen Zügen und Zugröhren, die, so wie das Feuer ausgebrannt ist, gleich zugesetzt werden, damit die Wärme nicht in den Schornstein fliegt, sondern in dem Ofen zusammen bleiben, und in die Stube dringen muß. Dergleichen töpferne, oft mit Pracht und Geschmack erbaute Oefen, halten die Wärme weit länger als die eisernen, und unsere Töpfer können in diesem Stücke von den Russischen noch lernen.

Der kürzeste Tag im Winter ist nur 6 Stunden lang, und wenn in November und December trübe Tage einfallen, so kann man, ungeachtet der Helligkeit vom Schnee und häufigen Nordlichtern, der Lichter doch nur auf eine kurze Zeit entbehren. Bis 9 Uhr des Morgens brennt man um diese Zeit gewöhnlich Licht, und 3 Uhr Nachmittags muß schon wieder welches angezündet werden. Diese Unannehmlichkeit ersetzen aber die herrlichen langen Tage im Sommer wieder reichlich. Die strengste und anhaltende Kälte tritt gemeiniglich mit dem December ein und dauert den Januar und Februar, bisweilen auch noch den halben März hindurch, mit wenig unterbrechendem Thauwetter, fort. Selten hält sie in gleichem Grade über 10 Tage an. An manchen Tagen, wenn sie durch Stürme, die mit grausamen Schneegestöber

vergesellschaftet sind, vermehrt wird, wie es von 22sten bis 24sten Februar 1792 war, ist sie für Menschen und Vieh wirklich schrecklich. Viele Kühe erfrieren in nicht wohlverwahrten Ställen, und die Wölfe kommen an solchen Tagen häufig auf die Höfe der Güter und in die Schafställe der Bauernhöfe, ja sie gehen über das Eis auf die Inseln der Ostsee, um Raub zu suchen. Sie holen da manchen Hund vom Hofe weg, und manches Schaf, Kalb und Füllen aus dem Stalle. Bei einem so hohen Grade von Kälte erfriert man, besonders auf Reisen, gar oft Nase und Ohren, Backen, Kinn, Finger und Zehen. Man erkennt den Frost daran, daß die verletzten Theile weiß werden. So lange man im Freien und in der Kälte bleibt, empfindet man nichts. Der Frost schadet auch weiter nicht, wenn man die beschädigte Stelle nur gleich mit Schnee reibt, so lange bis das Gefühl wieder kommt, und bis alle dadurch verursachte Schmerzen vorbei gehen. Kommt man aber mit einem erfrornen Gliede in die warme Stube und es thauet auf, so entstehen daraus die heftigsten Schmerzen. Das Fleisch fault von den Knochen und es erfolgt gemeiniglich ein unheilbarer Schade. Selbst die Russen, die doch sonst die schnelle Abwechselung zwischen Kälte und Hitze sehr gut vertragen können, hüten sich in solchen Fällen

für warmen Stuben. Branntwein, Wein und andere geistige Getränke unterwerfen dem Körper am meisten den gefährlichen Wirkungen der Kälte. Und doch herrscht auch dort der falsche Wahn, daß man vorher zur Erwärmung ein Glas Branntwein oder Liqueur trinken müsse. Viel besser ist ein Glas kaltes Wasser, gutes Bier oder eine warme Suppe, dieses wärmt mehr als alle erhitzende spirituöse Getränke, die hinterher erschlaffen. Nur dann trinken Personen, die im Winter viel reisen müssen, mit Nutzen ein Glas Branntwein, wenn sie darauf im Quartiere bleiben und ausruhen können. Uebrigens ist die starke Kälte weder auf Menschen noch Thiere von so gewaltiger und erstarrender Wirkung, als man es nach ihren Wirkungen in südlichen Ländern vermuthen sollte. Der Grund davon liegt theils in der reinen trocknen Beschaffenheit der Luft, während der Kälte, theils in der Abhärtung. Jene macht, daß man viel weniger friert, als bei einem geringern Grade der Kälte, aber mehr Feuchtigkeit im Auslande; diese, daß Kutscher, Bauern und Fuhrleute mit ihren Pferden in der strengsten Kälte, halbe Tage auf Gassen und Straßen, mit ganz bereiftem Bart und Haaren, ohne Gefahr aushalten, ja daß man sogar bei 18 bis 20 Grad Kälte in den Städten Weiber an den Flüssen und Kanälen Wäsche abspü-

spülen sieht, ungeachtet ihre Kleider vor Näs-
se und Gefrieren starren. — Noch einen Vor-
theil gewährt die große Kälte, das bequeme
Transportiren der gefrornen Fische. Man läßt
nämlich die Fische, ehe man sie fortschicken
will, gefrieren, steckt sie in ein Gefäß, das
mit Schnee angefüllt ist, oder in gut verwahr-
te Schlitten und thut sie dann, wenn sie an
Ort und Stelle gebracht sind, in kaltes Was-
ser, da sie dann wieder aufthauen und zum
Essen so schön und wohlschmeckend sind, als
wenn sie frisch wären. Doch schränkt sich dies-
ses Verwahrungsmittel auf nicht länger als
drei Tage ein. Große Fische bleiben länger
auf diese Art gut, und ich sahe in Reval
und Pernau welche, die von der Wolga
hergebracht worden waren. Die Russen nen-
nen sie Assetrina und Beluga, deßgleichen
Sterlete, und sie hatten sie auf ihren Schlit-
ten und der Erde liegen wie lange Balken,
die mit einer Schnee- und Eiskruste bedeckt
sind.

Schnee fällt oft schon im Oktober so viel,
daß man mit dem Schlitten fahren kann. So
fuhr ich, am 18ten Oktober 1788, da in
Deutschland noch die Weinlese war, von Keb-
las auf ein benachbartes Gut bei recht hüb-
scher Bahne. Weil aber auch häufige Regen
um diese Zeit einfallen, so bleibt der Schnee

selten lange liegen, und schmilzt bald wieder weg. Erst mit dem November kann man darauf rechnen, daß er liegen bleibt und die Schlittenbahn beständig ist; aber auch nicht alle Jahre. 1788 war am 9ten November so viel Schnee, daß ich eine Reise von 7 Meilen mit dem Schlitten machte, und dabei eine solche Kälte, daß mein Bedienter den Backen erfror. Gewöhnlich fällt der Schnee 3 bis 4 Fuß hoch, friert im Januar beim Sonnenschein zusammen wie Eis, und schmilzt selten vor dem April weg. Dann ist er eine vortreffliche Decke für die Wintersaat, die er vor den schädlichen Einflüssen der Kälte schützt. Man sagt in Liefland sprichwortsweise, es müsse sieben Mal schneien, ehe der Schnee liegen bleibe. Wenn es gegen das Ende des Augustmonats anfängt, so schneit es manche Jahre wohl mehrere Mal, ehe man auf dauerhafte Bahn rechnen kann. Im Jahr 1786 fiel der erste Schnee am 10ten September und so stark, daß alles weiß war. Da hatte man schon seit 14 Tagen heitzen müssen. Im Anfange des Maies fällt gemeiniglich der letzte Schnee, und mit dem Ende dieses Monats hört man auch auf, die Stuben zu heitzen. Bei starkem Froste ist die Erde oft 4 bis 5 Fuß tief gefroren und die Todtengräber haben dabei ihre meiste Noth, indem sie gewöhnlich

stärksten Brecheisen zu Hülfe nehmen müssen. Auf der flachen Erde, liegt der Schnee selten über 3 Fuß tief, aber an Mauern, Zäunen, Etaketen und in Wäldern, wo ihn der Wind zusammen treibt, auch wohl 3 bis 4 Ellen hoch, und da ist es gar nichts Unerhörtes, wenn man mit dem Schlitten über die Zäune oder Feldpforten wegfährt; zumal wenn der Schnee eine harte Kruste hat, welches aber erst im Januar, Februar und März erfolgt. Diese Rinde ist wie Kristall anzusehen, greift aber bei Sonnenschein wegen ihres blendenden Glanzes die Augen sehr an. Die Bauern machen bald auf allen Straßen Bahn, und nun sieht man kein anderes Fuhrwerk als Schlitten. Das hiesige Schlittenfahren gehört mit unter die größten und eigenthümlichsten Vorzüge Ehstlands. Wie schnell und bequem sich es auf diese Art reisen läßt, kann nur der sagen, der es selbst versucht, oder mit angesehen hat. Außer dem Vergnügen ist es von größerem Nutzen und Vortheil, denn man fährt oft in einer Stunde zwei Meilen und drüber, besonders wenn Russische Pferde vorgespannt sind. Von Petersburg bis nach Moskau, eine Strecke Weges von 100 Deutschen Meilen ist die Kaiserin Katharina II ein Mal in 30 Stunden, und der Prinz Heinrich von Preußen mit dem letzt verstorbenen Könige, der da-

wals noch Kronprinz war, sogar nach einer angestellten Wette, in 24 Stunden gefahren, versteht sich mit immer abwechselnden Pferden. Dennoch gewann der Kronprinz die Wette von 100000 Rubeln, denn der kaiserl. Kutscher hatte geheimen Befehl, wenn der Zug schon nahe bei Moskau wäre, langsam zu fahren, so daß beinahe 25 Stunden heraus kamen. Ich selbst bin mehrmals 15 Meilen in 8 Stunden gefahren. Die Seen, Flüsse und Moräste halten dann die Reisenden nicht auf. Die Schlittenbahn gehet über Land und Wasser, und der Schlitten fliegt, ohne daß der darin Sitzende Gefahr ahndet, über Sümpfe und Gewässer, die unter ihm sonst grundlos sind. Man kann beides nicht mehr vom festen Boden unterscheiden, weil alles mit Schnee bedeckt und mit Eise bebrückt ist. Bei guter Schlittenbahn fliegt ein Kurier von Riga noch Petersburg, dazwischen 86 Meilen Land liegen, in 20 Stunden mit untergelegten Pferden auf jeder Station. Die Russischen Kaufleute bringen im Winter ihre Produkte, Flachs, Hanf, Lein, Theer, Talg, Fische ꝛc. viele hundert Meilen weit auf Schlitten her. Die Schlittenbahn befördert die Kommunikation durch das ganze Reich. Da kommen Kuriere, Offiziere, Kaufleute, selbst Gouverneure und Generale aus Sibirien und Kamtschatka an. Von

Ast-

Astrachan werden frische Trauben nach Petersburg, Riga und Reval gebracht, eine Lustfahrt von 700 Meilen. Aber auch in Ehstland weiß man die Schlittenbahn zu nutzen. Man besucht sich auf 30 bis 40 Meilen weit, und Freunde und Verwandte, die sich das ganze Jahr hindurch nicht gesehen haben, besuchen einander um Weinachten oder Lichtmeß. Dieß ist ein in seiner Art einziges Vergnügen und erhöht den Reitz des Winters, der an sich, ohne das Schlittenfahren, traurig und einsam wäre, nicht wenig. Viele Eingeborne halten daher den Winter für die schönste Jahreszeit und sehen der Periode mit ungeduldiger Sehnsucht entgegen, da es schneit und die Flüsse zufrieren, und ich selbst wartete mit Verlangen alle Jahre im December auf feste Schlittenbahn, weil ich gewöhnlich um diese Zeit kleine Reisen im Lande umher machte. Man ist des trüben und nebeligen Herbstes mit immerwährenden Regen überdrüssig und sieht dem Winter als seinem Erretter entgegen. Die Luft wird trocken, der Himmel heiter, die schlechten Wege und der Koth auf den Gassen hören auf, man kann wieder heraus, es giebt eine glatte Bahn, der Tag ist heller, man athmet freier, man sieht seine Freunde wieder, die Schlitten begegnen sich und fliegen Straße auf, Straße nieder, die Kreuz und Quere.

Es beginnt ein neues Leben, neue Munterkeit, neue Kräfte, so bald es Schlittenbahn giebt. Und das dauert den ganzen Winter hindurch fort. Da geht es an ein beständiges Fahren, es werden Besuche gegeben, und genommen. Da fährt mancher arme Ritter von Gute zu Gute auf der Wurst herum und thut sich gütlich. Der schönste Monat ist der Februar. Die Spiegelhelle des Schnees, der blaue Himmel, die Reinheit der Luft, die kandirten Wälder und bereiften Stauden, die kristallenen Bäche und Seen, das Gewühl der Schlitten auf Straßen und vor Wirthshäusern, Alles erweckt zum Leben und Frohsein. Der Fremde der solche Schlittenfahrten, wie sie besonders der zahlreiche Adel auf dem Lande von einem Gute zum andern anstellt, noch nicht mit angesehen hat, wird hingerissen, entzückt, gewinnt diesem Vergnügen Geschmack ab, und preiset den nordischen Winter als bezahlter Lobredner.

Man bedient sich in den dortigen Gegenden gar mancherlei Arten von Schlitten. Die gewöhnlichsten sind die leichten Rennschlitten, die ganz klein, flach, niedrig und aus dünnen Bretern zusammen gesetzt sind. Man nennt sie in Ehstland Borkschlitten, weil sie aus der innern starken Baumschale, welche dort Bork heißt, in einander gefügt werden. In ihrer

Bauart kommen sie so ziemlich mit den Deutschen überein, nur daß sie vorn nicht die Verzierungen vor Halbgöttern, Herkulessen, Sirenen, Schwänen oder Fischen, und hinten keine Pritschen haben. Inwendig ist an der Rücklehne ein ganz niedriges, und in vielen gar kein solches Bänkchen. In beiden Fällen werden, wenn man ausfährt, zwei Kissen hinein gelegt und darunter, vornämlich nach den Füßen zu, Heu gestopft, auch wohl noch über die Füße ein besonderes Kissen unter die Decke gelegt. Viele sind überall in- und auswendig mit Bären- oder Wolfsfellen ausgeschlagen, und haben ein rauhes Nimrodisches Ansehen. Eine andere Art sind die Kasanschen Schlitten, ein- und zweisitzig. Sie sind höher und schwerer, als jene, mit Leder, Polstern und Pelzwerk ausgeschlagen, und werden meistens Theils von zwei Pferden gezogen. Man hat auch ordentliche Kutschkasten, die auf Schlittengestellen gesetzt und mit Fenstern und Schlägen versehen sind. Sie halten die Kälte ab und man sitzt in ihnen, in Betten und Pelze gehüllt, so warm als in einer kleinen Stube. Man pflegt aber in allen dreien Gattungen von Schlitten mehr wie in einem Bette zu liegen als zu sitzen. Gegen die strenge Kälte verwahrt man sich durch überflüssiges Pelzwerk am Leibe, Kopfe, Händen und Füßen. Man

hat

hat große dicke Wolfs- und Bärendecken, welche vorn auf beiden Seiten des Schlittens befestigt werden, und die man bis an den Hals über sich herzieht. Um ihnen ein weniger rauhes und wildes Ansehen zu geben, läßt man sie gemeiniglich mit rothen oder blauen groben Tuche überziehen. Mit diesen Schlitten fährt man nun, oder fliegt vielmehr, so schnell wie ein Vogel in der Luft, wozu die kleinen aber dauerhaften Ehstnischen und Russischen Pferde das Ihrige wacker beitragen. Bei schnellem Fahren hat man sich vorzusehen, daß man nicht umfällt. Auf den Landstraßen und im Felde hat es wenig zu sagen, weil die Schlitten niedrig sind und der Schnee tief liegt. Auch pflegen die schon daran gewöhnten Pferde gleich stille zu stehen. Aber in Städten, besonders in engen Straßen, wo die gegen einander rennenden Schlitten nicht so leicht und geschwind ausweichen können, ist die Gefahr größer. Da man niedrig und offen sitzt, kann man wegen das Getümmels der springenden Pferde leicht Schaden nehmen. Die verdeckten und Kasanschen Schlitten vermindern die Gefahr beim schnellen Fahren. Um eben dieser Gefahr willen, ist im ganzen Russischen Reiche obrigkeitlicher Befehl da, daß jeder Fahrende dem andern zur rechten Hand ausweiche, damit sie nicht auf einander rennen.

Ueber die kleinen untersetzten Pferde habe ich mich oft gewundert und mich an ihnen vergnügt. Sie sind munter und führen mit der größten Leichtigkeit die schwersten Lasten von Steinen, Holz, Heu, Flachs und dergleichen. Besonders giebt es unter ihnen eine eigene Gattung die man Läufer oder Traber nennt. Mit diesen stellt man häufige Wettrennen oder Traberfahrten, zumal im Winter bei Reval, Pernau und Riga, auf der See oder auf einem Flusse an, denen ich oft mit Vergnügen beigewohnt habe. Die Edelleute bieten 30 und mehr Bauern auf, und lassen die See oder den Fluß in einer Strecke von 1 oder 2 Werst vom Schnee reinigen. Diese Fläche ist alsdann so glatt, wie ein Spiegel und giebt eine treffliche Rennbahn. Es werden Wetten dabei angestellt und der Besitzer eines guten Trabers ist stolz auf sein Thier. Ein solches Pferd wird wohl mit 800 bis 1000, ja in Petersburg bisweilen mit 1500 Rubel bezahlt. Sein Vorzug besteht darinn, wenn es einen so schnellen und starken Trab läuft, daß ihm ein anderes, welches daneben gespannt wird, und auf Russisch Pripräsch heißt, im stärksten Gallopp nur mit Mühe nachkommt. Freilich ist dies eine arge Qual für das arme Thier und ein grausames Vergnügen; auch habe ich oft gesehen, daß ihm der Schaum vor dem Maule gestan-

den

den und der weiße Schweiß vom ganzen Leibe geflossen ist. Es schnaubt und stöhnt nach geendigter Traberfahrt wohl noch 1 Stunde, daher auch die Russen manchen Trabern die Nasenlöcher aufzuschlitzen pflegen, damit sie weiter Athmen holen können. Aber was fragt der Edelmann darnach! Ihn rührt der Schmerz der leidenden Thiere nicht. Ich sah einst bei Reval einen Samojeden, der 80 Rennthiere mitgebracht hatte, auf eine Wette gegen Pferd und Rennthier ein solches Traberfahren mit dem Baron Schw. anstellen. Der letztere behauptete, daß sein Traber schneller liefe als ein Rennthier. Bei Katharinenthal, einem kaiserlichen Lustschlosse nahe bei Reval, wurde auf der Ostsee von etlichen 20 Bauern der Schnee weggekehrt und so das Wettrennen gehalten; allein der Baron verlohr die Wette. Anfangs war das Pferd wirklich voraus, aber der Samojede ließ es mit Fleiß sich etwas ermüden, fuhr weniger schnell und zog dann mit einem Male wie ein Pfeil los, so daß er bald über das Pferd weg kam und nach dem Vertrage die Wette gewonnen hatte: er mußte jedoch mit 100 Rubeln zufrieden seyn. Ein anderes Mal fuhr ich selbst mit dem Baron von Clodt auf einer geebneten Landsee Traber, wobei es nicht anders war, als würde mir die Luft vor dem Munde weggeschnitten; ja

ich

ich weiß, daß einmal ein solcher Läufer eine halbe Meile in 4 Minuten machte, aber auch halbtodt niedersank. Dieß ist wohl das höchste, und länger hält es das Thier nicht aus. Das Traberfahren geschiehet mit Schlitten, in denen man sitzt und das Pferd lenkt, im Sommer aber, wo es jedoch nicht so häufig ist, wird das Wettrennen, wie in England, bloß auf dem Sattel gehalten, jenes gemeiniglich von den Edelleuten selbst, dieses durch ihre Reitknechte.

Das Schlittenfahren ist in ganz Liefland eine der angenehmsten Vergnügungen, und es vergeht so leicht keine Woche, daß man nicht zwei bis drei Mal ausfahren sollte, und wäre es nur eine halbe Meile weit, denn es ist dort so der Gebrauch, daß man, wenn auch nur in der Wirthschaft, zu den Riegen und auf der Hoflage herumgefahren werden soll, oder auf dem nahe gelegenen Pastorate ein Besuch abgestattet wird, gleich den Schlitten anspannen läßt, und nur äußerst selten, im Winter so wohl als im Sommer, zu Fuße geht. Es wird dort wie in Neapel für eine Schande gehalten, seine Füße zu brauchen, und man ist in Gefahr, für einen reisenden Handwerksburschen angesehen zu werden, wenn man auf Edelhöfen und Pastoraten Besuche zu Fuße machen wollte. Daher die Frage: ei! Sie kommen gar zu Fuße? und jeder Edelmann, der auf

Ehre hält, läßt seinen Hofmeister, wenn dieser den Prediger besuchen will, unersucht anspannen und höchst ungern zu Fuße gehen. Bei dergleichen Schlittenfahrten, besonders auf weiten Reisen und wenn der Weg durch Gehölze oder über weite Flächen geht, wird man oft eingestümt, d. h. bei Wind und Schneegestöber, wo man nicht drei Schritte weit sehen kann, vom Wege und von aller Spur abgebracht, geräth in Windwehen und Schneetriften, wird zugeschneiet und im folgenden Frühjahre noch auf dem Schlitten sitzend todt gefunden. Dieß ist, zumahl bei den armen Bauern, die in Wind und Wetter, wo man keinen Hund hinaustreiben würde, fort müssen, gar oft der Fall. Das Pferd rettet sich noch bisweilen dadurch, daß es sich losreißt. Auch geschiehet es öfterer bei solchen weiten Reisen mit dem Schlitten, daß einem zwei, drei, vier, ja 20 und noch mehr Wölfe, von welchen unverschämten Gästen das Land voll ist, begegnen, die neben dem Schlitten herlaufen, bald auf der Seite, bald vorn, bald hinten, besonders nach dem Pferde zu, und oft selbst quer über den Schlitten verschiedne Sprünge wagen, die Menschen aber unangefochten lassen und, selbst beim äußersten Hunger, eher das Pferd anfallen. Hat man einen Hund bei sich im Schlitten, so giebt man ihnen denselben zuerst Preis.

Thur

Thut man es nicht, so wagt man oftmals sein Leben. Mehr hiervon, wenn ich auf die Thiere komme, welche in Ehstland, so wie in Lettland, einheimisch sind.

Mit dem Ende des Märzes geht es auch mehrentheils mit der Schlittenfahrt zu Ende. Der Schnee schmilzt zusammen und verwandelt sich in Wasser und Koth. Um diese Zeit ist es in Städten und auf dem Lande am schmutzigsten, alle Kommunikation hört, so lange das häßliche Thauwetter währt, auf, die Wege sind so schlecht, daß man nicht durchkommen kann, und man führt, besonders auf dem Lande, das Leben eines Gefangenen. In Städten geht man ungern und so wenig als möglich aus, weil die Straßen äußerst kothig sind, und das viele Wasser und der zur Eiskruste gewordene Schnee das Gehen, vornämlich des Abends gefährlich macht. Es sollen zwar Laternen brennen, aber die meisten löschen schon um 9 Uhr aus, wegen Mangel an Oel. Am Tage reinigen die Bürger ihre Höfe, und Dächer von Schnee, und es stürzen oft große Gletscher herab, denen man kaum entrinnen kann. In den Gassen ströhmt dann das Wasser und man wadet an vielen Orten bis an die Knöchel darin. Mit Mühe drängt man sich durch die vielen Fuhren, Pferde und Schlitten, Menschen und Thiere allerlei Art hindurch, die alle noch die letzte abgehende Schlit-

ten-

tenbahn benutzen wollen, wird oft hin und her gestoßen, bespritzt, weggeschoben und getreten. Auf beiden Seiten der Straßen, wo die Buden und Kramladen nebst den hervorstehenden Kellergeschossen sind, geht der Schnee über eine Elle tief abschüssig, und in abhängig laufenden Straßen gleitet man oft mehr als man geht. So angenehm daher auch im Sommer der Aufenthalt in Reval, Pernau, Riga ist; so unangenehm ist er im Winter, besonders gegen das Frühjahr zu, weßhalb ich auch jedes Mal so sehr als möglich eilte, aus den schmutzigen Gauen herauszukommen. Gleichwohl sind die Städte des Adels liebster Aufenthalt im Winter, weil es dann Lustbarkeiten und Vergnügen aller Art giebt. Viele lassen da alle Bedürfnisse bis aufs Holz vom Lande in die Stadt kommen, und verschwenden Tausende im Spiel und Rausche des Vergnügens aller Gattung. Besonders ist der Adel sehr zahlreich zu Anfange des Märzes in Reval, weil da alle Käufe, Kontrakte, Pachtungen, Geldausleihen und Geldbezahlen, Pfand- und Kreditscheine u. s. w. aufs neue geschlossen und berichtigt werden. Er bleibt gemeiniglich so lange in der Stadt, bis das einfallende Thauwetter, das alle Wege, Flüsse und Seen unsicher macht, ihn zum Wegreisen nöthigt. Dieß kommt zuweilen plötzlich nnd geht so schnell, daß eine große Quanti-

tität Schnee in weniger als 14 Tagen weg ist, und die Erde von der blendendsten Weiße so schwarz und weich wie ein Sumpf wird. Das Eis auf den Seen und Flüssen wird dann rauh, bekommt Risse, wird unsicher und bricht im Anfange des Aprils auf. Dann kommt der schreckliche Eisgang in großen Flüssen. Bisweilen dauert die Kälte länger, bisweilen kürzer. In den Jahren 1783, 1788 und 1793 dauerte sie noch den ganzen März hindurch. 1795 trat schon im Februar ein heftiges Thauwetter ein. Ich war eben in Reval und mußte eilen, damit ich nur noch nothdürftig auf dem Schnee nach Hause kam, denn das Gut Nurms, wo ich damals lebte, war 7 Meilen von der Stadt entfernt. Ich fand den Weg schon äußerst schlecht, den Schnee und das Eis geschmolzen, und man fuhr mehr im Wasser als auf dem Schnee. Ein so jählinger Thau auf eine so große Kälte, als sie in diesem Winter gewesen war, ist hier etwas seltenes. Am 26ten Februar desselben Jahres kam wieder Kälte, und am 4ten März war sie so heftig, daß das Barometer 18 Grad (Reaum.) stand. So kalt war es in diesem Winter noch nicht gewesen: und ungeachtet nach neuem Styl schon der 15. März war, wo man in Deutschland (den Winter von 1740 und 1799 ausgenommen) überall in Gärten und Weinbergen arbeitet, so

schien in Ehstland der Winter dennoch, statt zu endigen, vielmehr erst recht anzugehen. Seit 1788 war dieß auch der erste strenge Winter wieder, die vorhergehenden waren alle ungemein gelinde gewesen. Dagegen weiß ich auch Jahre, wo im April schon große Wärme war. Am 21ten April 1789 war in der Gegend bei Pernau ein Gewitter und einige Tage darauf eine solche Hitze, als sie oft kaum im Juli ist. Ich hörte damals schon die Nachtigall schlagen, die Frösche quaken und die Lerchen hatten bereits allgemein seit mehrern Wochen ihren Gesang wieder angestimmt. Auch die Schwalben fanden sich ein, und in den Gärten konnte man mit Emsigkeit arbeiten, säen, graben, jäten und pflanzen. In diesem Jahre wechselten Winter und Sommer recht schnell mit einander. Acht Tage vorher war noch Schnee und Kälte, nun auf einmal alles schwarze Erde und Hitze. 1791 waren ebenfalls am 15ten April in der Gegend bei Oberpahlen und Fellin Gewitter. Es war gerade Ostern und das vorzügliche schöne Wetter machte die festliche Zeit um so angenehmer, je weniger man es im April sonst zu erwarten pflegt. Um diese Zeit sind just in Ehstland die Tage am einförmigsten und traurigsten. Die Wege werden wegen des schmelzenden Schnees schlecht, man kann nicht fahren, nicht gehen, keine Besuche

ben, und keine nehmen. Man hütet das Zimmer, lieſt, ſpielt und ſchreibt. Und dieß währt oft bis lange nach Oſtern, je nachdem viel oder wenig Schnee gelegen hat. 1795 fiel Oſtern am 1ten April. Es war ſchönes Wetter und warmer freundlicher Sonnenſchein. Dennoch mußte man die Feiertage einſam zubringen. Die ſchlechten Wege, der Eisgang, der die Brücken der Flüſſe losriß, hemmete alle Kommunikation, die Nachbarn konnten nicht zu einander kommen. Bloß Reiten iſt alsdenn das Mittel, aus ſeinen vier Pfählen zu eilen. Der zweite Feiertag ſtach aber gegen den heitern, herrlichen Himmel mächtig ab, denn ein ſchneidend kalter Oſtwind wehte über die hartgefrorne Erde, der mehr in die warme Stube als in das Freie einlud. Ueberhaupt war dieſes Jahr zu merkwürdig, als daß ich mich nicht länger dabei verweilen ſollte, weil es das ſonderbare, abwechſelnde Klima uud die veränderliche Witterung unter jenem Himmelsſtriche am beſten zeigt. Es ſei mir daher erlaubt, aus meinem Tagebuche wörtlich die Bemerkungen hierher zu ſetzen, wie ich ſie damals an Ort und Stelle aufzeichnete.

Vom 5. bis 15ten April abwechſelnd Schnee, bald kühle, bald warme Tage. Es thauete wieder auf und die Sonne ſchien, daß man im Garten arbeiten konnte.

Am 18. April. Dieses Jahr kann man in Ehstland bloß zwei Jahreszeiten zählen, Winter und Sommer. Kaum hatten wir noch zu Anfange des Märzes eine schneidende Kälte zwischen 13 und 16 Grad, als ein jähling ger Thau und warme Witterung einfiel, die allen Schnee schmelzte. Seit drei Tagen ist es eine solche Hitze, daß Mücken, Schmeißfliegen, Grillen, ja schon die Schwalben in Bewegung sind. Ich arbeitetete vor Tische etwas im Garten und war bald durch und durch warm. Schon sind die Gärten grün, Stachel- und Johannisbeere haben Knospen, die zum Blühen aufbrechen wollen, und die Birken in den Wäldern treiben Blätter. Die Bienen sind in voller Arbeit. So ist es mehrere Jahre hintereinander gewesen. Der April war schön, aber gemeiniglich der Mai kühl, und mit starken Nachtfrösten begleitet. Ueberhaupt ist in Liefland der April der schönste Frühlingsmonat, und der Mai nicht jener Wonnemond, den in Deutschland die Dichter besingen. Baron F., der heute hier war, erschien in völliger Sommerkleidung. Meine Zöglinge hatten sich im Garten bis zum Schwitzen warm gearbeitet. Alte Personen versicherten, so eine Hitze im April noch nie erlebt zu haben als dieses Jahr. Sonst heitzt man selbst in Deutschland noch den April hindurch ein, hier hat man es dieses

ses Jahr schon seit dem 14. nicht mehr nöthig gehabt. Aber ich fürchte, die Nachwehen werden im Mai wider Wunsch hart kommen.

Am 19. April. Heute hatten wir das erste Gewitter. So früh! — Die Hitze war seit einigen Tagen wirklich drückend. — Am 25. Die kostbare Frühlingswitterung hält an, und Jedermann benutzte sie zu seiner Arbeit im Garten.

Am 29. April. Da haben wirs! Ich stehe um 6 Uhr auf, sehe zum Fenster hinaus und erblicke die Erde weiß und gefroren! Wo ist nun das warme herrliche Wetter seit drei Wochen? Meine schönen Blumen, sie werden größten Theils dahin seyn! Wie das schneiet und schloßt! Wie der Sturmwind braußt! — Johann heitz ein, es ist wieder Winter! —

Ein eben so sonderbares Jahr war das 1796ste. Vom 3ten Advent 1795 an bis zum 27 Januar 1796 ununterbrochenes Thau- und Regenwetter. Die Wege waren unzugänglich und Keiner konnte zu dem andern kommen. Es war nicht Winter, sondern Frühjahreswitterung, und die ältesten Menschen wissen sich eines solchen gelinden Winters nicht zu erinnern. Nur der Winter von 1790 war mit diesem zu vergleichen. Erst am 28 Januar kam wieder Frost und mit ihm der erste heitere, kalte und schone Tag, an dem ein wohlthätiger Sonnen-

schein

schein das Herz erheiterte, an dem man spazieren gehen, sich durch die reine frische Luft, die man so lange nicht genossen hatte, erquicken, und des erwärmenden Sonnenstrals sich freuen konnte.

So bald Schnee und Eis weg ist und das Wasser sich nach und nach verlaufen hat, so ist auch das junge frische Gras schon da, und der Sommer nähert sich mit vollen Schritten. Dann sind die Landschaften, Fluren, Wälder und Gefilde so schön als irgend wo anders. Die Auen und grünen Kornfelder lachen, die Heerden hüpfen munter auf der Weide, das Waldhorn des Jägers, die Flöte des Hirten, die Glocken der Kühe machen ein liebliches Getön unter einander, und die bewachsenen Fluren zwischen den hohen dichten Waldungen geben eine angenehme Aussicht. Die schönste Gegend, die ich gesehen habe, ist bei Reval nach Katharinenthal und dem Laksberge zu, wo das Land gebirgicht ist, von der Ostsee wie von einem blauen Saume begrenzt wird, und die lieblichsten Schweizerischen Aussichten im Kleinen darstellt. Auch bei Fellin und Oberpahlen hat das Land artige Parthien, aber sie müssen den um Reval liegenden Gegenden weichen.

Gewitter sind hier weder heftig noch häufig und schlagen noch seltener ein. Weil das

Land flach und gar nicht bergicht ist, so kennt man auch dort das majestätisch fürchterliche Rollen des Donners nicht. Durch Hagel richten sie doch bisweilen einigen Schaden an. In manchen Jahren habe ich in gewissen Gegenden deren nur zwei bis drei gezählt, gewöhnlich aber sind jährlich nur 6 bis 12 Gewitter. Höher steigt die Zahl fast im keinem Jahre, wie mir versichert worden ist. Aber eben, weil sie selten sind, ist der Ehstländer vor ihnen überaus bange, und manche Dame würde sehr verlegen seyn, wenn man in sie dränge, zu sagen, was sie zuweilen bei einem nächtlichen Gewitter empfunden und ausgestanden habe. Blitzableiter habe ich nirgends gesehen. — Sind die Gewitter selten, so finden sich desto zahlreicher die Nordscheine ein. Sie bedecken oft den ganzen nördlichen Himmel mit einer feurigen Röthe, die nicht selten mit sehr lebhaften, weißen flackernden und allerlei Gestalten bildenden Streifen, die ein hörbares Zischen in der Luft verursachen, durchzogen ist. Auch das Wetterleuchten ist eine sehr gewöhnliche und im heißen Sommerabenden fast alltägliche Erscheinung. — Beständig herrschende Winde sind selten, doch in einem Jahre mehr dieser, und in einem andern mehr jener, abwechselnde aber dafür desto häufiger. Am kältesten sind die anhaltenden Ost- und Nordwinde, besonders der schneidende Südostwind.

Durch sie wird oft im Winter der Schnee so empor getrieben, daß ganze Wolken entstehen und man alsdann nicht drei Schritte weit vor sich sehen kann. Manchen, die bei solchen schrecklichen Wetter reiseten, hat es schon das Leben gekostet, weil verstöberte Löcher und Schneetriften unvermeidlich sind. Ganze Dächer und Schornsteine werden bei solchen Orkanen abgedeckt, Bäume aus der Wurzel gerissen und weit weggetrieben. Zugluft und Erkältung äußert auch hier, besonders bei Ausländern, sehr nachtheilige Folgen. Kopfschmerzen, Zahnweh, Schnupfen, steife, geschwollene Hälse, Katarrhe und Rheumatismen sind dabei ganz gewöhnliche Erscheinungen. Und gegen solche Winde hilft weder Verstopfen, noch Kalkbewurf, noch glühende Oefen. Nur in Steinhäusern, besonders in solchen von gebrannten Ziegelbacksteinen, ist man dagegen gesichert, da hingegen in hölzernen Gebäuden und solchen, die von Fachwerk erbaut sind, kein Mittel gegen den eindringenden erstarrenden Wind hilft. Zwar verwahrt man diese auf das bestmöglichste, außer der Verstopfung der Fugen und Ritzen zwischen den über einander gelegten Balken mit Moos, noch mit einem besondern Leim- oder Kalkbewurf oder einer Decke von Bretern, und die Doppelfenster fangen jetzt auch an, allgemein in Gebrauch zu kommen. Der Bauer umlegt seine Stube mit

Stroh

Stroh, Mist oder Strauch. Bei strenger Käl-
te platzen und krachen, besonders des Nachts
und am Morgen, die hölzernen Wände, Treppen
und Balken nicht anders als der Knall einer los-
gebrannten Muskete oder kleinen Kanone. Die
meiste Schuld hiervon tragen wohl die Balken,
an welchen man nachher sehr häufige Risse und
Bersten findet. — Am bangsten ist das schöne
Geschlecht vor den Winden und der rauhen
Luft im April und Mai, da sie der zarten und
weißen Haut desselben schädlich ist. Sie vermei-
den auch daher um diese Zeit Luft und Sonne
als die ärgsten Feinde, und gehen nur selten und
nie anders als mit übergehängtem Flor oder
Schleier aus. Doch färbt sonderlich der heiße
Julius die Haut des Landvolks ganz gelb und
braunroth.

Nebel und Reife giebt es im Frühjahre und
Herbst genug, im letztern besonders häufig. Der
Reif schmückt und bedeckt vornehmlich in den Win-
termonaten die Gesträuche und Zweige der Bäume
mit überaus schönen, blendend weißen Eiskri-
stallisationen, die nicht anders als mit Zucker
kandirter Konfekt aussehen. Die Nebel sind oft
so dick, daß man kaum 6 bis 8 Schritt weit
vor sich sehen kann, und man durch längern Auf-
enthalt in demselben ganz durchnäßt wird. Sie
sind aber völlig unschädlich, welches viele, mit-
ten in großen Morästen, die ihnen am meisten

aus-

ausgesetzt sind, wohnende Greise beweisen. — Wolkenbrüche und eigentliche große allgemeine Ueberschwemmungen sind in Ehstland ganz unbekannte Erscheinungen, weil es keine Berge giebt. Doch muß man den Eisgang der Newa in St. Petersburg und der Düna bei Riga davon ausnehmen, die oft unbeschreibliche Verwüstungen anrichten. Hagel kennt man eben so wenig, denn was man dort Hagel nennt, ist nicht anders, als was bei uns die Schloßen sind, die selten größer als in der Gestalt einer Erbse fallen. Verheerungen richten sie gar nicht, oder nur sehr unbedeutende an.

Das Eis erhält zuweilen bei harten Wintern die Dicke von drei Fuß und drüber. Es trägt die schwersten Lasten und ist im Frühjahre beim Eisbruche so zähe, daß man noch die größten Moräste, Flüsse und Seen paßiren kann, wenn auch schon halbe Ellen breite Risse darin sind. Der Russe trägt in diesem Falle immer ein Bret bei sich, das er drüber legt und drauf geht. Es wird bei Thauwetter so schwammicht und zähe, daß man mit einem Stocke tief hinein stechen kann, und trägt immer noch. An den Ufern der Ostsee, in die es oft 20 und mehr Meilen weit hinein friert, stehet es bis in den April, und dient am meisten zum schnellen und leichten Ueberkommen auf die Inseln, hindert aber auch die Schiffahrt,

fahrt, so daß die Schiffe nicht anlanden können, sondern das Eis erst vorn weg durchgesägt werden muß. Dieß ist eine herkulische Arbeit. Der Nutzen des Eises für die nördlichen Gegenden ist gar mancherlei. Mit ihm füllt man die Eiskeller, wovon jedes Gut wenigstens einen hat, und die zur Erhaltung der Speisen und Getränke im heißen Sommer unentbehrlich sind. Es befördert ferner das Vergnügen des Schlittschuhlaufens, des Traberfahrens, des Schlittenrutschens von hohen durch Kunst gemachten Eisbergen, welches eine beliebte Volkslustbarkeit ist. Man kühlt sich im Sommer bei der Tafel Wein und Bier damit, und dergleichen mehr.

Der Einfluß des so rauhen nördlichen Klima auf die Gesundheit ist mehr wohlthätig als schädlich. Nirgend hört man weniger von Krankheiten als unter den Russen und Ehsten und nirgend sah ich ältere Leute als dort. Auch die Deutschen, so wohl die Einheimischen als die Ausländer, gewöhnen sich bald an die frische stärkende Kälte und bleiben gesund. Ich habe zwölf Jahre dort gelebt und es hat mir in dieser Zeit, bei gehöriger Vorsicht, kein Zahn weh gethan. Es ist ein starker, gesunder Schlag Leute, die am Finnischen Meerbusen wohnen. Das Einathmen der reinen Winterluft, ihr öfterer Aufenthalt

im

im Freien, die feste beständige Witterung im Januar und Februar, der kurze aber schöne Sommer, Alles dieß stärket den Körper und stählt die Nerven. Ich habe Leute von hundert, ja eine Frau von 103 und einen Mann von 111 Jahren gekannt. Unweit Polozk an der Grenze von Liefland lebte noch 1796 ein Russe, der mit im 30jährigen Kriege gewesen war, und sich noch auf den Tod Gustav Adolphs besinnen konnte. Er war unter Peters I. Großvater geboren, und hatte Rußland unter eilf Regenten blühen gesehen. Bei der Pultawaschen Schlacht war er 86 Jahr alt. Im 93sten Jahre schritt er zur dritten Ehe, die nicht kinderlos blieb, und das Nestvögelchen war 1796 schon 62 Jahr alt. Mit der letzten Frau lebte er 50 Jahr in einem vergnügten Ehestande. Die Familie dieses Patriarchen besteht aus 138 Descendenten. Sein ältester lebender Enkel ist 95 Jahr, ein anderer 93, die jüngsten Söhne 86 und 62 Jahr alt. Alle zusammen wohnen in 10 Häusern, und der Alte war noch in seinem 163sten Jahre frisch und gesund. — Anders sieht es mit dem Einflusse des Klima auf den Geist aus. Man sagte sonst von den alten Böotiern:

Vervecum in patria crassoque sub aëre nati,

mit einiger Einschränkung läßt sich dieß auf die

die Ehstländer anwenden, wiewohl ich die Schuld doch lieber auf die Nahrung, als auf das Klima zu schieben geneigt wäre, und noch mehr auf den schrecklichen Alles lähmenden Despotismus und die scheußliche Sklaverei. Stellt man eine Vergleichung zwischen den Deutschen in Deutschland und den Deutschen in Liefs und Ehstland an, so sinken diese zwar am Gewicht dem Körper nach, aber sie steigen in der Wagschale des Geistes. Die letztern essen vieles Fleisch, die erstern bleiben mehr beim Pflanzenreiche stehen. Am sichtbarsten ist der Mangel der Kultur und das Zurückbleiben in der Geistesentwickelung beim weiblichen Geschlechte. Die wenigsten haben ein feines Gefühl und eine Ader des Geistes und Witzes. Aber 'est tout comme chez nous. Ich will die Vergleichung nicht weiter fortsezzen, sondern bloß noch den Vitruv anführen, der B. 6. K. 1. sagt: „die nördlichen Völker sind wegen der dicken und kalten Luft, die sie einathmen, träge und dumm.“ Seit etwa 10 Jahren dringt aber doch mancher Strahl des erleuchtenden Lichts auch nach Ehstland, selbst unter die armen verlassenen Bauern, wenn man nicht neuerdings beflissen ist, die Zugänge zu verstopfen. —

Der Boden ist sehr verschieden und nur in den wenigsten Gegenden recht fruchtbar.

Der

Der Grund davon liegt aber in der schlechten Kultur, nicht in der Natur. Die Oberfläche ist an vielen Orten mulmiger Thon oder Moorasterde, weniger Heideland. Wo guter Anbau ist und Witterung und Nässe keine Hindernisse machen, ist die Erde immer ergiebig. Großen Theils, besonders längst der See hin, hier und da mehrere Werste, ja 4 bis 5 Meilen weit ins Land hinein, und bei Städten, ist der Boden sandig, so daß oft der Sand zwei Fuß tief liegt. Wenn dieser vorüber ist, so kommt man auf schweres lettiges Land, und an vielen Orten ist er auch schwarz und leimig; anderswärts sehr sumpfig, voller Kies und Steine, worunter manche so groß, wie ein Heuhaufen sind. Unter dem Rasen ist hin und wieder Moostorf, alter Meersand, blaulicher Seethon und auf den Höhen gemeiner Thon. Die tiefern Schichten des Erdreichs kennt man aus Mangel des Bergbaues noch fast gar nicht. Bloß aus jähen Uferstellen und Steinbrüchen oder Leimgruben, die meistens Thon, Mergel, Sand und mürben Sandstein zeigen, läßt sich schließen, daß das Land einst Meeresgrund gewesen ist, und die häufigen Granit-, Thon-, Kalk- und andern umhergestreuten und in der Oberfläche befindlichen Steinbrocken, und der Umstand, daß dieses ganze Land Abhang des Finnischen oder Skandinavischen Gebirs

birges ist, lassen tiefere allgemeine Granit- und andere Steinlagen vermuthen. Und das bestätigen auch die Torf- Meersand- und Meerthonlagen in Morästen und Torfmooren. Unter den Streusteinen sind viele runde Pflastersteine und große Granitblöcke. — An Verbesserung des Erdreichs wird wenig gedacht; man bauet und benutzt den Boden überall auf einerlei Art. — Die Trägheit der Bauern und die Nachlässigkeit der Gutsherren ist Schuld daran daß man nur selten an die Wegräumung der Steine von den Aeckern denkt. Die vielen und großen Moräste werden nicht ausgetrocknet, und höchstens hin und wieder durch gebrückte Wege gang- und fahrbar gemacht. Ueberhaupt wird die ganze Oekonomie nach altem Schlag und dem großväterlichen Herkommen gemäß getrieben. Es könnte ungleich mehr daraus gewonnen werden, wenn die Gutsherren richtiger spekulirten und auf einige Jahre mehr Kosten anwenden wollten, die sich in der Folge reichlich belohnen würden. Dennoch muß man sich wundern, daß alle Arten des Getreides, besonders der Roggen, ungemein gut gedeihen. Man kann im Durchschnitte immer das sechste Korn in mässigen Ernten rechnen: eine Fruchtbarkeit, die nach Beschaffenheit des Bodens ansehnlich genug, für die Volksmenge überflüssig und zur Treibung eines beträchtlichen Handels

noch

noch hinreichend ist. Einen großen Theil dieses Produkts nehmen die Brantweinbrennereien weg, aus welchen der Adel einen großen Theil seiner Einkünfte erhebt. Dieses Lieblingsgetränk erhält das Volk zum Theil in seinem Verfall und in jener Dürftigkeit, in welcher man die Ehsten sowohl von Seiten des Geistes als des häuslichen Wohlstandes erblickt. Durch den ungeheuern Verbrauch dieses schädlichen narkotischen Mittels und des dazu nöthigen Korns, so wie durch die häufige Ausschiffung desselben, entsteht bisweilen, besonders wenn die Ernte fehlschlägt, Hungersnoth. In den Jahren 1785 und 1786, da die Ernten wegen der nassen Witterung nicht ergiebig waren, sind in Lief- und Ehstland viele Bauern Hungers gestorben. Zwar muß auf Befehl der Regierung jedes Gut ein Hofsmagazin haben, woraus es seinen Leibeigenen Korn geben kann: es wird auch von Zeit zu Zeit von dem Kreisrichter und Anwald auf den Höfen Kornvisitation gehalten; allein diese Vorsicht hilft wenig. Hartherzige Herren geben nichts destoweniger ihren Bauern nichts, sondern lassen sie lieber verhungern, ja Statt des Brodes vielen die Karbatsche geben.

Daß Lief- und Ehstland schon längst auswärts als vortreffliche Kornkammern bekannt sind, brauche ich weder zu versichern, noch zu

beweisen. Ich will nur beiläufig erwähnen, wie hoch man ungefähr die Ernte im ganzen Lande anschlagen kann. Jedes Gut muß nämlich nach Endigung derselben eine schriftliche Anzeige aller eingeernteten Früchte an das Gouvernement einliefern, welches aber nicht immer nach der genauesten Berechnung und größten Gewissenhaftigkeit geschieht. Indessen hat man daraus doch so ziemlich den Ertrag der ganzen Ernte in Ehst- und Liefland gefunden. Man giebt die Anzahl der Landgüter in Ehstland ohne die bei manchen dazu gekommenen und nun angelegten sogenannten Hoflagen, und ohne die auf den Inseln liegenden, auf 400 an, wobei die Pfarrgüter, 47 an der Zahl auch nicht mitgerechnet sind. Der Ertrag aller dieser Ländereien wird bei mittelmäsigen Ernten auf 75000, und bei ergiebigen an die 80000 Lasten, das ist etwa 375,000 und 400,000 Erfurtische Malter geschätzt. Dies ist jedoch eher zu niedrig, als zu hoch angeschlagen. In den ehemaligen sehr wohlfeilen Zeiten kostete die Last 30 — 35 Rubel; bei guten mittelmäsigen Jahren 45 — 50 Rubel; bei Theurung auch wohl 80, ja in den letzten theuren Jahren 90 — 100 Rubel. In Reval muß nach einem gütigen und weisen Gesetz von jeder auszuschiffenden Last Getreide ein Loof, das ist, 3 Metzen, in das Stadtmagazin zum Besten der Armen geliefert werden, die es um ei-

nen sehr billigen Preiß zu kaufen bekommen, wann und so viel sie wollen. In theuern Jahren ist dies gewiß eine sehr wohlthätige Anstalt. — Die Güte und die Vorzüge des Liefländischen Roggens vor allem ausländischen sind bekannt, indem er sich, weil er gedörrt oder geröstet wird, nicht nur sehr viele Jahre, ohne schimmlig oder moderig zu werden, aufbewahren läßt, ohne daß er nur einmahl umgeschaufelt zu werden braucht, sondern auch von keinem Käfer noch Wurm angefressen wird, und vortreffliches weises, trockenes Mehl giebt. Kein Roggen ist daher zum Aufschütten im Magazine besser als der Liefs und Ehstländische, weil er dem Wurmfraße so wenig, als dem Verdummen und Erwärmen ausgesetzt ist. Das wissen auch die ausländischen Kaufleute so gut als die einheimischen: sie gewinnen an Gewicht und Maaß ungemein bei dem Kornhandel mit Liefs und Ehstland. Durch das Rösten schrumpfen die Körner zusammen, werden kleiner, leichter und härter, bleiben eben so mehlreich wie zuvor, und auf dem Schiffe, an feuchten Orten, werden sie grösser, schwerer, und beim Backen quillt auch das Mehl sehr auf.

Die Konsumtion des Getreides ist sehr groß und mannichfaltig. Außer dem zur Aussaat und zum Unterhalt bestimmten Vorrath, gehet jährlich eine ansehnliche Menge ins Ausland. Allein

Schwe-

Schweden bekommt jährlich 50,000 Tonnen, das ist, die Tonne zu 10 Metzen gerechnet, 10416 Malter Roggen. Ob gleich weder die Bauern noch unbemittelte Deutsche von gebeuteltem Mehle Brod essen, — die erstern mischen wohl gar noch Spreu oder so genannten Kaff, zuweilen Spelzen und ganze Aehren darunter, so daß das Brod am Feuer brennt; — so brauchen sie doch bei ihrer schweren, Hunger machenden Arbeit sehr vieles Brod zu ihrer Sättigung. Hierzu kommen die beträchtlichen Abgaben an die Krone, die auch einige tausend Lasten ausmachen; das häufige Branntweinbrennen, da mancher Hof täglich 1 auch 2 Faß brennt: das Malz zum Bierbrauen, die Unterhaltung der großen Menge Pferde u. s. w. Gleichwohl hat man nur selten wegen der geringen Bevölkerung eine eigentliche und allgemeine Theurung und Hungersnoth zu befürchten. Auch in der großen, fast durch ganz Europa herrschenden Theurung in den Jahren 1771 — 1773 soll in Ehst- nnd Liefland die Noth nicht so groß wie in Deutschland und in andern Ländern gewesen seyn. Und es müßte dem Uebel ganz abgeholfen werden können, wenn die Landwirthschaft auf einen bessern Fuß gesetzt und Fleiß und Thätigkeit unter dem Bauernvolke herrschender gemacht würden. Es müßte auch dem Adel das Monopol des Branntweinbrennens genommen

werden. Dann würden sich die Herrn mehr auf die Viehzucht und den Ackerbau legen, mehr Klee, Kartoffeln, Gemüße und Obstbäume anpflanzen; sie würden mehr Nutzen aus den Waldungen ziehen und sie nicht so verderben lassen; sie würden endlich ihren Kornvorrath, den sie jetzt den Branntweinkessel opfern, williger und edelmüthiger zur Unterstützung ihrer armen, nothleidenden und hungrigen Mitunterthanen, anwenden, und bald dadurch überzeugt werden, (was sie jetzt nicht glauben,) daß ihr Branntweinbrennen der Grund alles Uebels, und nicht nur der Bauerschaft, sondern auch ihr eignes Verderben sey.

Da Ehstland ein so reiches Kornland ist, so läßt sich schon hieraus schließen, daß es nicht weniger an vielen andern Produkten ergiebig seyn werde. Die Bedürfnisse der Stadtbewohner und des Adels auf dem Lande sind eben so groß und mannigfaltig, freilich in vielen Fällen erkünstelt, daß die eigene Landprodukte zur Befriedigung derselben bei weiten nicht hinreichen. Sie alle hier nahmhaft zu machen, ist wider meine Absicht: ich führe von beiden nur die vornehmsten an, insofern daraus die physische Beschaffenheit dieser Stadthalterschaft erkannt werden kann.

Die Hauptprodukte Ehstlands, die zugleich Handelsartickel abgeben, sind Korn, Holz, Flachs,

Flachs, Hanf, Balken, Breter, Leinsaamen, Wachs, Linnen, Theer, Potasche, Wolfs-Bären-Fuchs- und Hasenfelle, Bast, Matten, Blättertoback, Leder, Talg, Butter, Heu, Geflügel, Branntewein, Hopfen, Fische, Krebse. Alles dieses bringen die Bauern in Menge nach Reval, Narwa, Pernau, Habsal ꝛc. Ausserdem noch viele Bruch- und Bausteine, Kohlen, Brennholz, Stroh, Baumrinde zum Gerben, rohe Häute, Schweine, Kälber, Lämmer, Federvieh, Eier, Haasen, Wild u. a. m. Im Lande selbst wird mit allen dergleichen Erzeugnissen ein vortheilhafter Handel auf Jahrmärkten, Wochenmarkttagen, und nach besondern Kontrakten theils zwischen Edelleuten und Kaufleuten, theils unter den Bauern und Kleinkrämern in Städten, so wie auch unter den Gutsbesitzern und zwischen den Bauern selbst auf dem Lande getrieben. Korn, Gerste und Hafer sind die reichsten Erträge des Landes: Waitzen wird nur so viel gebauet, als jeder Landwirth zu seiner Konsumtion braucht, weil die Bäcker wenig kaufen. Von der Gerste giebt es zweierlei Sorten, deutsche und Landgerste. Jene ist dicker, runder und mehlreicher, diese lang und schmalkörnig und ein ursprünglich einheimisches Landgewächs. Erbsen, Linsen, Bohnen, Gemüße, Wurzelgewächse, Honig Kohl ꝛc. giebt es reichlich und weit wohlfeiler als in Deutschland

land, so daß sich in aller Absicht behaupten läßt, in Ehstland sei wohlfeiler Zehren als anderwärts. Die Russen legen sich stark auf Gärtnerei und Gemüßebau, und bringen den Sommer und Herbst hindurch den Bürgern alles Büschel, oder Bundweise ins Haus, und zwar für einen sehr billigen Preiß. Auf dem Lande zeugen sich die Edelleute und Prediger durch ihre Gärtner, auch wohl die Bauern hier und daselbst, die allermeisten Gartengewächse in hinreichender Menge. Man würde Unrecht thun, wenn man in diesen Stücken über Ehstland klagen wollte: es ist in vieler Rücksicht ein von der Natur reichlich gesegnetes Land. Nur das Obst ist etwas theuer, weil der Anbau desselben noch immer so sehr vernachläßigt wird, und man es größtentheils aus dem Auslande erhält. Doch findet man in den Gärten der Gutsbesitzer, Prediger und wohlhabender, fleißiger Landleute viele Obstbäume, die sehr mannichfaltige, wohlschmeckende Arten von Obst tragen. Insbesondere rechne ich darunter eine Art Aepfel, die man klare Aepfel nennt. Sie sind durchsichtig, vollsaftig, und von sehr lieblichem Geschmacke, und sollen aus China zuerst nach Moskau gekommen seyn. Die Russen nennen sie Naliwü, vollgegossene Aepfel, weil sie in der That bis zum Zerplatzen mit Saft angefüllt sind. Sie müssen aber frisch,

vom

vom Baume weg gegessen werden, widrigenfalls sie nach 3 bis 4 Tagen mehlig werden. Ihr Geschmack ist angenehm säuerlich, und wenn man sie gegen das Licht hält, kann man die Samenkörner in denselben zählen. Birnen, Kirschen und Pflaumen, kommen ebenfalls im Lande recht gut fort, aber keine Zwetschgen, Walnüsse, Kastanien, und die edlern Arten fremden Obstes, am wenigsten Wein, Pfirschen und Aprikosen. Diese drei letztern Gewächse werden nur in Treibhäusern zur Reife gebracht. Kürbisse, Gurken, Spargel, selbst Melonen und Arbusen, (eine Art Wassermelonen,) kommen gut fort, aber die Bauern pflanzen dergleichen noch zu wenig: sie behelfen sich mit Kohl, Rüben, Wurzelwerk und seit ungefähr 15 Jahren, auch mit etwas Kartoffeln. Auf den Gütern, wird auch hier und da Cyderwein und guter Obstessig gemacht; an eigentlichen Obstgärten ist aber immer noch ein merklicher Mangel. Die Vorfahren haben dafür zu wenig gesorgt, und die Nachkommen folgen ihnen ruhig und unbekümmert nach. Einige legen jetzt Baumschulen an, denken aber noch zu wenig an die Veredelung des Obstes. Harte Winter verderben freilich manchen schönen Baum, aber es bleiben deren doch immer mehrere. Ausländische Bäume, welche Bamberger Gärtner und Baumhändler häufig ins Land brin-

bringen, gedeihen in dem rauhen nördlichen Klima selten recht gut, aber was in dem einheimischen Grund und Boden gepflanzt und erzogen ist, hält die strenge Witterung eher aus. Aus dieser Ursache sollte man auch die jungen Bäume nicht sowohl wider die Kälte, als wider die Hasen und Mäuse verwahren. In den Wäldern findet man auch hin und wieder einzelne wilde Aepfelstämme, aber sie sind mühsam zu suchen; erfahrne Landwirthe wollen auch die Erfahrung gemacht haben, daß Früchte, auf wilde Stämme aus dem Walde gepflanzt oder okulirt, immer einen herben wilden Geschmack an sich behalten. Von dem Maulbeerbaum, den Mispeln, so wie vom Anis, Fenchel und Koriander weiß man nichts: man kauft die letztern vom Auslande.

Die vornehmsten Bedürfnisse Ehstlands, so wie seines Nachbarlandes Liefflands, welche es beinahe sämmtlich vom Auslande bezieht, sind: Wein, Salz, Hopfen, Spezereiwaaren, frische und getrocknete Früchte; allerlei Stahl- und Eisenwaaren, z. B. Sensen, Sicheln, Messer, Degen, Spießgewehr, Küchengeräthschaften; feines Papier, Holländische, Schlesische, Waarendorfer und Bielefelder Leinwand, feine baumwollene und seidene Strümpfe, Tischzeug, feine und Mittelfücher, Kattune und andere baumwollene Waaren; feine Hüte, seidene

und

und halbseidne Zeuge, Stoffe, Taffet, Atlas, Spitzen, Charten, Arzeneien, Nürnberger Waaren, Franzbranntewein, Arrak, Rum, Käse u. d. gl. m. Auch sogar Dachziegel, nicht die tafelförmigen, platten, sogenannten Biberschwänze, sondern die gemeinen Hohlziegel, werden immer noch von Leuten, die sie bezahlen können, aus Lübek und (vormahls) Holland verschrieben; so reichlich auch das Land mit guten Thon für Mauerziegel, Ofenkacheln, Töpfergeschirre, und selbst für Fayence und Porzellän versehen ist. Seitdem der Handel mit Holland gesperrt ist, sind die Güterbesitzer gezwungen, selbst Ziegel zu brennen, nur daß sie immer noch zu blaß, ungleich gebrannt, also von ungleicher Dauer sind und viele im Brennen sich werfen, auch bald sich schelfern und verwittern. — Mit allen oben genannten und noch weit mehrern Zu- und Einfuhrprodukten versehen Riga, Reval, Pernau, Narwa und Habsal das Revalsche Gouvernement hinlänglich. Selbst hat das Land nur wenig Fabriken, mithin muß es sich größtentheils mit fremden, sehr theuern Waaren behelfen. Stahl- Eisen- Tuch- Seiden- Wollen, Baumwollen- Strumpf- Kastorhut- und andern Fabriken, sucht man vergeblich. Glashütten, Kupferhammer und Sägemühlen, giebt es in ziemlicher Anzahl. Grobes Tuch, vornäm-

nämlich das dicke starke Bauerntuch, Wattmann genannt, ein allgemeines Bedürfniß, weil es die Nationalkleidung der Ehsten ist, wird in Menge verfertigt, und letzteres webt sich sogar jeder Bauer selbst. In gewöhnlichem leinenen Zeuge, Zwillich und Damast lernen die Ehsten, besonders die Hofsweber, recht fein arbeiten, und machen bald die saubersten, schwersten Muster nach, ohne deswegen das Ausländische entbehrlich zu machen. — Papier liefern einige Mühlen, aber nicht in hinlänglicher Menge und gehöriger Feinheit, daher immer noch, welches aus Deutschland und Holland verschrieben werden muß. Färbereien sind auch noch ein frommer Wunsch, obgleich ein allgemein gefühltes Bedürfniß. Im Kleinen versteht zwar fast jede Hausfrau, zumahl auf dem Lande, etwas von der Kunst zu färben. Auch viele Bäurinnen wissen sowohl dem wollenen als leinenen Garn allerlei recht hübsche Farben zu geben, aber diese sind nicht allemahl dauerhaft genug, und das Färben ist bei weiten mehr Stümperei als wahre Kunst.

Unter den Thieren, Vögeln und Fischen Ehstlands will ich nur diejenigen nennen und beschreiben, die in Deutschland weniger bekannt sind, und welche ich oft zu sehen Gelegenheit gehabt habe. Da das Land voll großer Waldungen und Moräste ist, die Kreise

nur

nur mäßig bevölkert, und die Menschen, so wie das Land, noch weit von der wahren Kultur entfernt sind; so wird allen Arten von wilden Thieren, die hier ihr Klima und ihre Nahrung haben, der Aufenthalt sehr erleichtert und gesichert. Wenige Arten, den Wolf, Hasen und Fuchs etwa ausgenommen, sind zahlreich, weil sie sich unter jenem Himmelsstriche nicht wohl in Menge nähren können, sich nach einer weisen Oekonomie der Natur auch eben nicht zahlreich vermehren, sondern vielmehr einander noch einschränken, und viele Arten von den Einwohnern des Nutzens oder Schadens, auch wohl des Vergnügens wegen, sehr verfolgt und immer mehr vermindert werden. Vor allen andern zuerst nenne ich den Wolf, einen nicht sowohl für Menschen, als für andere zahme und Hausthiere gefährlichen Räuber, der unter den Heerden die gräulichsten Verwüstungen anrichtet. Pferde, Kühe, Kälber, Schaafe, Schweine, Hunde und anderes herumstreifendes Vieh ist, wenn es einem oder mehrern begegnet, ihre unfehlbare Beute. Sie holen im Winter mit beispielloser Kühnheit Hunde von den Höfen, und brechen in Küh- und Schaafställe ein, wenn diese nicht gut verwahrt sind. Es muß ein tüchtiger Hund seyn, der gegen einen Wolf im Kampfe Stich halten will. Selten geht er einzeln, sondern mehrentheils in

Gesellschaft auf Raub aus, und bisweilen sie-
het man ihrer 20 — 30 auf der Lauer. Ge-
meiniglich thun zwei von ihnen den ersten An-
griff, dann brechen die übrigen aus dem Hin-
terhalte hervor und theilen sich in die Gefahr,
so wie hernach in die Beute. Zu Ende des
Jänners und im Februar sind sie am wütend-
sten und gefährlichsten, denn da ist ihre Brunst-
zeit; doch ist es fast ohne Beispiel, daß sie
Menschen zerrissen hätten. Eher machen sie
sich an die Pferde, wenn welche bei ihnen
sind. Nur die Russen sind ihrem Angriffe aus-
gesetzt, wegen des ihnen allen beiwohnenden
übeln und durchdringenden Zwiegel-Knoblauchs-
und Ledergeruchs, der sie auf die Spur bringt,
und ihnen eine angenehme Witterung ist.
Findet man daher ja einmahl Reste von zer-
fleischten und aufgefressenen Menschen, so er-
kennt man auch allemahl aus den übrigge-
bliebenen zerrissenen Lumpen, daß es Russen
waren.

Bei großer Kälte hört man sie des Abends
und in der Nacht, wenn man an das Fenster
tritt, in den nahen Wäldern jämmerlich heu-
len. Wenn sie der Hunger sehr plagt, und sie
weder im Walde Hasen, Füchse oder Elende
aufjagen, noch in die Bauernhöfe und Vieh-
ställe kommen können; fressen sie Baumrinde,
Pferdemist, Leder, Stricke, alte Lumpen ꝛc.

die

die sie auf der Strase finden, und in der äus-
sersten Noth bisweilen einander selbst. Zu An-
fange des May ist ihre Werfzeit, und gewöhn-
lich ist man da auf ihre Ausrottung bedacht,
indem man ihre Nester zerstören läßt. Sie
machen sie aber gemeiniglich in die unzugäng-
lichsten Moräste, dahin man nicht allemahl
kommen kann. Da auch der Adel des Landes
nie gemeinschaftliche Sache gegen diese bösen
Räuber macht; so ist ihre gänzliche Ausrottung
wohl so bald noch nicht zu erwarten. Das
Weibchen wirft 6—7 Junge, nachdem es zwei
Monate gegangen ist. Ihr Fell gibt das sehr
warme Pelzwerk, das man Wildschur, rich-
tiger nach dem Russischen Windschura nennt,
und wird jetzt ein Fell mit 3—5 Rubel be-
zahlt. Die untere Leibstücke geben das weich-
ste, leichteste und beste Pelzwerk; der Rücken
ist grob und schwer. Die Zähne, die sehr hart
und glatt sind, werden zum Glätten und Po-
liren gebraucht. Man ist in Ehstland gar nicht
bange vor ihnen, und lacht, wenn sich die
Ausländer furchtsam zeigen. Gar oft reisen
einzelne Personen in Sommer und Winter mit-
ten in der Nacht durch die tiefsten Wälder und
abgelegensten Flächen, ohne vor Wölfen bange
zu seyn: sie fallen auch nur dann an, wenn
sie auf das entsetzlichste vom Hunger gequält
werden, und keiner andern Beute habhaft wer-

den

den können, zuerst aber immer das Pferd; die Menschen lassen sie gehen. Oft geschiehet es, daß sie Reisende, besonders im Schlitten, zu zehen, zwanzig, dreißig stark, sehr nahe und lange begleiten, ohne sie anzufallen, wie mir dies selbst einmahl begegnete, als ich von Pernau nach Leal fuhr. Auf einer Fläche, wo vieles Gebüsch wächst und darüber die Landstraße geht, sah ich mich plötzlich von sieben Wölfen umgeben. Sechs davon standen in einer kleinen Entfernung von etwa 200 Schritten, der siebente kam bis zu meinem Schlitten. Eigentlich war es wohl auf meinem großen Pudel angesehen, der neben den Pferden herlief: ich nahm ihn daher sogleich zu mir in den Schlitten. Die hungrige Bestie lief eine ziemliche Strecke dicht neben dem Schlitten mit fort, so daß ich ihr ins Fell greifen konnte, und sah mit gierigen wilden Blicken immer nach dem Hunde, der mit aller Gewalt heraus wollte, aber so eine gewisse Beute des Räubers geworden wäre. Endlich gab ihm mein Kutscher mit umgekehrter Peitsche einen derben Hieb über die Schnauze, worauf er mit hängendem Schwanze davon lief, und auch die andern, welche auf der Lauer standen, und nur den Angriff zu erwarten schienen, um herbeizueilen, mit sich ins Gebüsche zog. Die Pferde wären dann ein gewisses Opfer geworden,

da

da ich kein Schießgewehr bei mir hatte; ich war auch weniger für den Hund, als für sie bange. Oft springen die Unholde über den Schlitten weg und benetzen mit ihrem beizenden stickenden Wasser den darin Sitzenden die Kleider. Zuweilen legen sie sich recht queer über den Weg, den man passiren muß, und dennoch wagt man es, mitten durch sie hinzufahren. Einst fuhr ich im Januar spät des Abends nach 10 Uhr bei hellem Mondschein von Hulljall nach Peuth, welches zwei Güter im Halljallschen Kirchspiele in Wierland sind. Hinter mir auf dem Schlitten stand mein Ehstnischer Bedienter, der mich fuhr. Zwischen beiden Gütern, die nur eine Meile von einander liegen, dehnt sich queer ein großer Wald aus, durch den man fahren muß. Schon vor dem Gehölze hörte ich die Wölfe erbärmlich heulen, das immer stärker wurde, je näher ich kam. Weiterhin sah ich mehrere vor mir queer auf dem Wege im Schnee liegen. Es kam mich ein Grausen an, weil es der erste Winter und das erste Abentheuer in der Art war. Mein Ehste lachte und sprach mir Muth ein, hieb das Pferd an, das sich bäumte und nicht weiter wollte. Unbeweglich blieben die dummdreisten Bestien liegen, ohne zu weichen noch zu wanken: endlich setzte das Pferd an, und jene machten allmählig Platz. Sie giengen auf beiden

den Seiten in den Wald, machten lange Hälse und ließen das Pferd ungestört durchlaufen, so daß ich ihrer 27 zählte. Kaum war ich mit meinem Chsten einige hundert Schritte weiter gefahren, so gieng das liebliche Konzert da Capo an.

Geheul, Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Kluft,
Des Wandrers Herz mit Beben
Rang zwischen Tod und Leben.

Ein Reisender kann sich gegen sie nicht besser verwahren, als wenn er ein Schießgewehr, oder auch nur etwas Pulver mit sich nimmt, oder dann und wann im Walde ein Geklingel mit Schlüsseln macht, mit Stahl und Stein Feuer aufschlägt, Degen und Messer zusammenklirrt, welches Alles sie sehr scheuen. Von dem Schießpulver haben sie die Witterung von weitem und können es durchaus nicht leiden. Bei sehr heftigem Hunger, wenn sie einen unter sich verwundet oder mit Blut bespritzt sehen, fressen sie einander selbst auf, welches auch die Jungen thun, wenn sie zusammen eingesperrt werden. Gefährlich und mit unvermeidlicher Lebensgefahr verbunden ist es, wenn man einem tollen Wolfe begegnet. Da hilft kein Schießpulver, noch Feuerzeug

oder

oder Geklingel etwas, sondern allein die Flinte rettet von der Todesgefahr. Ein solches Thier fällt mit wüthendem Grimme über den Menschen her, und jeder Biß bringt das tödtlichste Gift in die Wunde. Herr von Mohrenschild auf Nurms verlor vor einigen Jahren auf diese Art drei Menschen, die an der Tollwuth starben. Bei großen Thieren, als Pferden, Ochsen, Kühen, pakt der Wolf zuerst am Halse und Kopfe an, und wenn er Gehülfen bekömmt, so ist es ihm dann etwas Leichtes, sie vollends niederzuwürgen.

Die Art, auf dieses Thier Jagd zu machen und es zu vermindern, ist verschieden. Eine der gebräuchlichsten ist die, daß man des Nachts im Winter einen Spanferkel in einem Sacke mit sich in den Schlitten nimmt, gegen 10 Uhr, mit einer Flinte bewaffnet ausfährt und den Ferkel dermaßen kneipt und zwickt, daß er schreien muß. Das Schreien lockt die heishungrigen räuberischen Gäste herbei, sie nähern sich bis an den Schlitten und werden so geschossen. Es ist aber gefährlich, wenn ihrer viele kommen. Zuweilen belohnt auch die Ausbeute kaum die ausgestandene Kälte und Gefahr. Eine andere Methode ist, da man an einen starken Strick ein Stücke Fleisch bindet, es hinter sich her schleift, und, wenn der Wolf kommt, es immer näher an den Schlitten zieht,

bis er nahe genug zum Schuß ist. Eine andere Art, sie zu schiessen, ist die, da man Aas hinlegt, und nicht weit davon auf sie lauert. Bisweilen vergiftet man einen todten Hund, ein krepirtes Schaaf, legt es aus, und oft sterben hierdurch mehrere Wölfe, die davon gefressen haben. Der Wolf ist aber zu listig, er kommt nicht immer, und es haben manche zwei, drei Nächte gelauert, ohne einen gesehen zu haben. Die letztere Methode des Vergiftens ist probater. Man tödtet nämlich einen Hund, ein Schaaf mit Arsenik, zieht ihm das Fell bis an den Kopf über die Ohren, macht in die Haut und das Fleisch eine Menge kleiner Einschnitte, bestreut sie mit Arsenik, reibt es tüchtig ein und zieht sodann den Balg wieder darüber her. So präparirt legt man den Köder in den Wald, die Wölfe fressen davon und finden ihren unvermeidlichen Tod. Die meisten werden in Gruben gefangen, welche viele Güterbesitzer oder Bauern ohnweit ihrer Wohnung haben. Sie sind zirkelrund, gegen eine Klafter tief und laufen nach unten spitzig zu, wie ein abgestutzter Kegel oder Zuckerhut. Die Seiten sind inwendig längst der Erde herab rings herum mit dicken Balken ausgelegt, welche eine schräge Richtung haben, unten der dünnere und oben der dickere Theil, so daß die Figur des Zuckerhutes bleibt. Oben wird

auf

auf einen dicken in die Mitte der Tiefe geram-melten Pfahl, der das Springen des gefange-nen Wolfes hindert, eine sogenannte Tralje oder bewegliche Holzscheibe befestigt, auf welche eine Ente, Henne oder ein Ferkel gebunden wird. Die obere Oeffnung wird mit Stecken, Reisig und Stroh so belegt, daß der Wolf bei seinem Sprunge nach dem schreienden Thiere unfehlbar hinabstürzt und gefangen wird. Die glatt gehauenen Balken machen ihm das Heraus-kommen, und der in der Mitte stehende aufs-rechte Balken das Springen unmöglich. Nun wird er mit Schlingen, die durch die Büchse eines kleinen Rades gezogen sind, mit dem ein auf einer Leiter hinabsteigender Mann so lange hin und her fährt, bis sein Kopf in der Schlinge ist, gefangen und hinaufgezogen. Das Rad hindert sein Beissen und schützt den Mann, wie ein vorgehaltener Schild. Man schießt ihn alsdenn gleich oder läßt ihn nach dem Hofe bringen und mit Hunden hetzen. In der Ge-fangenschaft ist er überhaupt feige und furcht-sam. Im Jahre 1792 wurden bei Ober-pahlen, im Februar in einer solchen Wolfs-grube in einer Nacht drei Wölfe auf einmal gefangen und gleich erschossen. Ein andermal wurde einer lebendig herausgezogen und mit mehrern Hunden gehetzt, die ihn bis zur Er-mattung peinigten. Anfangs wehrte er sich

aus allen Kräften, aber seine Feinde waren ihm zu überlegen. Er stellte sich todt und der General Patkul, der mit seinen Packern die Hetze anstellen ließ, befahl die Hunde wegzubringen. Kaum merkte der Wolf Luft, so lief er mit langem Halse davon. Die Hunde erreichten ihn bald wieder, und zwei Schüsse machten ihm endlich den Garaus. Die Packer sind eine besondere Art dickköpfiger starker Hunde, welche besonders auf der Bärenjagd gebraucht werden. Sie sind wüthend im Anfall und verbeissen sich in dem gejagten oder gehetzten Thiere dergestalt, daß man nur das Weise im Auge sieht, bis sie darüber einschlafen, und nicht anders als durch Kneipen in den Schwanz, und durch Reiben der Zähne mit Eis und Schnee von ihrem Feinde abzubringen sind. — Der Major Baumgarten erlegte einst einen Wolf auf folgende Art: er merkte und fand seine Spur, setzte ihm zu Pferde von 10 Uhr bis halb zwei am Tage nach, hatte ihn einigemal ereilt, aber er gieng ihm wieder durch. Endlich pakt ohnweit einem Zaune sein Hund den Wolf, der aber seinen Angreifer bald unter sich hat. Major Baumgarten hatte ein Scheidemesser mit einem silbernen Stiele bei sich, hohlte es heraus, stieg vom Pferde, paßte seine Zeit wohl ab und stach es dem Wolfe in den Wanst. Als dieser den

Stich

Stich fühlt, läßt er den Hund loß, und wendet sich gegen seinen neuen Feind. Allein der Hund, der nunmehr wieder Luft hatte, pakt den Wolf aufs neue an. Ein zweiter Messerstich nach dem Herzen zu macht, daß der Wolf zurückfährt, einigemal zukt, die Zunge herausrekt und zappelnd niederstürzt. Ich würde diese ganze Erzählung für ein Jägerstück aus der Rubrik der Aufschneidereien halten, wenn ich den Major nicht als einen Mann von Muth und Entschlossenheit gekannt hätte. — Aller Mühe aber ungeachtet, kann man die Wölfe der vielen Wälder und Moräste wegen doch nicht ausrotten, daher auch die allermeisten Gutsbesitzer darin sehr lässig sind, und sich lieber jährlich eine Menge Pferde, Kühe, Füllen, Schaafe, Kälber und Hunde wegholen lassen, als daß sie zur gänzlichen Ausrottung dieser gierigen Räuber gemeinschaftliche Sache machen sollten.

Bären giebt es ebenfalls in den düstern Wäldern, aber nicht in solcher Menge als Wölfe. Man unterscheidet zweierlei Arten derselben, die kleinern und größern. Diese sind seltener als jene, weit furchtsamer und weniger grimmig. Wenn der Bär nicht geschlagen, oder sonst böse gemacht wird, fällt er selten Menschen an. Ohne Rettung verlohren ist aber der, welchen die Bärin über dem Raube ihrer Jungen antrift,

aus allen Kräften, aber seine Feinde waren ihm zu überlegen. Er stellte sich todt und der General Patkul, der mit seinen Packern die Hetze anstellen ließ, befahl die Hunde wegzubringen. Kaum merkte der Wolf Luft, so lief er mit langem Halse davon. Die Hunde erreichten ihn bald wieder, und zwei Schüsse machten ihm endlich den Garaus. Die Packer sind eine besondere Art dickköpfiger starker Hunde, welche besonders auf der Bärenjagd gebraucht werden. Sie sind wüthend im Anfall und verbeissen sich in dem gejagten oder gehetzten Thiere dergestalt, daß man nur das Weise im Auge sieht, bis sie darüber einschlafen, und nicht anders als durch Kneipen in den Schwanz, und durch Reiben der Zähne mit Eis und Schnee von ihrem Feinde abzubringen sind. — Der Major Baumgarten erlegte einst einen Wolf auf folgende Art: er merkte und fand seine Spur, setzte ihm zu Pferde von 10 Uhr bis halb zwei am Tage nach, hatte ihn einigemal ereilt, aber er gieng ihm wieder durch. Endlich pakt ohnweit einem Zaune sein Hund den Wolf, der aber seinen Angreifer bald unter sich hat. Major Baumgarten hatte ein Scheidemesser mit einem silbernen Stiele bei sich, hohlte es heraus, stieg vom Pferde, paßte seine Zeit wohl ab und stach es dem Wolfe in den Wanst. Als dieser den

Stich

Stich fühlt, läßt er den Hund loß, und wendet sich gegen seinen neuen Feind. Allein der Hund, der nunmehr wieder Luft hatte, pakt den Wolf aufs neue an. Ein zweiter Messerstich nach dem Herzen zu macht, daß der Wolf zurückfährt, einigemal zukt, die Zunge herausrekt und zappelnd niederstürzt. Ich würde diese ganze Erzählung für ein Jägerstück aus der Rubrik der Aufschneidereien halten, wenn ich den Major nicht als einen Mann von Muth und Entschlossenheit gekannt hätte. — Aller Mühe aber ungeachtet, kann man die Wölfe der vielen Wälder und Moräste wegen doch nicht ausrotten, daher auch die allermeisten Gutsbesitzer darin sehr lässig sind, und sich lieber jährlich eine Menge Pferde, Kühe, Füllen, Schaafe, Kälber und Hunde wegholen lassen, als daß sie zur gänzlichen Ausrottung dieser gierigen Räuber gemeinschaftliche Sache machen sollten.

Bären giebt es ebenfalls in den düstern Wäldern, aber nicht in solcher Menge als Wölfe. Man unterscheidet zweierlei Arten derselben, die kleinern und größern. Diese sind seltener als jene, weit furchtsamer und weniger grimmig. Wenn der Bär nicht geschlagen, oder sonst böse gemacht wird, fällt er selten Menschen an. Ohne Rettung verlohren ist aber der, welchen die Bärin über dem Raube ihrer Jungen antrift,

er wird auf der Stelle zerrissen oder tödlich verwundet. Sonst macht er sich lieber an andere Thiere, am liebsten an Kühe und Pferde. Oft verwüsten sie ganze Haferfelder, da sie die Aehren Büschelweise mit den Vordertatzen fassen und mit dem Maule abstreifen, denn der Hafer ist nächst dem Honig ihr Leckerbissen. Das sicherste Mittel gegen ihren zerreissenden Angriff ist, daß man sich vor ihnen demüthigt, sich nieder auf die Erde wirft und todt stellt. Dabei muß man aber den Athem an sich halten, denn der Bär betazt den Daliegenden hinten und forn, beschnüffelt ihn und horcht genau, ob der Athem geht. Spürt er noch den kleinsten Hauch, so ist man in Gefahr, sein Leben zu verlieren. Im entgegengesetzten Falle, geht er davon und läßt den Menschen unbeschädigt liegen. Den Angriff thut er gewöhnlich stehend mit den beiden Vordertatzen. Zuerst packt er den Kopf an und zieht die Haut mit den Haaren über die Ohren, dann beißt er an. Oft vertheidigt er sich blos, ohne die Absicht zu haben, den Menschen zu erwürgen, wie ich das einst bei einer Bärenhetze sah, da einer seinen Wärter, der ihn auf die Hetzbahn führte, gleich als ob er es merkte, daß dieser es sei, der ihm seine Quaal bereite und schon mehrmal bereitet hatte, bei der Brust packte und ihn so derb schüttelte, daß der Kerl die Länge lang zu Boden fiel. In diesem Falle er-

erhebt er sich ebenfalls auf seine Hinterpfoten, breitet die vordern aus und ertheilt damit gefährliche Ohrfeigen, oder packt auch bei der Brust und rüttelt so lange, bis er glaubt, daß man genug habe. Ich werde unten hiervon ein merkwürdiges Beispiel anführen. Seine Stärke ist so groß, daß man Beispiele hat, wie Menschen von ihm fest gehalten, oder mit den Vordertatzen erdrückt worden sind. General Patkul, der stets welche auf seinem Hofe an Ketten hielt, hatte einst einem Zähne und Klauen abbrechen lassen, und ließ ihn frei im Hofe und Garten herumgehen. Der General pflegte alle Morgen seine Pferde zu besehen, wobei er immer die Taschen voll schwarzen Brodtes steckte, und sie damit theils zu seinem Vergnügen, theils um sie an sich zu gewöhnen, fütterte. Die Ueberbleibsel bekam dann allemal der Bär, wenn er ihm begegnete. Einst hatte er noch wenige Grumen nur bei sich, die er dem Bäre in seinen aufgesperten Rachen steckte. Dieser, dem die Brocken wie nichts sind, hält die Hand fest, und fängt mit seiner scharfigen Zunge so nachdrücklich zu lecken an, vielleicht aus Gutmeinen und Dankbarkeit, daß der General es vor Schmerz nicht länger aushalten kann, sondern aus allen Kräften mit der linken Hand auf seinen Kopf zwischen die Ohren zu schlagen anfängt. Der Bär steht auf

den

den Hinterbeinen, und es erhebt sich ein förmlicher Kampf zwischen ihm und seinem Herrn. Dieser rief um Hülfe; da aber der Garten etwas entfernt vom Hofe lag, so hörte niemand sein Schreien. Das Blut machte den Bär noch lüsterner, er fängt stärker zu lecken und zu saugen an, so daß der General seine Rechte für verlohren hält und, — das einzige Mittel, sie etwa noch zu retten, — sie ihm tiefer in den Rachen hineinstößt, so daß die Zunge die Uniform leckte. Als ein starker Mann verdoppelt er die Schläge und das Schreien, und hält den Kampf so lange aus, bis ihm die linke Hand ermüdet, und endlich jemand zu seiner Rettung kommt. Die rechte Hand war ganz blutig und fast, besonders am Ballen des Daums, bis an die Pulsader aufgeleckt. Die Bestie wurde zwar erschossen, indessen behielt der General eine grosse Narbe auf seine Lebenszeit. — Auch hat man Beispiele, daß der Bär Bäume, auf die man sich retirirt hat, mit der Wurzel herausreißt, auch wohl selbst hinauf klettert, und wehe dann dem, der oben sitzt. Gewöhnlich bringt er 3 bis 4, auch bisweilen 5 Junge zur Welt und lebt 20 bis 25 Jahr. Man fängt sie oft jung, erzieht sie mit Milch, geschrotener Gerste, Kohlblättern und Fleisch, läßt ihnen etwa im dritten Monat Klauen und Zähne abbrechen, macht sie zahm und läßt sie frei herumlaufen. Dies

ist

ist aber immer gefährlich und man thut besser, wenn man sie an Kettten legt, es sei mit oder ohne Klauen nnd Zähne. Jung ist der Bär ein äußerst possierliches Thier, mit dem man tausend Spas haben kann. Er tanzt, nimmt Stöcke ins Maul und in die Vordertatzen, hebt sich damit in die Höhe und macht drollichte Sprünge und allerhand Grimassen. Das Tanzen, welches unsere Bärenführer für eine große Kunst ausgeben, ist ihm natürlich, dabei ist er ein sehr neugieriges Thier. Er hebt sich gleich, wenn er etwas von weiten hört oder sieht, auf die Hinterpfoten, und schaut sich um, klettert auch wohl mit der Kette am Halse, die er zwischen den Vordertatzen fest hält, auf dem Pfahl, besonders wenn man oben ein Rad horizontal drauf gelegt hat, und macht einen langen Hals. Der Affe ist daher ein sehr schicklicher und kurzweiliger Begleiter für ihn. Schrecklich ist sein Brüllen, wenn man ihn neckt, zercht, schlägt oder hetzt. Das Wasser liebt er sehr und ich sahe sie allemal mit Ungeduld zum Teiche laufen, so daß ihr Wärter sie kaum halten konnte. Sie nahmen Stricke, Halsbänder und Ketten mit ins Wasser, umfaßten sich, tanzten und plätscherten, daß es eine Lust war, und der Führer Mühe hatte, sie wieder heraus zu bringen. Die Absicht, warum viele Edelleute mit nicht geringen Kosten, Bären erziehen und halten, ist,

um

um die Hunde drauf abzurichten. Dies sind jene schon benannten Packer oder Bärenhunde. Im zahmen Stande machen die Bären im Winter ihr Lager rings um den Pfahl, an den sie angekettet sind, von Stroh, und schlafen auf demselben, selbst im ärgsten Wetter, unter freien Himmel. Ihren Unrath verscharren sie sorgfältig. Kein Hund, Henne, Gans, Schwein oder Kalb darf sich ihnen nähern, sonst wird es zerrissen. Die Pferde scheuen die Gegend und wiehern, wenn sie den Bär sehen, gehen auch nicht anders als gezwungen zu seinem Lager. Im wilden Zustande ist seine Nahrung Honig, daher er gern wilde Bienenstöcke aufsucht, Hasser, Aas, Obst und Insekten, und im Winter nährt er sich von dem Fette, das aus der zellulösen Haut im ganzen Körper kommt und von dem schleimichten Schaum, den er aus seinen Vorderpfoten saugt. Dies thut auch der an der Kette liegende Bär, frißt aber noch ausserdem alles, was man ihm vorwirft. Daß er den ganzen Winter hindurch schliefe, habe ich nicht bemerkt, wohl aber ist so viel gewiß, daß, so lange die Kälte dauert, er nicht aus seiner Höle kommt. Diese macht er tief unter die Erde, zuweilen auch unter Baumwurzeln und Gebüsche, und verwahrt den Eingang dicht mit Moos, Strauch, Heu und Wurzeln. Um weich

und

und trocken zu liegen, trägt er sich vieles Laub, Moos, Heu und Kräuter ein..

Die Felle der Bären braucht man zu Pelzen, Schlittendecken, Müffen, Mützen u. s. w. und wird eins mit 6 bis 8 auch wohl 10 Rubeln bezahlt. Vornämlich schätzt man das Pelzwerk von jungen Bären. Ihr Fleisch wird von manchen gegessen, von andern aber verabscheuet. Vorzüglich rühmt man ihre Schinken und Tatzen des guten Geschmackes wegen; mir schmeckte aber beides sehr widerlich und bitter. Das Fleisch sieht gekocht meht schwarz als roth aus und kommt an Geschmack und Ansehen dem Rindfleische am nächsten. Gemeiniglich wird nur das von jungen Bären gegessen, denn der alten ihres ist wie Leder; allein man giebt beides lieber den Domestiken und Bauern zur Sättigung. Ihr Fett wird als ein Heilungsmittel gerühmt. Weise Bären aber, wie man in Deutschland fälschlich glaubt, giebt es in Liefland nicht, sondern diese werden erst tiefer in Rußland gefunden. Es gehört dies so wie die Meinung, daß es dort Rennthiere gebe, mit vielen Andern unter die Vorurtheile. Vielleicht rührt es daher, weil viele der dortigen braun bepelzten Thiere, z. B. die Haasen, auch Vögel, als Raben und Krähen, im Winter weis werden. Die Bärin trägt 9 Monate, und wirft im December oder Jenner ihre Jungen. Sie führet

sie

sie oft hinter sich her von einem Orte zum andern, besonders wenn sie ihr Quartier verändert, sobald sie es nicht mehr für sicher genug hält, und gefährlich ist es dann, ihr auf dieser Wallfahrt in den Wurf zu kommen. Sie hält einen jeden für den Räuber ihrer Jungen, und es gehört große Vorsicht und Behutsamkeit dazu, diese wegzufangen. Selten werden alte Bären von den Bauern gefangen, man schießt sie lieber auf der Jagd und begnügt sich, die Jungen aus dem Lager zu nehmen. Will man welche lebendig haben, so vermischt man Branntewein mit Honig und stellt ihn aus. Der Bär wittert ihn bald, frißt daran, und kaum daß er ihn fünf Minuten im Leibe hat, so wird er taumelnd, und kann ohne Gefahr gefangen und gebunden werden. Junge Bären werden mit der Zeit so zahm wie die Hunde, lassen auf sich reiten, sich die Hand in den Rachen stecken und sonst noch allerlei Possen mit sich machen, verstehen aber doch bisweilen Unrecht und suchen sich, da sie mit Zähnen und Klauen nicht mehr schaden können, durch Ohrfeigen, die sie mit den Pfoten geben, oder durch Rütteln und Schütteln, und Drücken auf der Brust zu rächen. Von einem solchen zahmgemachten Bären habe ich ein merkwürdiges Beispiel erlebt, woraus man auf das Gedächtniß oder wohl

gar

gar Nachdenken der Thiere zu schließen berechtiget wird; doch machen einzelne Fälle noch keine Regel. Der Assessor des Oberlandgerichts Herr von Schwengelm auf Jendel ließ zwei zahme Bären auf dem Hofe herumlaufen. Einen davon sieht er einst bei dem im Hofe befindlichen unbedeckten und mit keinen Geländer eingefaßten Brunnen stehen, und immer einen Stein nach den andern hineinwerfen. Er ergreift daher einen Stock, und schlägt damit wacker auf den Bär los, geht seinen Geschäften weiter nach und bekümmert sich nicht ferner um den Bär. Was hat indessen dieser zu thun? er geht gerade zum Hause hinein, stellt sich hinter die Thür, aus der er den Herrn hatte herkommen sehen, und wartet da mäuschenstill auf seine Zurückkunft. Herr von S. sich nichts weniger als dies vermuthend, geht getrost zur Thür hinein. Kaum aber ist er einen Schritt ins Haus, so kommt Herr Urian hervor, hebt sich auf seine Pfoten, packt ihn auf der Brust, drückt ihn fest an die Wand, rüttelt und schüttelt ihn so derb, daß er kaum schreien kann, und ohrfeigt ihn nach Herzenslust, bis der Bediente ihn mit den Prügel bewillkommte. Das war Grund genug, von der erboßten Bestie in der Folge noch mehr zu befürchten, daher ihn der Herr von S. mit einer Kugel durch den Kopf den Abschied gab. —

Hetzen

Hetzen mit solchen zahmgemachten Bären, habe ich sehr oft beigewohnt. Ein besonderer Liebhaber davon war der General Patkul, der zu dem Ende zehen Packer hielt, und stets zwei oder drei Bären an der Kette hatte, die er aus dem Neste hatte holen und aufziehen lassen. Wenn sie zweijährig waren, so giengen die Hetzen an. Es war dazu ein eigener freier großer Platz ausser dem Schlosse bestimmt. Jedesmal, wenn eine Hetze gehalten wurde, ließ der General den benachbarten Adel dazu einladen, und es war allemal ein Fest. Gewöhnlich geschah es im Januar und Februar wöchentlich einmal, und er that sich allemal etwas darauf zu Gute, wenn die Hetze gut ablief, seine Hunde sich brav gehalten hatten, und er deswegen gelobt wurde. Sobald der Bär auf dem Platze angekommen war, ließ ihn sein Führer los, und der General kommandirte gewöhnlich sogleich die Hunde, welche, jeder von einem besondern Kerl, gehalten wurden und vor stiller Wuth laut winselten, mit dem Schwanze wedelten und blos das Weiße im Auge sehen liessen. Sultan! erscholl es, und pfeilschnell fuhr der Packer nach dem Bären, ohne einen einzigen bellenden Anschlag zu thun. Er faßte ihn beim Ohr, und während der Bär ihn schüttelte und sich seiner durch Ohrfeigen und schrecklichen Brüllen zu entledigen suchte, erscholl es aufs neue: Diana! und Diana

flog

flog an das andere Ohr. Jetzt wurde der Kampf schon heftiger. Der Bär erhob sich und streifte mit den Vordertatzen über den Kopf, als wolle er die Ohren abwaschen. Bekam er einen Hund zwischen die Pfoten, so gab es allemal eine Quetschung, Wunde und Blut, ohne daß seine Feinde dies achteten. Schien er den Hunden überlegen, so ward Pieriz und nach gerade Cerberus, Seraskier und die andern Hunde zum Succurs beordert, so daß sie, wie Berloquen an einer Uhrkette an des Bären Hals und Ohren hiengen, und von ihm herumgeschüttelt wurden. Keiner that dabei einen Muk, oder pakte wo anders an, ausser Cerberus, der jedesmal dem Bären zwischen die Beine fuhr und die pudenda fassete. Schrecklich ergrimmte darob die Bestie und brüllete fürchterlicher als vorher. Der Kampf dauerte gewöhnlich eine viertel Stunde, bis die Hunde den Bären überwältigten, fest hielten und niederzogen. Er machte zwar neue Versuche, auf die Hinterbeine zu kommen, wand und krümmte sich, aber schon streckten sich die Hunde längst der Erde und hatten sich verbissen. Er keuchte, brüllte und schnaubte blos noch. Jetzt kamen die Hundeknechte herbei, zwikten und kneipten die Hunde in den Schwanz, rieben ihnen Eis und Schnee in die Zähne, und sie liessen nach einer Weile los. Der Führer

fassete den Bären, und die Hunde wurden weggebracht. War aber sein Tod beschlossen, so trat der General, während die Hunde das zukkende Thier festhielten, hinzu, und schoß ihm in den Kopf, oder nach den Herzen. Mir war es allemal ein grausames Schauspiel, und schien auch andern ein barbarisches Vergnügen zu seyn. Thiere, die uns nie etwas gethan haben, so zu martern und zu quälen, einer kurzen Freude wegen, ist eine unmenschliche Liebhaberei und mir fiel jedesmal dabei die leidende Kreatur ein. Einst wurde einer auf eine noch qualvollere Art zu Tode gehetzt. Nachdem er die Hunde schon eine gute Weile verarbeitet hatte, bekam er zwei Stiche mit einem Spiese, so daß die Eingeweide herausdrangen. Die Hunde hatten nun gewonnen Spiel und marterten ihn vollends zu Tode. Bisweilen hiengen 7 bis 8 solcher schrecklichen Hunde an einem Bären, und das arme Thier wuste oft nicht, gegen welchen es sich zuerst vertheidigen sollte. Es ward ganz blutig gebissen und so abgemattet und entkräftet, daß es ruhig da lag, und sich von den in ihn verbissenen Hunden festhalten ließ. Einmal wurde einer mit einem langen Stricke an einen Baum im Walde gebunden, so seiner Freiheit beraubt eine gute Weile mit Hunden gehetzt und dann auf ihn geschossen. Beim ersten Schusse, der durch das

bloße

bloße Fell gieng, blieb er unbeweglich, so auch beim zweiten. Durch den dritten ward ihm die untere Kinnlade zerschmettert. Er brüllte, grub, nachdem die Hunde entfernt waren, mit den Tatzen ein Loch in die Erde und kühlte sich ab, indem er den Kopf bis über die Augen hineinsteckte. Der letzte Schuß mit drei Kugeln streckte ihn endlich zu Boden. Diese martervolle Hetze währete über eine Stunde. In der Wildnis sind dergleichen Jagden und Hetzen weit gefährlicher, theils weil der wilde Bär grimmiger und stärker ist als der zahme, theils weil er mehr Spielraum hat. Wenn zuweilen die Hunde an ihm hängen, so drängt er sich mit ihnen zwischen zwei starken Bäumen hindurch und quetscht gewiß wenigstens einen zu Tode. — Einst sahe ich einen lustigen Auftritt mit an. Ein Igel wurde mit Honig beschmiert, und den an der Kette liegenden Bären vorgeworfen. Das Bestreben dieser Bestien, den Honig abzulecken, und der Schmerz, den ihnen die Stacheln des Igels, wenn sie mit der Zunge daran kamen, verursachten, erregte drollichte Posituren. Sie liessen aber nicht nach, da sie einmal den Wohlgeschmack des Honigs auf der Zunge empfunden hatten, wurden aber bei einem jeden Stich, den sie fühlten, aufs neue ärgerlich und boshaft. Sie gruben darauf ein Loch, wälzten den Igel hin-

Bayerische StaatsBibliothek München

ein, warfen Erde auf ihn und lekten dann den in sie gedrungenen und daran klebenden Honig. Endlich wurden sie wüthend und zerrissen den stachlichten Feind, obgleich ihnen das Maul darüber blutete. — Ein andermal schien sich aber auch die Natur für die an diesen Thieren verübten Grausamkeiten schrecklich zu rächen. Eine Frau von Engelhardt sieht, als eben ein Bärenführer kommt, und sein Thier die bekannten Künste machen läßt, mit mehrern Gästen auf der Gallerie an der Treppe vor der Hausthür. Ihr Gemahl verspricht dem Kerl einige Rubel, wenn er ihm erlauben wolle, mit zweien seiner Hunde eine Lusthetze auf den Bären anzustellen. Nach einigen Bedingungen, daß das Leben seines Ernährers nicht gefährdet werde, willigt der Kerl ein, und der Bär wird losgelassen. Wie sich das Thier von den Hunden zu sehr geängstigt sieht, läuft es, um sich zu retten, gerade auf die Treppe los. Der Schrecken machte einen solchen Eindruck auf die in ihrem 6ten Monat schwanger gehende Dame, daß ihre nachher gebohrne wohlgebildete Tochter alle Eigenschaften eines Bären und nichts als die menschliche Gestalt dadurch bekommen hat. Sie ist stumm, brumt wie ein Bär, saugt ohne Unterlaß an den Händen, zeigt keine Spuren von Vernunft, ohngeachtet sie schon 26 Jahr alt ist, wälzt sich

langs

langsam und plump auf den Beinen fort, schlägt, wenn sich ihr jemand nähert, wild und unbändig um sich herum, und alles entzwei, was ihr vorkommt, bäumt sich oft wild in die Höhe, sieht jedermann mit stierem Blicke an, und krallt mit den Nägeln nach ihm. Ihre liebste Nahrung sind ungekochte Wurzeln und lebendes Gevögel, als Hühne, Enten ꝛc. nach denen sie mit wilder Begierde greift, sie mit den Fingern zerreißt und in ihrem Blute verzehrt, auch lange nicht den Appetit beweist, wenn man ihr gekochtes Fleisch bringt. Kleider leidet sie nur ungern und gezwungen an sich, freuet sich zwar, wenn sie ein neues bekommt, reißt es aber bald wieder vom Leibe, wenn ihr nicht mit Schlägen gedroht wird. Sie lacht, wenn ihr ein Spiegel gebracht wird, und mag sich gern darin beschauen, steht auch oft am Fenster ihres kleinen Zimmers, und sieht sich neugierig um, was im Hofe passirt. Schon als säugendes Kind hat sie etwas wildes gezeigt, ihre Amme gekrazt, sehr zeitig Zähne bekommen, und sie damit in die Brüste gebissen, welches mit der Zeit so zugenommen hat, daß sie bald hat entwöhnt werden müssen. Noch ist sie ohne alle Religionskenntnisse und moralische Bildung, weil ihr Vernunft und Sprache fehlen. Obgleich sie schön ist, hat sie doch Züge der Wildheit in ihren Mienen, und ganz das Plumpe und Schwerfällige des

Bärenganges, ist dabei leutescheu und gehet oft auf Händen und Füssen. Herr Hupel in seinen nordischen Miscellanen erzählt diesen sonderbaren Fall weitläuftiger. Welcher Arzt oder Philosoph erklärt ihn? ausgebildet war doch die Frucht schon im Mutterleibe, da sie 6 Monat alt war. Auf den Körper hat der Schreck keinen Eindruck machen können, denn das Mädchen ist gut gebauet, wohl gewachsen, schön gebildet und blüht wie eine Rose. Aber auf den Geist. Und wie dieses? wer das erklärt, hic mihi magnus erit Apollo.

Der Büffel ist zwar eigentlich nicht einheimisch in Liefland, kommt aber, da ihn mehrere Edelleute, die ihn als Offiziere bei der russischen Armee aus der Türkei mitgebracht haben, jetzt mit dem übrigen Vieh auf ihren Gütern halten, recht gut fort. Die größte Heerde, sowohl Ochsen als Kühe, sahe ich in Oberpahlen beim General Patkul. Sie giengen mit den übrigen Kühen auf der Weide und oft in dem vorbeifliessenden Flusse bis über die Hörner unter das Wasser, blieben sehr lange darin und kamen an einem andern Orte wieder heraus, worauf sie sich am Ufer sonnten. Ich habe nicht gesehen, daß sie zum Ziehen wären abgerichtet worden, wie dies in Italien, in der Türkei, Ungarn und Tirol geschieht, indem man ihnen

nen einen Ring in die Nase legt, und sie so zur Arbeit zähmt. Sie sind etwas grösser als unsere Ochsen, alle schwarz, und auf dem Rücken und an den Knien mit dicken Haarbüscheln versehen. Sie sind, besonders die Ochsen, sehr wild und haben ein fürchterliches Ansehen. Ihre Hörner sind alle nach dem Rücken zu gebogen. Einer wird mit 80 und 100 Rubeln bezahlt. Die Haut und das gegerbte Leder sind ungemein dick und unverwüstlich, das Fleisch aber ist von keinen sonderlich gutem Geschmacke. Die Kühe geben nur vom Oktober bis in den Mai Milch, die übrigen Monate stehen sie trocken. Die Milch und Butter sind ungemein fett, aromatisch und haben einen angenehmen Geschmack.

Der Luchs, gehört bekanntlich ins Katzengeschlecht, von dem er sich nur durch die Grösse unterscheidet, und durch die langen schwarzen Haare, die er oben an den Ohren hat. Er ist kühner als die wilde Katze und fällt diese selbst, so wie auch Schaafe, Schweine, Haasen, Hermeline und Eichhörner an. Man findet ihn in Ehstland nicht so häufig als in Liefland. Seine hübsch getiegerten Felle geben gutes Pelzwerk, Schlitten- und Pferdedecken. Auf seine Beute stürzt er im Sprunge und zapft meistentheils an der Kehle das Blut ab. Das wilde Schwein streift ihm zuweilen zwischen dem Gebüsch und Bäumen das Fell ab. Nach der Versicherung

mehr

mehrerer Personen soll sein Fleisch, welches weis und dem Kalbfleisch ähnlich ist, von gutem Geschmacke seyn. Sein Geheul ist fast, wie das des Wolfes, mit dem er auch in Rauben Aehnlichkeit hat, aber oft selbst eine Beute dieses unersättlichen Räubers wird. Das Weibchen trägt nur zwei Monate und wirft gewöhnlich drei, selten vier Junge. Er wird nicht leicht über 16 Jahre alt. Die Katzen sind hier grösser als anderwärts und man findet häufig wilde.

Wenn man in andern Ländern oft geglaubt und es auch nacherzählt hat, daß es in Liefs und Ehstland weise Bären gäbe, so ist dies falsch. Aber weise Haasen giebt es, die so wie Raben, Dolen und andere schwarze Vögel im Winter ganz weis werden, und kaum vom Schnee zu unterscheiden sind. Es giebt zweierlei Gattungen von Haasen, die gewöhnlichen einheimischen und die sogenannten Litthauischen. Jene sind kleiner als die in Deutschland und in andern Ländern. Ihr feines Gehör und scharfes Gesicht sind bekannt. Im Jagen thun sie allerlei Seitensprünge im Zikzak, wodurch die Hunde oft irre geführt und ermüdet werden. Ihr Haar wird im Winter ganz weis und diese weisen Felle geben ein feines, leichtes, warmes und wohlfeiles Pelzwerk, das aber, eben weil es sehr leicht ist, nur von Frauenzimmern getragen wird. Sie sind in

sehr

sehr grosser Menge da und überaus wohlfeil, so daß man einen zu 2; 3 Groschen, (15 Kopek) kauft. Seltener ist die zweite Gattung, die Litthauischen Haasen, welche sich wahrscheinlich aus Litthauen hieher verirrt haben. Sie sind nicht nur grösser und fetter als die eigentlichen inländischen, sondern bleiben auch den Winter über grau, wie bei uns. Ihre Haare und Felle werden so wenig genutzt, als der Kaninchen ihre, welche der Bauer auf ehstnisch, Haushaasen nennt. Sie werden, wie an andern Orten, auch mit Hunden gehetzt, doch schiessen auch die Bauern viele ohne Hunde. Eine andere Art sie zu jagen ist die sogenannte Klapperjagd. Eine Menge Bauern werden aufgeboten, die einen Wald, Gegend oder Gehäge umzingeln, mit hölzernen Prügeln, Schindeln, Klappern und Geschrei Lärm schlagen, die Haasen solchergestalt aus ihrem Lager auftreiben, immer näher zusammen rücken, und sie dann todtschlagen oder schiessen. Gewöhnlich spielt der Gebietsherr die Hauptrolle dabei. Wenn Jagdliebhaber in eines andern Gebiet gehen, und so viel als sie wollen, schiessen, so wird das nicht übelgenommen, und selbst die Bauern können auf fremden Grund und Boden schiessen. Ueberhaupt herrscht in ganz Lief- und Ehstland, die grösste uneingeschränkteste Jagdfreiheit. — Die

jähr-

jährliche Verminderung und sichtbare Abnahme der Haasen schreibt man nicht ohne Grund den gefräßigen Wölfen zu, welche sie im Winter fangen.

Das Elendthier ist stärker, grösser und dickwüchsiger als der Hirsch, in dessen Geschlecht es gehört. Es hat auch breitere und härtere Geweihe, die flach und schaufelicht sind und gutes Horn zu allerlei Arbeiten geben. Weil es im Winter oftmals ein Raub der Wölfe wird, findet man es nicht mehr so häufig als ehemals. Es nährt sich von Gras, Wurzeln, Laub, Moos und Baumrinde. Sein Fleisch ist eßbar und wohlschmeckend, besonders wenn es in Essig gelegt wird. Es kommt dem Rindfleische nahe, ist aber mürber als dieses und hat einen Wildgeschmack, daher es auch, noch mehr aber wegen seiner dicken Haut, die zu Kollern für die Reuterei, zu Jagdwesten und dergleichen, verarbeitet wird, so theuer als eine Kuh bezahlt wird. Das Leder ist so dick, fest und stark, daß keine Flintenkugel durchgeht, und keine Nässe eindringt oder es steif macht. Sie schlagen wie die Pferde mit den Füssen hintenaus und tödten mit einem Schlage einen Hund und Wolf. Sie besitzen eine bewundernswürdige Schnelligkeit im Laufen, so daß sie in einem Tage oft 40 Meilen zurücklegen, ohne einmal zu fressen oder stille zu stehen, und

auf

auf jede Stunde zwei Meilen machen. Daher mag wohl das falsche Gericht entstanden seyn, mit dem ich einige Deutsche sich tragen gehört habe, daß es in Liefland Rennthiere gebe, die man vor den Schlitten spanne, und welche ausserordentlich schnell wären. Diese sind aber nur in Lappland und Grönland zu Hause, und kommen als eine eben so seltene Erscheinung nach Ehst- und Liefland, als sie in Deutschland eine Seltenheit sind. Ein Wettrennen mit einem, das ein Samojede hielt, habe ich im Vorhergehenden erzählt. — Das Weibchen des Elend wirft im April ein auch bisweilen zwei Junge. Weil sie im Winter auf dem Eise nicht so schnell laufen können, so werden in dieser Zeit die meisten geschossen. Bei grosser Dürre kommen sie auch aus den Wäldern und suchen Wasser. Noch häufiger als in Lief- und Ehstland werden sie in Kurland, Preussen und Pohlen gefunden.

Der Biber. Es giebt ihrer nicht allzuviele. Sie halten sich gemeiniglich an Seen und Flüssen auf, sind so gros wie ein erwachsenes Lamm und haben über den ganzen Leib ein kurzes, schwarzbraunes, weiches und glänzendes Haar, welches am meisten zu Hüten verarbeitet wird und besonders die ganz feinen Kastorhüte giebt. An manchen Theilen des Leibes haben sie ein längeres Haar, das man

zu Handschuhen und Strümpfen braucht. Sie leben von Laube und süsser Baumrinde, und werden 15 bis 20 Jahre alt. Das Weibchen trägt vier Monate und wirft jährlich eins auch wol zwei, selten drei Junge. Ihr Fleisch wird gegessen und soll ganz wohlschmeckend seyn, besonders hält man Zunge und Schwanz für etwas delikates. Zwischen den Hinterpfoten haben sie zwei kleine Beutel, worin der starke riechende dicke Saft ist, mit den sie ihre Haare einschmieren, damit das Wasser drüber wegspüle und nicht auf die Haut dringe. Er wird bekanntlich unter den Namen Bibergeil in den Apotheken verkauft und in der Medizin gebraucht. Künstlich und bewundernswürdig ist ihr Damm- und Wasserbau, wodurch sie sich ihre Wohnungen anlegen. Mit den Schneidezähnen, deren sie vier haben, zwei unten und zwei oben, beissen sie die Rinde der Bäume ab, deren Saft ihre Nahrung ist. Mit eben diesen reissen sie grosse und kleine Bäume aus, brechen Aeste und Zweige ab und schleppen sie mit vereinigten Kräften, an das Wasser. Nun gehet es an die Arbeit. Gemeiniglich arbeiten ihrer 20 bis 30, ja wohl 50 und mehrere. Einige schaffen die Bäume herbei; andere beissen die Zweige ab, graben Löcher, stecken Pfähle ein, und durchflechten sie mit Zweigen; noch andere führen Schutt, Erde, Moos und Wasser her-

bei,

bei, machen davon einen Leim oder Mörtel und verstopfen damit die Oefnungen ihres Dammes, auf welchen sie ihre Wohnung bauen. Sie legen sie gewöhnlich nach dem Ufer zu oder am Seestrande an, wo sie auch ihre Hütten haben. Den Damm verfertigen sie deswegen, daß er das Wasser aufhalte und höher anschwelle, in welches sie dann zu ihrem Vergnügen aus den Oeffnungen ihrer Häuser den schuppichten Schwanz eintauchen oder selbst darin herumplätschern. Sie stellen auch dabei ihre Schildwachen und Vorposten aus, geben einander, wenn jemand kommt, ihre Signale, daß sie in Gefahr seyen und fliehen sollen. Plötzlich tauchen sie unter und kein einziger ist mehr zu sehen. Mehr von diesem künstlichen Thiere findet man fast in jeder Naturgeschichte.

Das Eichhorn ist zwar in Deutschland auch bekannt, aber nicht mit der Eigenschaft, welche dem nördlichen eigenthümlich ist, daß es im Winter grau wird, und dann den Namen Grauwerk bekommt, welches ein bekanntes schönes Pelzwerk giebt, und theuer bezahlt wird. Aus den längsten Haaren ihrer Schwänze macht man Mahlerpinsel. Sie sind ziemlich häufig, und im Sommer rothgelb mit einzelnen weisen Haaren. Viele werden im Winter rothgrau und nicht wie die im Handel gangbaren, silbergrau. Diesen läßt man daher auch ihre

Pelze.

Pelze. Die meisten kommen aus Rußland hieher, aber der Ehste versteht sie nicht zu nutzen, und giebt sich daher wenig mit ihnen ab. Eine besondere Abart davon ist das fliegende Eichhorn, das sonst dem vorigen ziemlich ähnlich, aber weit seltener ist, und in Baumhöhlen lebt. Es ist kleiner als das gewöhnliche Eichhorn, aschgrau vom Farbe und wegen der ausgebreiteten schwarzen Haut zwischen den Füssen häßlich und ungestalt. Vermöge dieser Flatterhaut springt es von einem Baume zum andern, oft funfzig bis hundert Ellen weit, jedoch mehr in die Tiefe als in die Höhe. Es ist falsch, daß es fliegen könne, es springt eben so, wie alle Eichhörner. In Rußland wird es häufiger als in Ehstland gefunden. Das Eichhorn nährt sich von den Sprossen und Kätzchen der Birken, vornämlich im Frühjahre. Eben davon bekömmt es einen ganz grünlichen Koth, der so harzig wird, daß er am Feuer mit einer Flamme brennt. Es läßt ihn an die Wurzeln der Bäume fallen, nnd verräth sich eben dadurch den Jägern. Wegen ihrer dünnen Fellchen geben sie zwar ein weiches, aber nicht dauerhaftes und erwärmendes Pelzwerk.

Unter den Vögeln Ehstlands habe ich wenig ganz fremde gefunden, die es nicht auch in irgend einem Theile von Deutschland geben sollte

te. Fast alle Geschlechter von Raubvögeln, vom Adler bis zum Sperber kreisen über den Wäldern und Flächen. Kraniche, Störche, Trappen, Eulen sind hier schaarenweise, und der Ueberfluß an eßbaren Geflügel, besonders an Auer- Birk- und Haselhünern ist außerordentlich. Die Menge der Raubvögel hindert aber hin und wieder das Aufkommen des zahmen Geflügels, daher man nur wenig Tauben findet. Unter den Raubvögeln scheinen mir der Adler und der große Uhu die merkwürdigsten zu seyn. Der Adler giebt es zweierlei Arten, der Hasen- und Steinadler. Jener ist von sehr beträchtlicher Größe, und raubt Haasen, Ziegen und Lämmer, die er im Fluge davon führt, ist sehr stark und schwarz von Farbe, mit gelben Streifen vermischt und hat alle Jahre zwei Junge. Einst wurde bei Nurms einer in einem Fangeisen, das ein Bedienter in dem nahe gelegenen Busche den Wölfen gestellt hatte, gefangen. Er maß mit ausgebreiteten Flügeln sechs Fuß, lebte noch eine gute Weile im Eisen, hatte es eine Strecke mit sich fortgerissen, und wurde mit Knüppeln todtgeschlagen. Der Steinadler ist merklich kleiner, von der Größe eines Hahns, und dunkelbraun mit gelben Füßen. Er nährt sich von Kaninchen, Vögeln, Fischen, Fröschen, Mäusen und Schlangen, und zieht alle Jahre zwei bis drei Junge auf. Im Winter

fliegt

fliegt er davon, weil er da diese Nahrung nicht findet. Der Uhu hält sich ebenfalls in Wäldern auf, ist von der Größe einer Gans, hat einen dicken runden Katzenkopf, große, starre in Federn eingehüllte Augen, und an beiden Seiten des Kopfs einen in die Höhe stehenden Haarbusch, der ihm das Ansehen von zwei Ohren giebt, und den er willkührlich bewegen kann. Seine Federn sind gelbbraun, weis und grau gefleckt, und seine Nahrung kleinere Vögel, Mäuse, Frösche, Eidechsen, Schlangen, junge Haasen und dergleichen. Von den Eulen entfernen sich die meisten im Herbste; immer aber bleiben einzelne zurück und wissen sich durch den Winter zu bringen. Der Europäische Eisvogel hält sich an Flüssen auf, hat die Größe einer Wachtel, ist oben blau und röthlich gefiedert und nistet im Sande an kleinen und großen Flüssen, er lebt von Fischen und Wasserinsekten und kann von seinem drei vordern Zehen einen nach hintenzu drehen, so oft er will. Das Weibchen ist etwas kleiner.

Die Zugvögel erscheinen sehr mannichfaltig und zahlreich, doch sieht man nicht alle Sommer alle sonst da gewesene Arten; vielleicht weil diese nicht den ganzen Sommer bleiben sondern auf ihrem Zuge in den dortigen Gegenden nur gleichsam Station machen. Merkwürdig darunter scheint mir die Schnarrwachtel

tel, (oder der Wachtelkönig) die ich mich in Deutschland selten gesehen zu haben erinnere. Sie schreit besonders des Abends unaufhörlich ihr rähks rähks. Sumpfvögel giebt es mehr als in einem andern Lande. Ich erwähne nur der Schnepfen, und unter diesen ist mir eine besondere Art unter dem Nahmen Blaubeerschnepfe bekannt worden, von der ich mich nicht erinnere, irgend etwas gelesen zu haben. Sie ist größer als die Doppelschnepfe, von grauer brauner Farbe, mit langen krummen Schnabel. Im Herbst wird sie sehr fett und schmackhaft. Den Nahmen hat sie daher, weil sie sich von einer besondern Art Beeren nähret, die man Blaubeeren nennt, welche viel Aehnlichkeit mit unsern Heidelbeeren haben. Sie kommen mit den ersten Frühlinge und ziehen im Herbst wieder fort. Ihr Nest bauen sie auf die Erde oder in niedriges Gesträuch und legen 3 bis 4 Eier. Sie sind sehr schwer im Fluge zu schiessen. — Unter den Hünerarten, welche man mit dem Nahmen Wild bezeichnet, sind die bekanntesten: a) Der Auerhan. Er hat die Größe eines Kalikutschen Hahns und hat schwarze, graue, hier und da weislich punktirte Federn, gefiederte Füße und einen schönen rothen Ringel um die Augen. Man kauft sie sehr häufig und wohlfeil. Sie legen 10 bis 12 Eier und ein großer wiegt oft bis 14 Pfund. Sie

leben wie die folgenden, in Wäldern, und nähren sich von Baumknospen und allerlei Waldbeeren, die sie unter dem Schnee hervorsuchen, daher sie auch im Winter hier bleiben. Auch fressen sie, besonders wenn sie zur Mästung eingespert werden, Ameiseneier und Getreidekörner. b) Der Birkhahn, ist um die Hälfte kleiner als der Auerhahn, sieht ihm aber sonst fast ganz ähnlich. Die Henne macht ihr Nest in dürres Moos oder Heidekraut und baut es von Reisern. Er nährt sich von allerlei Beeren und Knospen, am liebsten von Birkenknospen, daher sein Nahme. Kirschen und Erbsen sind ihm tödlich. Man fängt und schießt sie auf eine ganz besondere Art, die man die Hüttenjagd nennt. Im Herbst macht man kleine grüne Hütten von Tannen oder Fichtenzweigen in pyramidenförmiger Gestalt und versteckt sich dahinein. Rund in einiger Entfernung herum setzt man auf Stangen oder Bäume aufgesteckte Figuren von schwarzem Tuch oder Lumpen gemacht, welche wie Birkhühner aussehen. Man nennt sie mit einem aus dem Russischen entlehnten Worte Pulwanen. Die durch den Schein betrognen und herbeigelokten Hühner setzen sich dazu und man kann sie sehr leicht auf diese Art schießen. c) Das Hasel- und Morasthuhn, in der Größe einer jungen Henne, frißt die Knospen der Haselstauden und fast alle Ar-

ten von Waldbeeren, läßt sich leicht zahm machen und in die Stuben gewöhnen. Es ist ein boshaftes, lebhaftes und trotziges Thier, das leicht zum Zorn gereitzt wird, und in der Wuth nach dem Menschen springt und hackt. Es hat eine kauderwelsche Stimme und gackert ohne Unterlaß. Es hat wie die vorhergehenden mit weichen Federn bedeckte Füsse, ist ganz schwarz, mit einzelnen weisen Federn gestreift und hat eine Krone auf dem Kopfe. Das Morasthuhn hingegen ist weis, wird im Winter grau und im Frühjahre wieder weis. Alle diese Arten sind in Ehst- und Liefland ein gewöhnliches Wildpret, mit dem jeder nur einigermasen bemittelte Bürger und Landmann seinen Tisch besetzt. d Das Schneehuhn ist nur so groß als eine Taube, im Sommer röthlichbraun mit weisen Schwungfedern. Im Winter wird es ganz weis und versteckt sich unter dem Schnee, wenn es einen Feind in der Nähe merkt. Es wird wenig gegessen. e) Die Schnepfen, besonders darunter die Waldschnepfen, als die größten, die sich ebenfalls in morastigen Wäldern und Gebüschen aufhalten, haben ein delikates Fleisch und sind deswegen sehr theuer. Fasanen giebts hier nicht, auch wenig Rebhühner. Man macht sich aus den letztern auch nicht viel, sondern zieht die weit häufigern Birk- und Haselhühner vor. Die Wachtel ist auch nicht gar zu häufig und ent-

fernt sich im Herbste. Alle Waldhühner halten sich Kloppweise zu 10 und 20 zusammen und machen sich im Winter im Gebüsche und unter dem Schnee Gänge. Da ihre Nahrung in Baumknospen und in Blau- Heidel- Preisel- und andern ähnlichen Beeren besteht und diese häufig sind; so findet man die Waldhühner auch den Winter hindurch fett. Ob sie gleich wegen ihrer Menge ein ganz gemeines Speisegeflügel sind; so ist doch die Zufuhr der erfrornen Waldhühner aus entfernten Gegenden nach Reval, Riga, Pernau, Narwa ꝛc. sehr groß.

Unter den übrigen Singe- und kleinen Vögeln zeichne ich nur noch folgende aus. Die gemeine Taube, hält sich in Wäldern, auch in Thürmen, Kirchen und Dörfern auf. Sie sind meist herrenlos, denn sie kommen gar nicht auf die Tafel, und werden wegen der vielen Raubvögel nicht allzuhäufig gefunden. Die Holztaube zieht aus Mangel an Nahrung im Herbste davon. Der Staar zieht auch hier Schaarenweise, doch immer nur in kleinen Haufen, auch kömmt und geht er früh. Man hält ihn im Naturstande oder als gelernten Schwätzer in Käfigen. Die Drosseln leben streichend und bleiben bis spät in den Herbst, ja einzelne, der Ebereschen und anderen Beeren wegen, auch den Winter über. Der Seidenschwanz ist ein häufiger Strichvogel. Man fängt ihn in

Men-

Menge, und die Bauern verkaufen ihn auf die Güter und in die Städte Bündelweise für die Küche. Der Dompfaff, als ein natürlicher und gelernter Pfeiffer, wird in Städten und auf dem Lande häufig in Käfigen gehalten. Die Seidenschwänze kommen im Herbste, um in Ehstland den Winter zuzubringen. Man sieht sie um diese Zeit haufenweise an den Landstraßen und fängt ihrer viele für leckere Tische. Im Frühlinge ziehen sie, doch bleiben einzelne den Sommer hindurch hier. Diese bekommen dann statt der fastweisen Winterfarbe ein braunes mit weis gespriekeltes Ansehen. Die Finken bleiben, wie es scheint, den Winter hindurch alle. Nur das Weibchen des Buchfinken entfernt sich im Herbste und stellt sich im Frühlinge, des Paarens wegen, wieder ein. Die Nachtigall, sowohl die gemeine als eine gröffere Art, welche einige Nachtschläger (Sprosser) nennen, sind ungemein häufig, weil sie weniger gestört werden als in Deutschland. Man hält sie gar häufig in Käfigen, und giebt einem Russen jährlich 3 Rubel, der dann alle Morgen und Mittage kommt, und sie das ganze Jahr hindurch mit Würmern und Ameisenlarven versorgt. Die Bachstelzen sind bekanntlich Insektenhasser und müssen also im Herbste davon; doch bleibt der Zaunkönig, der Larven und Insekteneier aufzusuchen weiß.

Die Amphibien sind im Norden und mithin auch in Ehstland, nicht so zahlreich als in warmen Ländern. Von den Linneischen giebt es dort nur wenige Gattungen und Arten. Die kriechenden sind weder so zahlreich noch so giftig als unter dem heißen Himmelsstriche. Alles Folgen des rauhen Klimas und der flachen Lage des Landes. Ich bemerke blos folgende: Die kleine Schildkröte hat man bei Narwa am Seestrande und am Ufer der Narowa gefunden; es ist also wahrscheinlich, daß sie auch an andern Orten zu finden sind. Der Frosch ist zwar auf allen nassen Wiesen und Morästen ziemlich häufig, aber er hat das Sonderbare, daß er nie quackt. Sehr selten findet man den kleinen grünen Laubfrosch. Die gemeinen Viper und Natter wird in Wäldern ziemlich häufig gefunden, sie ist aber nicht so schädlich als die Kupferschlange und schwarze Natter, welche zwar nur sparsam gefunden wird, aber die giftigste aller hiesigen Schlangen ist. Die Bauern haben folgendes Mittel wider den giftigen Schlangenstich im Gebrauch und bewährt gefunden. Sie graben den gebissenen Fuß in frische sandige Erde. Nach einer Stunde räumen sie die Erde weg, und wenn der Geschwulst sich noch nicht gelegt hat, so graben sie den verletzten Theil von neuen ein, so lange bis die Heilung erfolgt. — Neunaugen wer-

werden sehr häufig in der Narowa, und im Kegelschen Bache am Ausflusse in die Ostsee gefangen, marchinirt und weiter verschickt. Sie sind äusserst wohlfeil.

Die Gewässer des Ehstländischen Gouvernements liefern eine sehr große Menge Fluß- und Seefische. Sie sind daher ungemein wohlfeil, und man hat unter ihnen wegen ihrer Mannichfaltigkeit täglich die Wahl. Eben deswegen, und weil sie gar keinen Aufwand verursachen, sind sie eine allgemeine Speise, und die gewöhnlichste Nahrung selbst der ärmsten Bauern. Auf dem Lande hat man sie mehr frisch und lebendig als in den Städten. Nur im Sommer kann man sie in denselben jederzeit frisch haben; im Winter aber werden die meisten gefroren gebracht, und Fuderweis raßelhart verkauft. Da nur wenig bemittelte und geizige Häuser todte Fische kaufen, so sind des Winters in Städten die lebendigen ziemlich theuer. Die Ehstländer haben eine eigne Art zu fischen. Ausser der gewöhnlichen mit Hamen, Angeln und grossen Netzen, fahren sie zweimal des Jahres, im Frühling und Herbst, den halben April, Mai und September hindurch in der Nacht mit Böten, auf welchen Feuer unterhalten wird, zwei und zwei zusammengebunden, auf der See herum, und stossen mit langen Hacken, an denen nach Art der

Angeln Wiederhaken unten angebracht sind, nach den Fischen. Der Fang ist oftmals reich und das ganze Schauspiel sehr lustig und unterhaltend, denn es wird auch der Dudelsack, der überhaupt bei keiner ihrer Vergnügungen fehlen darf, dabei geblasen. Die vielen Feuer verbreiten eine solche Röthe am Himmel, daß man dieselbe, gleich einem Feuerzeichen, mehrere Meilen weit sieht. Die gewöhnlichsten Fischarten, welche auf die Tafeln kommen, sind der Dorsch, Aal, Quappe, Butte, Steinbutte, die oft über eine Elle groß gefangen wird; der Bars, Sandart, die Makrele, welche etwas Heringsartiges hat; der Lachs, der sehr häufig und fast in allen Strömen gefangen wird, und darunter man den Rigischen und Archangelschen für den besten hält; die Stinten, welche an den Küsten der Ostsee in ungeheurer Menge von Strandgütern und Strandbauern, für welche diese Fischerei ein ansehnlicher Erwerbszweig ist, gefangen, häufig mit andern kleinen Fischarten vermenget, an der Luft getrocknet, und in Mattsäcken nach entlegenen Landgütern und Städten gebracht werden; der Weisfisch, welcher besonders im Herbste aus dem Finnischen Meerbusen sehr zahlreich in die Flüsse geht, in eignen Verzäunungen häufig gefangen wird, und auf allen Tischen ein beliebter Fisch ist; der Hecht, der

nicht

nicht selten 2 Ellen lang gefangen wird; (ich sah einmal einen solchen, der beim Aufschneiden noch 6 Weisfische im Magen hatte, davon 2 schon zur Hälfte verdaut waren,) die Schleien, Karauschen und Braxen. Man fängt sie theils in der Ostsee, theils in stehenden Landseen und Flüssen, und isset sie bald frisch, bald gesalzen, bald getrocknet, bald geräuchert, wie z. B. den Lachs und Hecht. Die Karpfen werden nur auf wenigen Gütern als eine Seltenheit in Teichen gehalten. In Flüssen oder Seen findet man sie gar nicht. Desto häufiger wird der Aal gegessen.

Noch muß ich drei besondrer Arten gedenken, weil diese die gemeinsten und wohlfeilsten sind, und die Hauptnahrung der Bauern ausmachen. 1) Der Strömling. Er ist eine kleine Heringsart der Ostsee, und wird auch im Ladoga und in den Karelischen Seen gefischt. Man fängt sie in ungeheurer Menge am Ostseestrande und kauft einige hundert für 10 bis 12 Kopecken. Sie sind ein hauptsächlicher Erwerbszweig für die Strandbauern und eine so gemeine und beliebte Speise derselben, daß sie für Winterprovisionen von Strömlingen mehr als für Vorrath von Getreide und Brod sorgen, weil sie sich lieber ohne letzteres, als ohne diese Fische, die ihrem Tische alles sind, behelfen. 2) Der Külloströmling.

Eine

Eine Abart vom erstern, nur kleiner und zarter. Bei Baltischport und Reval werden sie am häufigsten gefangen. Sie sind so weich, daß man sie mit Rückgrad und Gräten isset, haben die Grösse der Ellritzen, und wenn sie mit Gewürz und Lorbeerblättern eingemacht werden, im Geschmack viel Aehnlichkeit mit den Sardellen, dafür sie auch in vielen Häusern gelten. 3) Rebse, (aus dem Ehstnischen Räbus,) ebenfalls eine Art Heringe, die am häufigsten im Peipussee gefangen werden. Das Tausend kauft man gewöhnlich für einen Rubel. Sie werden frisch und noch mehr gesalzen gegessen. Man will die Bemerkung von ihnen gemacht haben, daß in den Gegenden, wo sie am meisten gegessen werden, der Bandwurm häufiger als anderswo seyn soll.

Der Fischfang gehört mit unter die angenehmsten und beliebtesten Vergnügungen der Ehstländer. Selten wird man am Strande der Ostsee oder an den Ufern eines Landsees und Flusses, besonders in der Nachbarschaft von Städten spazieren gehen, ohne hier und da einzelne Menschen oder ganze Truppen und Gesellschaften von Deutschen und Ehstensfischen zu sehen. Und weil der Fischfang, so wie die Jagd, ein vorzüglicher Nahrungszweig und Erwerbsmittel des Landes sind; so wird auch in vielen Kirchen, um einen reichen Fischfang und

gesegneten Strand gebeten. Unter dem letztern versteht man auch wohl den Wunsch, daß viele Schiffe stranden möchten, da das Strandrecht für Edelleute und Bauern sehr einträglich ist. Auf einigen Inseln und in mehrern Kirchspielen, die an den Finnischen Meerbusen stossen, herrscht der sonderbare Gebrauch, daß, ehe der Fischfang geschieht, der Prediger nach der Manier des heiligen Antonius von Padua, öffentlich eine Fischrede halten muß, um durch seine kräftige Fürsprache und seinen Seegen zu machen, daß man eine große Menge Fische beschliesse. Die Bauern setzen auf dergleichen Strandpredigten ein großes Vertrauen, und wenn der Fang dennoch nicht reichlich ausfällt, so glauben sie, daß nicht kräftig genug gebetet worden sey. — Die verschiedene Arten der Jagd, Wolfs- Bären- Klapper- und Hüttenjagd habe ich schon beim Thierreiche beschrieben, daher ich nur noch etwas von den hiesigen Insekten erwähnen will.

Eine der schlimmsten Arten sind die sogenannten Tarakanen, eine mit einem russischen Namen belegte Schabe oder Hauskäfer mit halb verhärteten Flügeldecken, deren man zwei Gattungen, nämlich große und kleine findet. Sie sind eine Plage vieler, besonders der gemeinen russischen Häuser und der Ehsten längst dem Finnischen Meerbusen, vornämlich in der

Ge-

Gegend bei Narwa. Ihre Vermehrung und Ausbreitung wird besonders durch Unreinlichkeit des gemeinen Russen und Ehsten befördert, und durch Kälte und Reinlichkeit großer, mit Hausrath nicht überladener Zimmer, gehindert. Der Maikäfer wird in manchen Jahren nur sparsam angetroffen; in andern verdirbt der Engerling viele Getraidewurzeln und der Käfer verwüstet das Laub verschiedener Bäume. Der Spekkäfer ist fast in allen Häusern, doch wenig schädlich; desto schlimmer der Schlupfkäfer in fünferlei Arten und unter diesen vornähmlich der Mehlkäfer, dessen Larve in vielem Mehle so häufig ist, daß es durch Siebe geschüttelt werden muß, und doch aus Gewohnheit ohne Eckel genossen wird. Der Kornkäfer ist kaum den Namen nach bekannt. Denn da alles Getraide in Riegen gedörrt wird, so ist ihm die Spalze zu hart, und er kann daher wenig Schaden anrichten. Dafür aber richtet der Kornwurm, eigentlich eine Raupe in das Geschlecht den Motten gehörig, auf den Roggenfeldern fast alle Jahre desto grössere Verwüstungen an. Er frißt im Herbste und Frühjahr das junge Roggengras Strichweise kahl von der Erde weg, daß die Felder, wie verbrannt aussehen, und zerstöret in manchen Jahren ganze Aernden. Er hat ein sehr zähes Leben, denn nach einigen ge-

machten Versuchen tödtet ihn nicht einmahl das Tabacksöl, welches doch allen Insekten tödtlich ist. Er zernagt im Nothfall auch die Roggenkörner. Man hat zwar im Revalschen Intelligenzblatte und in den Schriften der Petersburgischen freien ökonomischen Gesellschaft verschiedene Mittel gegen ihn bekannt gemacht; allein man hat sie entweder noch nicht angewandt oder unwirksam befunden, dem noch ist den Zerstörungen dieses schädlichen Insektes kein Einfalt gethan worden. — Die Haus- und Feldgrille ist hier häufiger als in Deutschland. Für die erstern hat der Ehste eine besondere Vorliebe und Ehrerbietung, und wird nie eine tödten, wenn auch sein Haus davon wimmeln sollte. Die Bettwanze ist eine Plage vieler Häuser im ganzen Gouvernement. Reinliche und geräumige Zimmer haben im Ganzen den Wanzen immer noch mehr als alle angewande künstliche Mittel bisher widerstanden. Unter den Schaben sind die Kleider- und Pelzmotten die allerbeschwerlichsten, denn sie sind in manchen Sommern so häufig, daß man selbst durch die sorgfältigste Aufmerksamkeit die Winterkleider und das Pelzwerk kaum gegen diese nagenden Feinde verwahren kann. Die gemeine Mücke ist in den waldigten und morastigten Gegenden Ehstlands, besonders auf dem Lande überaus

beschwerlich. Es giebt darunter eine grössere Gattung, deren Stich äusserst empfindlich ist, und große Beulen verursachet. Fast jeder Spaziergang wird einem durch dieses Insekt, besonders in den schönen hellen Abenden, verleidet. Sie sind so häufig, daß ihre Puppen, die sie in stehende Seen und Pfützen legen, eine vorzügliche Lokspeise des zahlreichen Wassergeflügels sind. Eine andere Gattung ist die nach dem Russischen benannte Moschke, ein fliehähnliches Insekt in Morästen und morastigen Wäldern, deren sich Menschen und Thiere kaum erwehren können, und deren Stich ebenfalls sehr schmerzt. In Sibirien verschleiert man der Moschken wegen das Gesicht mit einem in Birkentheer getauchten Netze. — Von den Spinnen hat man bis jetzt 17 Arten bemerkt. Das Gewebe derselben brauchen die Bauern häufig, als ein Mittel gegen Verblutungen von Verwundungen. Sie legen das Spinnengewebe blos auf die verwundete Stelle und wiederholen das Auflegen so lange, bis sie geheilt ist. Uebrigens sind nur wenige Arten der Insekten sehr zahlreich, die meisten dagegen nur sparsam anzutreffen. Der Schaden, den die Haushaltungen von ihnen leiden, ist daher nicht sehr groß, um so mehr, da man mehrere Schadeninsekten, viele Korn- Gras- und Baumverwüster bisher noch nicht

bemerkt hat. — Aus der Klasse der Gewürm- und Schaalthiere, nenne ich blos den Blutigel, den Afterwurm, die Flußperlenmutter und den Bandwurm. Der Blutigel wird beinahe in allen stehenden Gewässern angetroffen, und macht einem das Baden eben so beschwerlich als gefährlich. Das Leben dieser Geschöpfe ist so zähe und dauerhaft, daß man sie nach Sibirischen Erfahrungen hat ins Eis einfrieren lassen, und sie so für medizinischen Gebrauch erhalten hat. Bei der Anwendung derselben hauet man ein Stückchen Eis ab, und legt es auf die Haut des Kranken, da denn beim Schmelzen des Eises die vorhandenen Igel gleich saugen. Der Afterwurm wird in den Eingeweiden vieler Kinder und auch mancher Erwachsenen gefunden. Von dem Bandwurme habe ich schon bemerkt, daß er besonders häufig in den Bewohnern am Peipusee, selbst in den Eingeweiden mancher Brandweintrinker, auch bisweilen bei dem Hornvieh, angetroffen wird. Perlenmutter hat man hin und wieder in einigen Flüßchen, auch in Karelischen Bächen, gefunden. Ihre Perlen sind aber weder häufig noch schön. — Noch gedenke ich der Krebse. Sie sind in den meisten Gegenden ungemein groß und wohlfeil. Ich habe welche von einer halben Elle lang gesehen. Das Hundert kostet auf dem

Lan-

Lande, von Bauern gekauft, höchstens 10; 12 Kopecken, in den Städten etwas mehr. Sehr viele werden nach St. Petersburg geschickt, wo das Hundert mit 1 bis 2 Rubel bezahlt wird. Ein Herr von Brewern, hatte deren einst 14000 Stück fangen und in einen Fischbehälter aufbewahren lassen, um sie den folgenden Tag nach St. Petersburg zu schicken. In der Nacht spionirten einige Russen den kostbaren Vorrath aus und stahlen sie bis auf wenige weg. Karpfen sind sehr selten und daher theuer. Frösche und Schnecken werden in Ehstland nirgend gegessen, sondern als etwas eckelhaftes überall verabscheuet.

Ungeachtet Ehstland ein platter Landstrich ist, so liefert doch das Pflanzenreich trotz der Einförmigkeit des Bodens sehr mannichfaltige Produkte, und wenn das rauhe Klima verursachet, daß viele sonst gemeine Pflanzen dort nicht wachsen, so haben dagegen auch die vielen Wälder, Sümpfe, Moräste, Anhöhen und Gewässer verschiedene Alpenpflanzen, von welchen die Einwohner einen gar mannichfaltigen Gebrauch zu machen wissen, den man anderswärts entweder übersieht oder nicht kennt. Er könnte noch allgemeiner und ausgebreiteter seyn, wenn die Ehsten sowohl als die Deutschen mit der Nutzbarkeit der Landesprodukte bekannter wären. Man übersiehet aber vieles

Gute,

Gute, das man in Lande selbst hat, und hält sich lieber an die kostbaren ausländischen Erzeugnisse aus dem Thier- und Pflanzenreich. Das Land ist reichlich mit allerlei Arten von eßbaren wilden Pflanzen gesegnet, es werden aber nur einige davon auf die Tafel gebracht. Von den vielerlei Beeren, die wild auf den Felde und in den Wäldern wachsen oder in Gärten angepflanzt werden, macht man, wie in Deutschland von den Zwetschgen, allerlei Muhse und Säfte, die bei Backwerk und Braten gegessen werden. Es giebt ihrer wohl auf 20erlei Arten. Mit den Blättern mancher Bäume, Gesträuche und Pflanzen färbt man leinene und wollene Zeuge und Garne, weil die Hausfärberei eine Hauptbeschäftigung einer guten Landswirthin in Ehstland ist. In Absicht der sogenannten Hausmittel ist es hier wie überall. Viele sind kraftlos, unwirksam oder von abergläubischen Gebrauche, und die wirksamen sind bei dem Landmanne in unrechten Händen. — Die hiesigen Giftpflanzen, Schierling, Eisenhütlein, Lolch, Pilze, Seidelbast, Bilsen ꝛc. sind in ihren Wirkungen, weit schwächer als in wärmern Ländern, und ausser den Schaden durch Schierling hört man fast nie von Unglück durch dieselbe. Auch das sogenannte Unkraut thut wenig Schaden. Bei gehöriger Bearbeitung der Felder ist es nur sparsam

sam und das dortige Saatkorn ist durchgängig sehr rein und das Mehl weis und schön. — Die Quekwurzeln sind freilich auf den Feldern nicht sehr willkommen, allein sie haben demohngeachtet ihren Nutzen. Ausserdem, daß sie als ein gesunder und schmakhafter Thee getrunken werden, dienen sie bei Mißwachs als ein zuträgliches, wohlschmeckendes und leicht zu habendes Verlängerungsmittel des Mehls, wozu sie auch von den Finnen oft, von den Ehsten aber nur selten, angewendet werden. Die Wurzeln werden klein gehakt, stark im Ofen getroknet und mit Korn vermischt gemahlen. Das gewonnene Mehl giebt gesundes, schmakhaftes Brod und gute Mehlspeisen. — Mit den Blättern und Blumen des Abbiß färben die russischen und ehstnischen Bäurinnen gelb. Sie troknen Laub und Blumen stark, zerreiben beides zu Pulver und kochen dieses mit einen Aufguß von Alaun. Diese Brühe färbt, wenn sie einige Tage warm stehen bleibt, wollenes Garn und Zeug recht hübsch. Mit den Blättern des breiten Wegerich verbinden die Ehsten und Finnen frische Wunden und alte Geschwüre mit Nutzen, und mit dem Labekraute, besonders den Wurzeln desselben, färben viele roth.

Auf-

Auſſer den auch bei uns bekannten Johannis-, Stachel-, Himbeeren, Erd- und Heidelbeeren u. ſ. w. giebt es noch mancherlei andere wohlſchmeckende und nutzbare Sorten, die ich anders wo nicht ſo häufig, wenigſtens nicht unter dieſen Nahmen, geſehen habe, als Blaubeere, Bieh!beere, Brombeere, Preißelbeere, Gras- oder Moosbeere, Schellbeere, Mehl- und Strikbeere ꝛc. Die Heidelbeere ſind nicht in ſolcher Menge da als die Blaubeere, eine mit ihr verwande Sorte, die aber ein mehr weiſes als röthes Fleiſch hat, die Zunge nicht ſo ſchwärzt und häufig genoſſen eine weniger betäubende Kraft als anderswo hat. — Der Brombeerſtrauch iſt nicht ſo häufig als bei uns, dagegen die Himbeere in ſolchem Ueberfluß, daß nicht nur die Landgüter, ſondern auch die Städte die ſo beliebten Beere für alle Tiſche, zu roher Speiſe, Eingemachten, Bakwerk, Gelees u. dergl. hinreichend erhalten. — Moos- oder Grasbeeren, in der Größe der kleinen Süßkirſchen, dunkelroth von Farbe, eine Beere, die nur dem rauhen nördlichen Klima eigen iſt, und die ich ſonſt nirgends als noch auf dem Broksberge geſehen habe, ſo wie die Preißelbeere, wachſen in Wäldern und Moräſten, tief an der Erde, und ſind in ſolchem Ueberfluß vorhanden, daß wohl nicht leicht ein Haus gefunden wird, welches nicht einen ziemlichen Vorrath jährlich da-

von sammlen sollte. Sie bleiben auch unter dem Schnee gut, haben eine angenehme Citronensäure und werden für sehr gesund gehalten. Aus ihnen kocht man am häufigsten einen dicken Saft oder Muhs, das mit Zucker versetzt sich länger als drei Jahr hält und ganz körnicht wird. Man braucht sie ausserdem noch in Ermanglung der Citronen beim Punsch, der daher eine schöne rothe Farbe bekömmt, zu allerlei andern kühlenden Getränken im Sommer, zu Eingemachten, als Bratenbeisatz u. s. w. Weil sie sich auch unter dem Schnee erhalten, so findet man sie im Winter so gut als im Herbst, da sie reif sind und eingesammelt werden. Man kann sie auch im Schnee verscharren, und sie auf diese Art bis in die künftige Aernde erhalten, ja der Frost macht sie noch viel milder. Die besten und mildesten sind die, welche im Frühjahr beim wegschmelzenden Schnee in den Wäldern gesammelt werden. — Schellbeere und Steinbeere, erstere die gelbe Himbeere, letztere hat mit der Johannisbeere Aehnlichkeit, und beide wachsen auf niedrigem Gesträuch, geben auch gekocht ein wohlschmeckendes Muhs. — Die Mehlbeere, von andrer Gattung als in Deutschland, denn sie ist rund und nicht wie diese länglicht, auch mehr saftig. — Die Preißelbeere nennt man durchgehends Strickbeere; sie wachsen in sandigten Wäldern und Mooren auf einem

niedrigen, dem Buchsbaum ähnlichen Strauche. Sie sind wohlschmeckend und geben ein gutes Muhs oder Saft zu Backwerk. — Maulbeere nennt man in Ehstland eine Art Erdbeere, die dunkelroth und vollsaftiger als die gewöhnliche Walderdbeere ist. Es giebt auch eine gelbe Maulbeere, die sehr gemein in Mooren wächst. Die reifen gelben Früchte, die sich im Schnee verscharret, bis zum kommenden Herbst erhalten, sind hier ein beliebtes Naschwerk, und dienen zu Gebacknem, Brauten u. dergl. Die fast reifen röthlich gelben Früchte werden häufig mit Zucker eingemacht. Sie haben Aehnlichkeit mit der Schellbeere. — Aus der Beere des Wegedorns verfertigen sich die dortigen Mahler allerlei Saftfarben und mit der Rinde färben die Ehstinnen. Sie schälen sie ab und bedecken sie mit jungen Grase, bis sie in Fäulniß übergeht, warauf sie dieselbe troknen und zerstosen. In Wasser mit Alaun gekocht färbt sie wollene Garne und Zeuge gelb, und wenn sie das gelb gefärbte Zeug in eine starke Aschenlauge tauchen, so wird es roth. — Die Faulbeere, von einem den Pflaumen ähnlichen Baum, mit dessen Blättern man grün und mit der Schaale recht schön braun oder gelb färben kann, giebt zerstoßen und Brandewein darüber gegossen, dem letztern die Farbe und den Geschmak von Persico oder Kirschbran-

dewein. Die Holunder, oder wie man sie nennt, Fliederbeere, benutzt man fast gar nicht. Blos zum medicinischen Gebrauche kauft man sie hier und da ab.

Den Schierling kennen fast alle Bauernjungen. Wenn das Rindvieh im Frühjahre davon frißt, so schwillt es und manches krepirt auch davon. Giebt man aber dem erkrankten Viehe Milch, in welcher Butter zerlassen ist, so wird es mehrentheils gerettet. — Seidelbast wächst nicht sehr häufig. Viele Bauern kennen die ätzende Kraft der Rinde, welche jedoch weit schwächer als in wärmern Ländern ist. In langwierigen hartnäckigen Krankheiten nehmen die Ehsten 8 bis 10 Beeren in Branntewein, die heftig abführen und meist gute Wirkung haben. — Der Nordbeerstrauch wird überall in Wäldern gefunden, doch nicht so häufig, daß die gewürzhafte Frucht in allgemeinen Gebrauch kommen könnte. — Die Cichorien wachsen sehr häufig wild, und weil ihre Wurzeln auch hier von vielen zum Kaffeezusatz genutzt werden, so werden sie deswegen in mehrern Gärten kultivirt. — Von den jungen Nesseln kocht man, selbst in guten Häusern, im Frühjahre die ersten grünen Suppen und sie werden sogar in Städten theuer gekauft. — Von den giftigen Eigenschaften mehrerer Schwämme, besonders des Fliegenschwammes sind die Bauern sehr

gut bekannt, daher sie ihn beim Einsammeln der eßbaren Schwämme, die man gewöhnlich Champignons nennt und gut einzumachen versteht, zu vermeiden wissen. Außer den gewöhnlichen Blätterschwämmen giebt es in den feuchten Wäldern, Gebüschen und Sümpfen noch gar mancherlei andern Arten, und fast alle in reichem Ueberflusse. Sie sind meistens theils, bis zu einem gewissen Alter, weniger schädlich als in heißen Ländern. Da sie eine ganz gemeine Speise sind und fast auf jeden Tisch kommen, so werden sie in erstaunlicher Menge gesammelt und in Städten und auf dem Lande verkauft. Man hört äußerst selten etwas von ihren schädlichen Wirkungen, theils wegen der festen Natur der dortigen Menschen, theils weil die Kräfte der giftartigen nur sehr geringe sind, theils weil sie die übliche Zubereitung und der häufige Genuß unwirksam macht. Auf guten Tafeln kommen nur bekannte, junge, sehr reine, und unverdorbene Schwämme, mit Oel, Essig, Zwiebeln und Pfeffer zubereitet; der gemeine Mann aber röstet die Schwämme auf Kohlen oder bratet sie in Fett, oder bereitet sie mit scharfen Essig zu. — Uebrigens findet man noch in grosser Menge und ganz wild auf Feldern und in Wäldern: wilden Ackersenf, (eine Art unächten, sehr beissenden Senfs, der aber doch zu Brühen, Molken ꝛc. gebraucht wird,)

wird,) Ehrenpreis, Riech- oder Mariengras, Bethonien, Skordien, Baldrian, Narden, radix angelica, wilde Krausmünze, Bitterklee, Bittersüs, Pastinak, Wiesenkümmel, Bärenklau, Giers, (ein übliches Kohlkraut, Maienblumen oder lilium convallium, Sauerampfer, Rhapontika, (eine Art unächter Rhabarbar, davon man, wenn sie das Blut reinigen soll, eine sehr starke Dosis nehmen muß, und von deren jungen zarten Blättern man im Frühjahre eine wohlschmeckende und gesunde Suppe kochen kann,) Kalmus, Chamillen, Wintergrün, Sommerklee, Haselwurz, Tollbeere, Anemonen, Wiesenraute, Hahnenfuß, Erdrauch, Jarrenkraut, Fünffingerkraut, Quendel, Kresse, Hederich, Storchschnabel, wildes Geniste, Gentianelle, Johanniskraut, Melothen, wilder Knoblauch, Löwenzahn, Beifuß, Körbel, wilde Rosmarin, Alant, Schafgarbe, Mörchel, sowohl schwarze als weiße, wilde Salbei, ächter und unächter Schachtelhalm, Stiefmütterchen, Fuchsschwanz, Kannenkraut, Tausendgüldenkraut, Wermuth, und noch viel mehr Kräuter und Gewächse. Das Veilchen findet man selten und hat fast gar keinen Geruch. Melonen und Arbusen oder sogenannte Wassermelonen werden häufig, besonders von den Russen in und bei den Städten, so wie fast alle Küchen- und Gartengewächse, nur nicht so schön und saftig wie

in

in wärmern Ländern, gezogen. Spargel habe ich dort mehr als in Thüringen gegessen, selbst Artischocken und Ananasse ziehet man hier und da in Treibhäusern. Kürbisse weis man nicht zuzubereiten, nun zeugt ihrer daher wenige. Da ich kein Botaniker bin und hier auch keine Floram Ehstonicam geben will, so wird mir der Leser verzeihen, daß meine Kräuterrubrik so dürre ausgefallen ist. Ich wollte blos zeigen, daß Ehstland von der Natur so wenig, als andere Länder vernachläßigt worden sey.

Von den Bäumen und Holzarten führe ich blos folgende an: die Linde wächst zwar in allen Wäldern, doch bei weiten nicht so häufig, als der starke Verbrauch des Holzes für Künstler und Handwerker, der dicken Rinde zu Wagenkörben, Kisten und andern Behältnissen; des Bastes zu Matten und Bastschuhen der armen Russen und Ehsten, erfodert. Man sieht daher nur in alten Prachtgärten große und schöne Lindenbäume. — Die Weide ist ein seltner Baum. Man siehet sie blos hier und da bei einigen Gütern in Alleen, wo man sie Fremden als eine Seltenheit zeigt; Weidenstrauch aber wird in Menge gefunden. — Die Ebereesche und Espe sind dafür desto häufiger; und die Beeren der erstern, die vom Froste nicht abfallen, halten im Winter einzelne Drosseln und andere Zugvögel in jenen Gegenden zurück. —

Wachholderbäume, Gesträuch und Beeren giebt es in ungeheurer Menge, man weis aber weder Saft noch Oel davon zu pressen, sondern braucht sie blos zum Räuchern und in Küche und Keller. — Wilde Aepfelstämme findet man hin und wieder und versetzt sie in Gärten, wo sie veredelt werden. Manche Bäuerinnen trocknen und zerreiben das junge Laub, um mit demselben roth zu färben. Sie kochen es in Wasser, weichen in die lauwarme Brühe ihr selbstgefärbtes gelbes wollenes Zeug oder Garn, lassen es einige Tage darin liegen, und es nimmt eine hübsche rothe Farbe an. — Ein sehr gewöhnliches und das allerbeste Brennholz ist die Birke. Es giebt ganze große Wälder von Birken, deren schönes Grün und blendend weiser Stamm einen ungemein angenehmen Anblick gewähren, und deren hervorbrechende Knospen und jungen Blätter im Frühjahre den schönsten Wolgeruch in der ganzen Gegend bis zu den Gütern und Dörfern verbreiten. Sie ist nebst der Fichte und Tanne, (die man dort Gränbäume nennt) der allgemeinste Waldbaum und vertritt die Stelle der Eichen und Buchen, die selten und meist von schlechtem Wuchse sind. Sie ist ganz für das nördliche Klima und von sehr mannichfaltigem Nutzen. Ausser dem Gebrauch des Holzes zum Heitzen, Schnitzen, Hauen ꝛc. und den mancherlei Vergnügungen, die man

sich

sich mit seinen Zweigen und wohlriechenden Laube bei festlichen Gelegenheiten macht, ziert der Baum, der die Schwere verträgt, die mehrsten Gärten der Edelhöfe und Prediger. Mit den jungen Blättern wird schön gelb gefärbt. Man trocknet und zerreibt dieselben, und macht aus dem Pulver durch Sieden in Wasser und dazu gesetzten Alaun eine gelbfärbende Brühe. Wenn man wollenes Zeug oder Garn, das mit Kupfervitriol blau gefärbt gewesen war, hineintunket, so färbt sich die Wolle grün. Die Finnen und hie und da auch die Ehsten kuriren die anfangende Wassersucht mit frischem Birkenlaube, indem sie den Kranken nackend darauf legen und reichlich damit überstreuen. Nach einer Weile siehet man einen starken Dunst aufsteigen, der Kranke geräth in Schweis und der Geschwulst fällt, kehrt auch nicht leicht wieder zurück. Aus der äußern zähen Rinde machen die Bauern allerlei Schachteln, Körbe, Kästchen, Gemäse, Futterale und andere zylindrische Gefäße zu Butten, Beeren, Früchten u. dergl. Von den belaubten Reisern machen sie die sogenannten Badequasten, womit die Badenden in den heißen Badstuben gerieben und gestrichen werden, und die Kehrbesen. Im Frühjahre zapft man sehr häufig ihr Wasser ab, das einen süßlichen, etwas eckelhaften Geschmack hat, trinkt es als

eine

eine Erfrischung, und macht durch einen Zusatz von Franzbranntewein, Zucker, Gewürz und Citronen eine Art von Champagnerwein daraus, der Birkenchampagner genannt wird, mousirt und einen lieblichen geistigen Geschmack hat. Die Bauern trinken auch den Birkensaft im Frühlinge wider den Storbut und alte Geschwüre. — Eben so häufig ist die Erle, dessen Holz den Pulvermühlen die Kohlen zum Pulver liefert. Mit der Rinde färben die Ehstinnen schwarz. Sie schälen sie frisch ab, kochen sie in Wasser und werfen nach einigen Sieden einen Theil der ausgekochten Rinde weg. Darauf werfen sie etwas Hefen und Schleifschlamm hinein, und stellen den Absud an einen warmen Ort. Hier legen sie das leinene oder wollene Zeug in die Brühe, die in eine Art von Gährung geräth, und das Zeug oder Garn in zwei bis drei Tagen stark schwarz färbt. — Seltener ist der Ahornbaum, aus dem man auch, wie aus der Birke, Wasser zapft, das aber nicht so gut, wie das Birkenwasser ist. — Die Fichte und Tanne ist der allgemeinste Waldbaum, und sein immerwährendes Grün gewähret im Winter, da alles vom harten Froste starret, einen erfreulichen Anblick. Ausser ihren Gebrauch zum Bauen, Heizen, Brettern und Masten nutzet man ihren Strauch sehr häufig in der Stadt und auf dem

lande zum Streuen in die Zimmer und Vorhäuser. Er wird kurz zerhackt und theils als eine Freude fürs Auge, theils zum Wohlgeruch, mehrentheils Sonntags früh nach dem Auskehren herumgeworfen. Der Duft verbreitet sich durch das ganze Haus. Auch wird häufig der Weg bei deutschen Beerdigungen mit solchem kleingehackten Grünstrauche bestreuet. — Die Pappel findet man äußerst selten, mehr die Esche, aus deren Rinde die Finnen und Ehsten bei Narwa ein Oel brennen, das zu einem halben Löffel voll genommen, meist allen Krankheiten widersteht, und auch äußerlich als Salbe genutzt wird. Da sie so viel auf dieses Mittel halten, so muß es wohl probat seyn. — Von Haselnußbäumen und deren Strauch giebt es ganze Wälder. Aus den Kernen der Nüsse wird Oel gepreßt. — Der Zwetschchenbaum kömmt so wenig als der Wein fort, und man sieht blos in Treibhäusern hie und da einen kleinen als eine Seltenheit. Süßholz wird an manchen Orten, obgleich wenig, gefunden; aber alle Sorten von Pflaumen, Kirschen, Aepfel und Birnen, worunter besonders der klare Apfel, dessen ich schon im Vorhergehenden gedacht habe, merkwürdig ist, kommen vortreflich fort und wachsen in Menge. — Hopfen wächst zwar und kömmt auch recht gut fort, allein die wenigsten Güter legen sich

mit Fleiß auf seinen Anbau, und den Bauern fehlt es an Aufmunterung. Der wilde oder sogenannte Buschhopfen ist freilich aus Mangel der Wartung an Güte geringer als der im Garten, aber durch Versuche hat man gefunden, daß er, wenn er in Gärten versetzt wird, dem Gartenhopfen völlig an Stärke und Güte beikommt. Die Anpflanzung des in Ehstland so beliebten Braunschweiger Hopfens hat aber noch nicht recht gedeihen wollen, weil vielleicht das Klima derselben ungünstig ist.

So freigebig die Natur in Thier- und Pflanzenreich gegen Ehstland gewesen ist; so sparsam hat sie sich in den Mineralreiche bewiesen. Ein plattes, mehr ebenes als bergichtes Land ist seiner Natur nach nicht zur Erzeugung der Mineralien geeignet, und mithin an denselben mehr arm als reich. Wenn ihm nun noch, welches hier der Fall ist, der Bergbau fehlt, so werden vollends die tieferliegenden Mineralien und Fossilien gar nicht ergründet. Salpeter, Kalk, Mergel, Quarzsand, Feldspath, verschiedene Thonarten und Ocher sind fast die einzigen bisher bekannt gewordnen Mineralien der Revalschen Gouvernements. Beinahe die ganze obere Erdschichte liegt auf Kalk, Granit und granitartigen Gestein von der nämlichen oder ähnlichen Farbe wie jenes, auf den die Statue Peters I. in St. Petersburg steht.

Er ist dabei ganz rein und unvermischt, ohne den geringsten Beisatz fremder Steinarten, wie das obengenannte Standbild, so wie die Bekleidung der Kays, der Wälle der Festung, der Kanäle und der schönen Werkfäulen in und bei St. Petersburg, beweisen. Daher scheint mir der Granit das älteste und ursprüngliche Gebürgsgerippe der Erde, und alle um ihn sich findende heterogene Steinlagen spätere Ansätze zu seyn. Ich halte diese Steinart für die Grundlage der ganzen nördlichen Halbkugel, und finde in der Natur seiner Bestandtheile Endzweck des Schöpfers, eben diese und keine andere zu wählen. Ich kann diese Hypothese freilich nicht mit gelehrten Gründen beweisen, und es ist auch hier nicht der Ort dazu. Sie ist nur das Resultat aus den Beobachtungen sachkundiger Männer über die Steinarten des Nordens.

Doch um auf Ehstlands Mineralien zurückzukommen, so findet man längst der Küste des Finnischen Meerbusens von Reval bis Narwa, in den Ufern der Narowa, und in den Flächen Ingermannlands und Kareliens vielen schiefrichen, graulichen oder gelblichen Kalkstein mit Korallen, Schalenwerk und anderer Meeresbrut. Auch wird hier und da röthlicher, grün gemischter Marmor gebrochen, der zu Tischen und Gesimsen, Belegen der Mauern und Täfelwerk recht gut zu gebrauchen

ist.

ist. — Quarzsand, Kreide- Sand- und Thonmergel wird bei Pernau, Oberpahlen und in mehrern Gegenden häufig gefunden, und in Glas- Spiegel- Fayence- und Porzellänfabriken benutzt. — Ziegelthon, guten grauen Töpferthon für alle Arten Ziegeln, Oefen und Gefäße giebt es häufig und überall, so wie sandigen und mulmigen Thon, grauen und blaulichen Thonschiefer, und schiefernden, mürben, graulichen Sandstein. Doch ist fester, zu Mühl- und Schleifsteinen tauglicher Sandstein noch nirgends angetroffen worden, daher man genöthigt ist, diese Bedürfnisse noch immer aus dem Auslande, oder aus Petersburg kommen zu lassen. — Unter den Salzarten findet man an mehrern Orten Eisenvitriolthon, alaunsalzigen Thon, Salpetererde fast überall bei Ställen, unter Mistgeschütten ꝛc. obgleich keine Salpeterhütten. — Steinkohlen hat man noch nicht entdeckt. Man würde sie auch wegen des Ueberflusses an Holz nicht achten, so wenig als den Torf, den man in allen Meeren und Morästen unter dem Moos oder Rasen von 1 bis 8 Fuß tief findet. — An Versteinerungen hat man bis hiezu verschiedene Korallenarten, Muscheln und Schnekken, Kalkpfeile und mancherlei andere Meeresbrut gefunden, auch inkrustirtes und versteinertes Moos, verkieseltes Holz, Reiser, Rinde

und

und Blätter. Gewiß wird man künftighin bei fleißigern Nachforschungen mehr Entdeckungen in den mineralischen Erzeugnissen Ehstlands machen. Mineralische Wasser und Gesundbrunnen sind bis daher noch gar nicht gefunden worden, und die den Aerzten angezeigte haben die Probe nicht gehalten.

Die ursprünglichen alten Bewohner Ehst- und Liefflands waren die Liewen, Letten und Ehsten. Erstere bewohnten das eigentliche Liefland und letztere Ehstland. Ruhig und einfach, ohne mit den Künsten der Civilisation bekannt zu seyn, noch nicht gebildet durch wissenschaftliche Kenntnisse, und unbekannt mit gesetzlicher Verfassung und einer in künstliche Formen zusammengesetzten Religion, lebten sie in ihren stillen Hütten und wildreichen Wäldern, noch nicht aufgescheucht durch fremde Räuber, noch in ein hartes Joch gespannt von Menschen, die sich der Aufklärung rühmen und sich zur christlichen Religion bekennen, in der sie von Jugend auf zur Ausübung der Pflichten der Menschenliebe unterrichtet und angehalten werden. Vor der Ankunft der durch Sturm verschlagenen deutschen Kaufleute und nachher der Ritter und Mönche, die das Land unterjochten, sollen darin mehrere einzelne Völkerschaften, alten Nachrichten zufolge, gewohnt haben. Jetzt kennt man keine

als die Ehsten und Letten. Außer ihnen haben sonst noch im Anfange des zwölften Jahrhunderts, da jene Handelsleute an der Mündung des Dünaflusses anlandeten, die Liewen und Wenden ein besonderes Volk ausgemacht, die aber jetzt ausgegangen oder mit jenen in Eins zusammengeschmolzen sind, man weis nicht wie und wodurch? so daß sie jetzt keinen besondern Wohnsitz mehr haben. Die Liewen, ein kleines muthiges Volk, längst den Ufern der Ostsee im Rigischen Gouvernement gegen Riga und Mietau zu, waren die ersten, welche mit hartnäckigem Widerstande und unter vielem Blutvergiessen die Taufe und christliche Religion annahmen, und dafür ihre Freiheit, ihr Eigenthum, ihr Leben hingaben. Auf der Insel Ruhna und in einzelnen Familien im Rigischen findet man noch einige kleine Ueberbleibsel von ihnen, die auch unter sich noch die alte Lievische Sprache reden, im gemeinen Leben und Umgange mit andern aber, so wie in Kirchen und Schulen sich des Lettischen bedienen. Die Wenden, wahrscheinlich Abkömmlinge oder Zweige des weitläuftigen Wendischen Völkerstammes, sind jetzt ganz erloschen und mit den Letten in ein Volk zusammengeschmolzen. Ihr Wohnsitz soll in der Gegend des noch jetzt übrigen Wendenschen Distrikts gewesen seyn. Die Ehsten, die mich

hier

hier allein angehen, haben die andere nördlichere Hälfte des Landes eingenommen, und sich in dem ehemaligen Dorpatschen und Pernauschen Kreise, auf der Insel Oesel, in ganz Ehstland und der Provinz Allentak ausgebreitet. Sie reden eine vom Lettischen ganz verschiedene Sprache, die ein Dialekt der ausgebreiteten Finnischen Sprache ist, und nicht die geringste Aehnlichkeit noch Verwandschaft weder mit der Russischen, noch Lettischen, noch Schwedischen hat. In Ansehung des Ursprungs dieser beiden Nationen und ihrer Sprachen herrscht noch eine große Dunkelheit. Die Lettische scheint eine Tochter der Slawonischen zu seyn, weil noch viele Worte und die Zahlen fast alle mit dem Russischen übereinkommen. Die Ehstnische, von welcher einige Offiziers auch im Lande der Kalmücken haben Aehnlichkeit finden wollen, mag vielleicht mit der Finnischen weiter aus Norden hergekommen seyn. Sie ist melodischer, voller und reicher als die Lettische und klingt, wenn sie gesungen wird, (weil die Diphthonge alle einzeln ausgesprochen werden,) recht angenehm.

Damals, als ein unglückliches, für das Land feindseeliges Verhängniß die Bremischen Kauffahrer, Mönche und Ritter, erst die vorgeblichen Wohlthäter, nachher die Geisseln und Henker der betrognen Einwohner, an die Küsten

des einsamen noch unbekannten Landes hinführte, welches nach der Meinung mehrerer Geschichtsforscher, zwischen den Jahren 1120 und 30 geschah; standen die Ehsten schon auf einer ziemlich hohen Stufe der Kultur, und waren gar nicht jene Wilden, zu denen man sie, um ihre Unterjochung zu beschönigen, gern machen möchte. Sie hatten zwar noch keine Künste und Wissenschaften, aber der erste Schritt zur weitern Ausbildung war dadurch geschehen, daß sie unter der Regierung kleiner Fürsten lebten, deren Vorschriften und Befehle in Friedenszeiten für sie Rathschläge und im Kriege Gesetze waren. Ihre Häuser waren von übereinandergelegten Balken erbaute Hütten, wie sie es noch jetzt sind, und ihrer mehrere machten ein Dorf aus, um welches sich ihre Felder und Gärten ausdehnten. Ihre Viehheerden weideten in Gehegen, Wäldern und Wiesen, und die Jagd auf Wölfe, Bären, Elende, Füchse und Haasen gab ihnen Leder und Pelzwerk. Nebenher trieben sie längst der Küste einen kleinen Seehandel und Seeräuberei. Ihre Kleidung lieferten ihnen zahlreiche Schaafheerden und der noch jetzt berühmte seidenartige Flachs, mit welchen beiden Produkten die Weiber treflich umzugehen wusten. Ihre Waffen waren Lanzen, das Versammlungszeichen zum Auszuge in die Schlacht ein auf einer Anhöhe angemachtes Feuer. Zummal war ihre höchste

gute

ente und Kurrat ihre höchste böse Gottheit, der sie noch eine Menge Berg- Wald- Erd- Luft- und Wassergeister beigesellten. Diesen opferten sie in Hainen, auf Bergen und Heerstraßen, und ihre Priester waren ihre Wahrsager, Rathgeber und Aerzte. Freiheit und Frohsinn, der sich oft in ihren Liedern mahlte und nicht selten in wildes Jauchzen ausbrach, liessen sie nicht an die Zukunft denken, in deren schrecklichem Rathe ihre Unterjochung unterschrieben stand. Zwar bestehen sie noch als eine besondere Nation neben ihren Brüdern den Letten, aber despotische Gesetze und tyrannische Geissel'n lähmen alle ihre Kraft, unterdrücken die Schwingen des Geistes und würdigen sie bis neben das Vieh herab. Einst die Beute raubgieriger Ritter und hinterlistiger Pfaffen, welche sie, in der einen Hand den Feuerbrand und das Schwerd, in der andern den Rosenkranz und den Kelch, zur Taufe zwangen, sind sie jetzt mit Leib und Gut in das eiserne Joch ihres oft nicht minder furchtbaren Erbherrn eingezwängt. Ihre Sprache hat man ihnen gelassen, und ihnen in derselben, welche Gnade und Grosmuth! sogar Religionsbücher mitgetheilt, und zwar Bücher von derjenigen Religion, die so sehr den Geist der Bruderliebe athmet, und ihn auch ihren Verehrern empfiehlt. Man hätte mit leichter Mühe im ganzen Lande die deutsche Sprache

einführen können, wie man es in Preußen machte, wo nunmehr die deutsche Sprache die ursprüngliche Landessprache völlig verdrängt hat. Allein es scheint, die christlichen Eroberer von Liefs und Ehstland hatten die wohlthätige Absicht, das Volk so fest in das Joch der Sklaverei zu zwängen, daß es ihm außer derselben an allen Hülfsmitteln, ihr zu entgehen, fehlen sollte. Das Entweichen einzelner Letten und Ehsten über die Gränze ihres Vaterlandes, ist ihnen eben dadurch, daß sie eine besondere, allen benachbarten Völkern fremde Sprache reden, und dadurch von diesen gleichsam isolirt, und mit ihnen von aller Gemeinschaft abgeschnitten sind, beinahe ganz unmöglich gemacht. Auch fühlt sich der stolze Deutsche stärker in seiner Erhabenheit, wenn er den Sklaven in einer eignen Sprache anredet, die nicht die seinige ist, und sich so als ein Wesen höherer Art von jenem unterscheidet. Der Unterschied erinnert ihn, daß er jetzt mit einer Kreatur von niederer Gattung spreche, weil er sonst bei dem Umgange mit freien Leuten und Personen anderer Nationen sich dieser Bauernsprache nicht bedient.

Unglückliche Nation! mit dem Verluste deines Bodens war auch deine Freiheit dahin! Dein Nacken wurde unter die Füße deiner Unterdrücker gebeugt, die im heiligen Eifer und

aus

aus Länderdurst, wie zwei Jahrhunderte nachher nach Amerika, Schaaren von geweihten Mördern nach Liefland schickten. Zwar wehrten sich besonders die Ehsten tapfer gegen das neue unbekannte Joch, das ihnen ihr Hab und Gut, ihr Blut und Leben raubte, und ihnen dafür die Assignation in eine andere Welt gab; aber sie waren den Kunstgriffen und der bessern Kriegskunst der immer neu herzuströmenden ausländischen Heerden nicht gewachsen. Diese siedelten sich nach und nach immer mehr an, bauten Schlösser und Vesten, aus denen sie den armen Betrogenen Hohn sprachen, und sie, wenn sie wüthend angriffen, und die Burgen zu erstürmen drohten, zu Tausenden niederstreckten. Auch Klöster wurden nach und nach, als eben so viele Mordhölen und Räuberplätze, im Lande angelegt, von wo aus die Ungehorsamen dem Banne und Fluche der Kirche und den Strafen des Himmels und der Hölle übergeben, oder auch durch harte Befehle vollends in die Ketten der geistlichen und leiblichen Sklaverei geschmiedet wurden. So wurde allmählig das ganze Land der Oberherrschaft der Pfaffen und Schwerdbrüder unterworfen, und auch pro studio et labore — zum Lohn ihrer Gräuelthaten, unter sie vertheilt. Zwar ermannten sich die unglücklich Bezwungenen im 13ten und 14ten Jahrhunderte mehreremale,

das Drangsaljoch wieder abzuschütteln, aber vergebens. Jeder neue Versuch erschwerte ihr Schicksal und drückte sie in noch härtere Fesseln. Sie verlohren alle Rechte selbstständiger Wesen, wurden zu Hunderten wie das Vieh zusammengeknebelt, gegeisselt, oft zu Tode geprügelt und zum Ackerbau für die Habsucht ihrer Peiniger gezwungen, während sie selbst zu Tode hungerten, und ihre Weiber und Töchter eine Beute der geilen Brunst jener Bösewichte wurden. Vergebens seufzten, schmachteten sie nach Freiheit, nach Erlösung, kein Retter kam, und ist bis jetzt noch nicht gekommen. Es wurde ihnen zum Verbrechen, zum Hochverrathe angerechnet, wenn sie es wagten, sich ihre Menschenrechte, die man ihnen muthwillig entrissen hatte, wieder zu verschaffen. Man hielt es gar nicht mehr der Mühe werth, sie irgend bei einer Verhandlung oder neuen Einrichtung um ihre Stimme oder Einwilligung zu befragen, sondern machte willkührlich neue Auflagen, neue Verträge, oder lieber Vergewaltigungen, verbot unter den schärfsten Drohungen alle Klagen bei höhern Behörden, und machte es so den armen Verlassenen fast physisch unmöglich, sich Schutz und Beistand bei irgend jemand zu erflehen. Fast hat alles Mitleiden, alle Theilnahme bei dieser unglücklichen Nation ein Ende, kein Mensch nimmt sich ihrer

rer an, niemand wird ihr Sachwalter, und in dem Busen derjenigen, die allein ihr trauriges Schicksal erleichtern könnten, schlägt kein Mitleid mehr. Alle Schonung, die man ihnen noch angedeihen läßt, rührt entweder von der Macht des Eigennutzes, oder von dem Zwange der Gesetze her. Seitdem das Land unter Russischem Zepter steht, ist jener gewaltigen Klasse, die bis hierzu die Nation noch einengte, das Recht über Leben und Tod genommen, auch in Ansehung der Leibesstrafen, sowohl von Hofs- als Gerichts wegen, etwas Bestimmtes und Leidliches festgesetzt. Es sind mehr Einschränkungen gemacht, dem Adel alle Gerichtsbarkeit entzogen, und der Zustand der armen Bauern etwas erträglicher gemacht worden. Allein ihre alte Energie, Rechte und Freiheiten haben sie dadurch bei weitem, ja im geringsten nicht wieder erhalten. Kaum ist bei ihnen einigermasen das Gefühl wieder erwacht, das Bedürfniß derselben zu fühlen, und ihres ehemaligen Wohlseyns sich zu erinnern. Ihre vorige Selbstkraft, mit der sie ihren Unterdrückern so tapfern Widerstand leisteten, ihr Geist und Muth ist dahin, beinahe völlig gelähmt und aller Trieb zur Thätigkeit, zum Aufstreben und zur Fortschreitung in physischer und moralischer Vollkommenheit verlohren. Seit den sechs Jahrhunderten ihrer Unterjochung, während

welchen die übrigen Europäischen Völker so erstaunliche Fortschritte zur Aufklärung, Veredelung und Vollkommenheit thaten, sind die Ehsten, so wie die Letten, auf ihrer Stelle geblieben, ja beinahe zurückgeschritten. Das Wenige, was sie durch das Lutherthum und die Verbreitung erleuchteter Religionskenntnisse gewonnen haben, kommt nicht in Anschlag gegen das, was sie verlohren haben, Eigenthum, Freiheit, Wohlstand, Selbstkraft, Vaterlandsliebe. Beraubt alles Gefühls von Menschenwürde und Seelenadel schleicht der arme Ehste, zu einer verkäuflichen Waare herabgewürdigt, finster und mürrisch einher, und scheint jeden, dessen Kleidung sich an Werth und Ansehen von der seinigen unterscheidet, als seinen Peiniger zu fürchten. Auf seiner Stirn ruhet die Falte leidender Menschheit, die sich mit jeder Stufe seines Alters tiefer gräbt, und ihre Umrisse von Vater und Mutter auf den Säugling forterbt. Nackend spielt das Kind in Gesellschaft der Thiere, und wächst in dem vertrauten Umgange mit denselben unwissend seiner Sklaverei entgegen. Harmlos wälzt es sich im Schweiße und Schmutze auf der Erde umher, und härtet sich von seiner Kindheit an zu jenen schweren Arbeiten ab, die seiner als Jüngling unvermeidlich erwarten. Ohne Zucht und vernünftigen Unterricht schießt es wild

auf,

auf, folgt dem Beispiele seiner Aeltern und verträgt gleich diesen nichts weniger — als Ueberfluß. Die traurige Gestalt der Dörfer in kleinen schmutzigen Hütten, aus welchen der Rauch durch alle Ritzen hervorbricht, mit elendem Geräthe, ohne Fenster und Schornstein und mit einer so niedrigen Thüre, daß man nur gebückt hineintreten kann, bereiten den Reisenden zu jenen traurigen Gefühlen vor, mit welchen er den Anblick seiner Bewohner entgegensieht. Da wimmeln in einer bis zum Ersticken mit Rauch angefüllten Stube der Hauswirth mit seiner Familie, die Knechte und Mägde, die Hühner, Gänse, Schweine und Hunde, um die in die russige Wand gesteckten Kienspähne, die ihnen statt der Lichter dienen. Kommen sie heraus ans Tageslicht, so grinzen euch aus ihren verzerrten finstern Mienen, tiefe Spuren des Elends, Drucks, Starrsinns und Hunger, Gefühllosigkeit und Tücke entgegen. Hierzu kommt noch, daß diese Menschen, welche die Stärke und den Reichthum des Staats ausmachen, von deren Erwerb Adel und Geistlichkeit schlemmen, ihr Mark ihren Erbherren hingeben müssen, und dafür oft genug zum Dank mit Peitschen und Skorpionen gezüchtiget werden; den Acker ihrer Gebieter zu bestellen, und dafür ihren eigenen zu vernachläßigen gezwungen sind, ihre Aernde im

Herbst und Winter an den Hof liefern, und darüber selbst Hunger leiden müssen. O Menschheit! o Tyrannei! — Ich breche hier ab, weil ich im folgenden Abschnitte noch mehr Gelegenheit finden werde, das schaudervolle Elend dieses niedergetretenen Volks zu beschreiben, denn hier wollte ich nur im Allgemeinen die jetzigen Ehsten schildern, und eine kurze Vergleichung zwischen ihrem ehemaligen Zustande, zur Zeit ihrer Entdeckung, und dem jetzigen aufstellen. Wenn sich übrigens die Ehsten nach einer ziemlich allgemeinen Meinung von den Letten noch in ihrem Charakter unterscheiden; so ist dieser Unterschied wohl weniger in den Zügen selbst, als in der Stärke derselben zu suchen. Man schreibt den Ehsten mehr Tücke, Bosheit, Sklavensinn, Gefühllosigkeit, Unsauberkeit und Halsstarrigkeit zu als den Letten, auch ihr Anzug, ihre Wohnungen und ihr ganzes Ansehen ist erbärmlicher als die der letztern. Wenn nun wohlunterrichtete Personen hieraus den Schluß machen, daß die Herren der Ehsten härter sind als die Herren der Letten; so ist es natürlich, daß theils die genannten Fehler überhaupt, theils der höhere Grad derselben nicht sowohl dem eigenthümlichen Charakter dieser Völker an sich, als vielmehr dem Drucke zuzuschreiben sind, unter dem sie mehr oder weniger seufzen. Indessen hat der

ursprüngliche gute Stoff, aus dem die Natur auch diese Menschen formte, dennoch nicht ganz verdorben werden können. Man findet noch hier und da bei vielen die Anlagen zur Gutmüthigkeit, Redlichkeit, Treue und zum Wohlthun, Gesichter, auf denen Frohsinn, Zufriedenheit und Ergebung in ihr Schicksal ruhet, und eine Denkungsart, die der Menschheit, wenn sie auch unter einem eisernen Despotismus seufzt, zur Ehre gereicht.

Außer den Ehsten und Letten, als dem zahlreichsten Theile der Einwohner des Landes, giebt es auch jetzt noch vielerlei andern Nationen, die man als einheimische ansehen kann. Alle Landeseinwohner pflegt man überhaupt in zwei allgemeine große Klassen einzutheilen, in Deutsche und Undeutsche, und beide leben vermischt unter einander als Leute von einerlei Volk, die sich blos durch die verschiedenen Sprachen, einen größern Wohlstand und verfeinerte Sitten, unterscheiden. Undeutsche nennt man alle leibeigne Bauern, Ehsten, Letten, Russen ꝛc. und Deutsche, wer nicht Bauer ist, er mag übrigens von Nation wirklich ein Deutscher, oder ein Franzos, Schwede und Engländer seyn, wenn er auch nicht ein Wort Deutsch verstehen sollte. Vorzugsweise aber zählt man in diese letztere Klasse besonders den Adel, die Geistlichkeit, Offiziere, Gelehrte und Kaufleute,

 Bür-

Bürger und deutsche Handwerker, deutsche Bediente, und endlich auch Freigelassene, wenn sie ihre undeutsche Kleidung und Sprache mit der deutschen vertauscht haben. Auch giebt es viele Russen, einzelne Pohlen und Finnen im Lande, die man, wenn sie nicht die Bauernkleidung haben, ebenfalls zu den Deutschen rechnet. In mehrern Gegenden herrscht noch ein ziemlicher Mangel an Menschen, der nach der Meinung sachkundiger Personen, von der letzten Pest im Anfange des letzten Jahrhunderts herrührt. Denn in einigen Distrikten, wo die Pest nicht gewüthet hat, ist ein Ueberfluß an Menschen, deren Hände der Herr nicht einmal alle beschäftigen kann, daher sie von Zeit zu Zeit im Lande herumziehen, nach Gegenden wandern, wo Mangel ist, in der Aerndte auf fremden Gütern Arbeit suchen, und im Frühjahr, Herbst und Winter, Graben ziehen, Holz schlagen, bauen helfen, oder Böttcher- und Schreinerarbeit machen. Indessen kann man doch immer die Zahl aller Einwohner Ehstlands mit Inbegriff der dazu gehörigen Inseln und das Militär dazu gerechnet, auf 260,000 Seelen ansetzen. Die Ursache von dieser nach Beschaffenheit des Umfanges des Landes sehr mäßigen Bevölkerung sucht man, außer der zu Anfange des verflossenen Jahrhunderts wüthenden Pest, nicht ohne Grund noch in der

schreck-

schrecklichen Hungersnoth, welche in den Jahren 1695 bis 1698 herrschte. Diese stürzte fast alle Einwohner in das grösste Elend. Viele starben vor Hunger, und die der Hunger verschonte, starben an den Pocken, die, um das Maas des Unglücks recht voll zu machen, um dieselbe Zeit herrschten. Viele Aeltern setzten ihre die Hände gegen sie nach Brod ausstreckende Kinder in den Wald, um sie nicht vor ihren Augen des kläglichsten Todes sterben zu sehen. Auf allen Straßen fand man Leichname; täglich mehr als zehen wurden in einem Kirchspiele ohne Särge auf den Kirchhof begraben, viele nur in Gruben geworfen und gar nicht beim Prediger gemeldet. Man berichtete oft blos die ungefähre Zahl derer, welche man vermisste oder begraben hatte. Einst wurden, laut den Kirchenprotokollen, an einem Tage in einem Kirchspiele 25, ja einmal gar 75 in ein Grab gelegt. Kein Wunder also, wenn das arme Land von Menschen hat entblößt werden müssen. Und nun noch der stete Krieg! man weiß, was Lief- und Ehstland für ein Zankapfel zwischen Rußland, Pohlen, Schweden und Dännemark gewesen ist, was für Blut in einer so langen Periode fliessen kann. Man siehet es noch jetzt, was Krieg, Pest und Hungersnoth für Verheerungen in einem Lande anrichten.

Merk-

Merkwürdigkeiten und Alterthümer, Ruinen von Städten und Schlössern, Denksäulen und Wahrzeichen aus der Vorzeit Ehstlands findet man noch hin und wieder in Städten und auf dem Lande, doch bietet das Rigische Gouvernement, deren mehrere dar als das Revalsche. Ich hebe hier nur die aus dem Innern des Landes aus, weil ich von denen in den Städten noch besonders bei der Beschreibung der letztern reden werde. Etwa 8 Meilen von Reval im Rissischen Kirchspiele sind noch die Rudera einer alten Stadt oder eines verwüsteten Schlosses zu sehen. Es ist ein großer Plaz, der rings herum mit einem Walle umgeben ist, der aus ungeheuern über einander gewälzten Steinen besteht, die aber durch die Länge der Zeit mit Erde bedekt worden und jezt mit Gras bewachsen sind. Innerhalb der Fläche findet man noch Spuren von Brunnen, Kellern, einzelne Reste von Mauern und Straßen, von denen eine noch völlig gepflastert zum Walde heraus bis auf das Gut Schwarzen führt. Alles ist mit Gesträuch und wildem Gehölzig, Schilf und hohem Gras bewachsen. Hin und wieder findet man längliche zugespizte Steine, die in der Mitte ein Loch haben und vielleicht Streitäxte gewesen seyn mögen; daher einige Liefländische Geschicht- und Alterthumsforscher das Ganze für eine alte Verschanzung der heidnischen

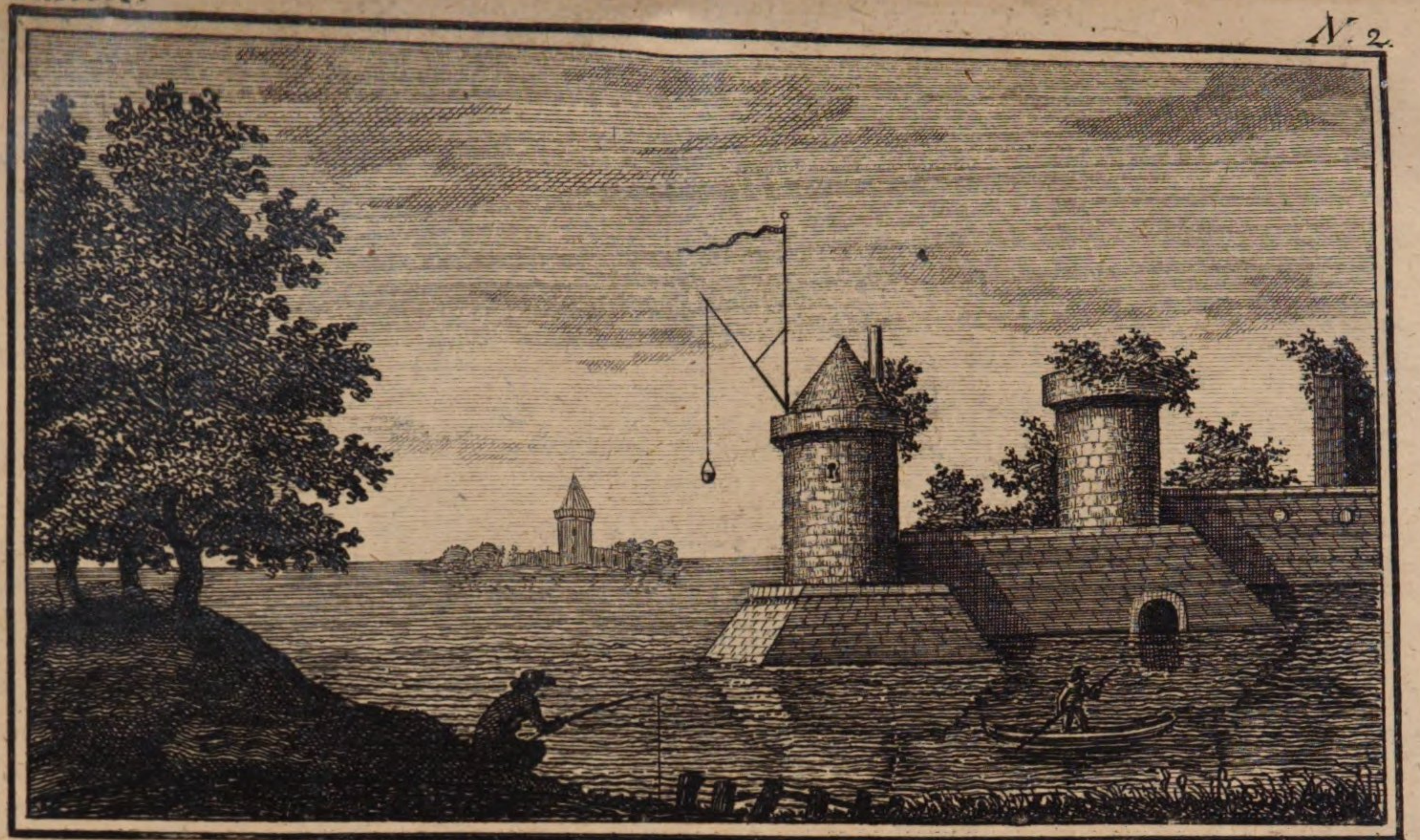
nischen Ehsten halten. Jetzt ist es unter dem Namen Johannsschloß bekannt — Unweit Narwa auf einer großen Ebene sahe ich einige aufgerichtete Steine und Reste von alten Schanzen, wo Karl der XII. im Jahr 1700 mit 8000 Schweden die russische Armee von 80000 Mann unter dem Kommando des Duc de Croix gänzlich aufs Haupt schlug. Bei dieser Gelegenheit sagte Peter der Große: „durch meine Niederlagen lerne ich von Bruder Karl den Sieg, und ohne Schläge lernen weder meine Offiziere noch Soldaten die Kriegskunst.“ Er benuzte diese Lehre so gut, daß die Russen vier Jahre nachher, bei Narwa wirklich siegten und die Stadt eroberten. Drei Werst von Reval an der Pernauschen Straße siehet man die Denkmäler der schwarzen Häupter, einer Kompagnie Reuter, die sich von jeher durch persönliche Tapferkeit ausgezeichnet hat. Sie hat ihren Namen daher weil sie in ihren Wapen einen Mohrenkopf führt. Diese Mahlzeichen bestehen aus großen von Stein gehauenen und aufgerichteten Kreuzen auf kleinen Hügeln, die mit einer Mauer umgeben sind. Sie rühren aus der Zeit Peters I. und Karls XII. her für welchen letzteren das Schwarzehäupterkorps tapfer focht, als die Russen gegen Reval zogen. An den Orten, wo diese Denkmäler stehen, sind Scharmützel vorgefallen, und zum Andenken der

geblie-

gebliebenen Brüder hat man diese Denksäulen errichtet. Die Inschriften erzählen kurz den lokalen Vorfall. Vieles ist unleserlich und durch den Zahn der Zeit zerfressen. — In eben dieser Gegend stehet auch ein Observatorium, das im lezten schwedischrussischen Kriege ist erbaut worden, um die Seeschlacht bei Reval am ersten Mai 1790 übersehen zu können. Es ist von Holz und mit Gallerien versehen, auf welche Treppen führen und hoch genug, um die Aussicht über die Rheede von Reval, den Hafen und einen Theil des Finnischen Meerbusens zu beherrschen. — Mehr nördlich hinauf am Finnischen Meerbusen unweit Reval sieht man das Kloster St. Brigitten, oder vielmehr nur noch die Ueberreste davon. Es wurde in der Mitte des 15ten Jahrhunderts von dem Bischoffe Heinrich von Uexküll erbaut, und Mönche und Nonnen hatten in demselben ihre besonderen blos durch eine Mauer von einander getrennten Zellen, und wohnten friedlich mit einander unter einem und ebendemselben Dache. Man erzählt viel von einem geheimen unterirdischen Gange dabei, welcher unter dem Wasser des Seeufers bis an den Münchshof, einem ehemaligen Kloster (jetzt einer kleinen Schule) in Reval, fortgehen soll. Die ganze Erzählung klingt aber einem Mährchen ähnlicher als einer wahren Thatsache, und selbst habe ich den Gang

nicht

N. 2.



Gegend bei Baltischport in Ehstland. Rosenburg fe

nicht untersucht. Herr von Kotzebue hat einen interessanten kleinen Roman daraus gemacht: Der unterirdische Gang beim Brigittenkloster ohnweit Reval, eine ehstländische Volkssage, den ich mit besondern Vergnügen gelesen habe, da ich mehrmals in der Gegend gewesen bin, die Ruinen des Klosters gesehen, an dem Ufer der Ostsee hinspazieret, von der Klinte des Dombergs oft hergeblickt, und den hohen Thurm an der Ecke der Mauer, den langen Hermann genannt, mit Bewunderung angestaunt habe, wo der alte Konthur soll gewohnt und sein Packer Tollpatsch den armen Woldemar ins Bein gebissen haben. — Kloster Padis ist ein nicht minder merkwürdiger Gegenstand aus der alten Zeit Ehstlands. Es liegt sechs Meilen von Reval in dem Kirchspiel Matthias, und ist jetzt in ein hübsches Landgut umgeformt, an dessen Hof das alte Klostergebäude stößt. Man hat wenig alte Nachrichten davon. So viel weiß man, daß es ein Mönchskloster gewesen ist. Der vorige Besitzer ließ es zu einem Wohngebäude einrichten und vieles an demselben neu bauen. Eine vor 25 Jahren entstandene Feuersbrunst hat ihm völlig wieder das alte schwarze Ansehen gegeben, und jetzt dient es zu einem Kornmagazin, zu einem Schoppen für Holz und alte Geräthe. Es ist ein Oblongum, dessen viel

Seiten einen Hofsplatz umschließen. Auf der einen Seite ist die Kirche mit einem hohen runden Thurme, die übrigen Seiten sind Gewölbe, Säle und ungeheure Zimmerräume. In den dicken Mauern sieht man hin und wieder Nischen und kleine Kabinetchen, darin ein Mensch Platz hat. Das ganze Gebäude liegt auf einem niedrigen Hügel, mitten im Walde und hat ausser dem vorbeifliessenden Bach noch einen Graben. Herr von Ramm, der vorige Besitzer des Gutes, ließ nach dem Brande viele Mauern abreissen, und von den Steinen ein neues Haus bauen, daher sie hier und da niedriger sind und zerfallenen Ruinen gleichen. Man zeigt noch in der Familie eine Dubbine, d. i. einen dicken Stock, mit dem Peter I. einst den damaligen Besitzer des Hauses geprügelt haben soll, weil er ihm keine Viktualien liefern wollte. Die Gegend um das Kloster herum ist reizend, und ich pflegte oft kleine Exkursionen dahin zu meinem Freunde Jordan zu machen. Wenn wir das alte Gothische Gebäude in der Nähe von innen und aussen genug betrachtet hatten; so giengen wir auf einen etwa vier Werst davon entlegenen Sandberg im dunkeln Fichtenwalde, von da wir die Aussicht in die Ferne über das ganze Kloster hatten. Die alten Thürme, die hohen Zinnen und schwarzen Rauchfänge gaben ihm das Ansehen

eines verwitterten Raubschlosses, das mitten aus dem Walde gen Himmel ragt. Wir nahmen darauf längs dem in verschiedenen Krümmungen sich herumschlängelnden Bach unsern Rückweg in den schönen neuangelegten und nach holländischenglischer Manier verzierten Garten. Er hat Teiche, Inseln, Boskaden, beschnittene Gänge, Lauben, pyramidenförmig gezogene Bäume, Lusthäuser, Graben, Brücken und Kanäle.

Einst machten wir auch zusammen einen Spatziergang durch die Hofsfelder nach der Kreuzhoffschen Kirche, die eine Werst vom Gute entfernt liegt. Der Herr Assessor von Mohrenschild begleitete uns. An der Kirchhofsthür bemerkte ich einen runden ausgehauenen Stein, der aus der Erde etwa vier Fuß in die Höhe ragte und folgende Inschrift hatte:

ANNO 1611. DEN ERSTEN DECEMBER WORT
SOSO TOENNIS ALLHIER GESCHOTEN.

D. i. Anno 1611. den 1sten Dezember wurde Soso Tönnis allhier erschossen. Herr Assessor v. M. erzählte mir davon Folgendes: im bemeldeten Jahre lag

ein Schwedischer Reuter in einem der Kirche gegenüber liegenden Bauernhause, das noch jetzt an demselben Orte steht, im Quartier. Er war nach den Schwedischen Gesetzen aus dem Lande zum Roßdienst genommen worden, und also von Geburt ein Ehste. Sein Name war Soso Tönnis, d. h. Anton aus dem Dorfe Soso. Der Bauer, bei dem er im Quartier lag, hatte eine hübsche junge Frau, in welche sich der Reuter verliebte und Gelegenheit suchte, heimlich mit ihr zusammenzukommen. Der Ehmann merkt Unrath, wird eifersüchtig und lauert dem andern auf den Dienst. Er sieht ihn an einem Sonntage kurz vor dem Anfange des Gottesdienstes mit seiner Frau tändeln, und bald darauf den Weg nach der Kirche gehen. Er nimmt seine Muskete, stellt sich an die Hofthür, legt an, und als der Schwede just vor der Kirchthür ist, drückt er ab und erschießt ihn auf der Stelle, wo er jetzt begraben liegt.

Von einem alten Götzentempel glaubt Herr Pastor Hupel im Fellinschen Kreise einige Spur entdeckt zu haben, in einer alten stehen gebliebenen, 4 Fuß dicken, 24 Fuß langen und 18 Fuß breiten Mauer, welche vormals eine Kapelle soll gewesen seyn, die ein Reisender, der sich in den damals dicken Wald verirret hatte, zu bauen gelobte und auch sein

Gelübde erfüllte. Bei dieser Mauer versammelt sich alle Jahre, 9 Tage vor St. Jürgens, in der Nacht eine große Menge Bauern, männlichen und weiblichen Geschlechts, zünden zwischen dem Raume der Mauer ein Feuer an, und werfen ihr Opfer an Geld, Früchten, Essen ꝛc. hinein. Um das Feuer herum setzen sich etliche Bettler, welche es unterhalten und dafür eine kleine Belohnung bekommen. Um die Mauer herum tanzten sonst wohl gar unfruchtbare Weiber splitternackend, andere setzten sich nieder zu essen und zu trinken; viele, und besonders das junge Volk, verliefen sich in den Wald, um eine Probe zu machen, ob jenes Tanzen vielleicht die Unfruchtbarkeit vertrieben, und dafür die Fruchtbarkeit befördert habe, davon sich die Wirkung, wie zu hoffen steht, gegen die Mitte des Dezembers zeigen möchte. Man hat dem Unwesen noch nicht völlig steuern können, so nachdrückliche Befehle auch von Seiten der Regierung dagegen ergangen sind, und ohngeachtet mehrere deshalb sind gezüchtiget worden. Aller Wahrscheinlichkeit nach rührt dieser ganze abgöttische Gebrauch, dieser wahre Venusdienst, noch aus den heidnischen Zeiten Ehstlands her, und daß sich die Mauer so lange erhalten hat, konnte gar wohl durch heimliche Ausbesserungen geschehen. Zugleich fand hierin der starke Hang zur Sinn-

lich-

lichkeit dieses Volks einige Nahrung, und in den Opfern ihr Aberglaube Hoffnung eines glücklichen Erfolgs aller ihrer Unternehmungen. — Ein anderer ähnlicher Ort, vor dem sie tiefe Ehrerbietung haben, ist in einem Walde des Addaferschen Gebietes, ein Paar Meilen von Oberpahlen. Er besteht in einer Vertiefung, um welche rings herum auf einem Walle Bäume gepflanzt waren, von beträchtlicher Dicke und hohem Alter, die nicht von Natur so gewachsen, sondern durch Menschenhände gesetzt zu seyn schienen. An diesem Orte trieben vor mehrern Jahren viele Bauern noch ihr heidnisches Unwesen. Der Herr von Vietinghof, dem der Wald gehörte, suchte dem Aberglauben ein Ende zu machen, und durch Umhauen der Bäume mit einemmale den Hain zu zerstören. Er befehligte zu dem Ende mehrere Bauern seines Gebiets mit Beilen und Sägen dahin, und begab sich selbst mit einigen Deutschen an den bemeldeten Platz. Als er die Bäume zu fällen befahl, wollte keiner zuhauen, aus Furcht, wie sie sagten, daß sie auf der Stelle gestraft werden und todt niederfallen würden, sobald sie einen Baum verletzten. Nur dann erst faßten sie Herz, als sie sahen, daß die Deutschen zuhieben, und keinem von ihnen etwas Böses wiederfuhr. Von der Zeit an hörte das Fetischen auf und

man

man zeigt den Opferalter blos noch als eine alte Merkwürdigkeit. Von dergleichen heidnischen Cäremonien rührt es auch wohl her, daß die Lehre vom Teufel, dessen lieblichen Namen man bei den Ehsten alle Augenblicke hört, (in ihrer Sprache Kurrat,) einen so großen Eingang bei ihnen gefunden und noch bis jetzt sich erhalten hat, weil sie durch solche Opfer seinen schädlichen Einwirkungen am sichersten Einhalt thun zu können glauben. Zwar heißen sie seit dem 12ten Jahrhunderte alle Christen, und seit dem 16ten Lutherische Christen. Allein einem nur etwas aufmerksamen Beobachter springt es sogleich in die Augen, daß die Religion ihren wohlthätigen Einfluß auf ihrem Wandel noch immer verbirgt, und bei weitem noch nicht in ihrer ganzen Macht sich bei ihnen gezeigt hat.

Aus dem Pernauschen Kreise, in welchem ich 4 Jahre gewohnt habe, will ich blos des Schlosses Tarwast und seiner Ruinen, unter denen es jetzt begraben liegt, erwähnen. In den unruhigen Zeiten, als Pohlen die Oberherrschaft über Lief- und Ehstland zu behaupten suchte, wurde dieses Schloß durch eine Pulvermine in die Luft gesprengt. Der damalige Besitzer desselben hatte zwei junge Pohlen in seinen Diensten, welche er etwas zu strenge hielt und oft mißhandelte. Aus Verdruß und

Er-

Erbitterung gegen ihren harten Herrn ließen sie sich zu dem unter dem Hause befindlichen Pulverkeller einen Nachschlüssel machen, und leiteten in der Nacht das Feuer dahin. Sie machten sich sodann unter Begünstigung der Dunkelheit aus dem Staube und waren kaum etliche hundert Schritte entfernt, als sie das Schloß hinter sich auffliegen sahen. Bei Weissenstein, Fellin, Wesenberg, Dorpat, Hapsal und an andern Orten siehet man ähnliche Ueberbleibsel von zerstörten Schlössern aus den Ritterzeiten. Merkwürdig ist in Liefland ein Gebürge, welches der Kanger heißt. Es fängt sich 6 Meilen von Riga an und läuft wie ein Damm oder Wall 3 Meilen fort. Ueber den schmalen Rücken des Hügels gehet eine Straße hin, und von derselben blickt man auf beiden Seiten in tiefe Thäler auf viele Seen und Moräste herab. Sein Scheitel ist durchaus mit Fichten überwachsen. Viele glauben nicht unwahrscheinlich, daß es ein von Menschenhänden zusammengetragener Damm sey, welcher entweder der See sey entgegengesetzt worden, oder in Kriegszeiten als eine Vormauer gedient habe. Wenn es ein künstlicher Damm ist, so ist es gewiß der einzige in seiner Art, und muß viel älter seyn als alle historische Urkunden und Spuren, die man von dem Lande hat. Niemand hat sich bisher noch

die Mühe gegeben, in den Berg zu graben und das Erdreich zu untersuchen, welches das einzige Mittel wäre, seiner Entstehung auf die Spur zu kommen. — In eben diesem Kreise liegt ein Kirchspiel, Kirchholm genannt. Hier fiel im Jahr 1605. zwischen Karl XI. König von Schweden und den Pohlen eine Schlacht vor, in welcher Karl eine gänzliche Niederlage erlitt, denn von seinem 20000 Mann starken Heere blieben 9000 auf dem Platze. Drei noch jetzt kenntliche Anhöhen sollen die Gräber der Erschlagenen seyn. Diesen großen Verlust soll eine kleine Ursache veranlasset haben. Karl machte vor der Schlacht seiner Reiterei einige Vorwürfe. Sie fand sich hierdurch so sehr beleidiget, daß sie bei dem ersten Angriffe durchgieng. Die ganze zahlreiche Armee gerieth darüber erst in Schrecken, dann in Unordnung, die Pohlen drangen hizziger ein und erhielten einen eben so leichten als glänzenden Sieg. Karl verlohr sein Pferd und war schon in Gefahr, gefangen genommen zu werden, als noch zu rechter Zeit ein Reuter ihm das seine gab, der hernach zur Belohnung in den Freiherrnstand erhoben wurde. Einige diesen ähnliche Verschanzungen oder Grabhügel weiland Erschlagener, will man noch unweit dem Schlosse Oberpahlen gefunden haben. Ich habe sie oft gesehen und unter-

sucht. Sie scheinen mir bloße Grabhügel, aus den Zeiten der Pest vielleicht, zu seyn. Auf einem derselben stehen noch 6 ; 7 hölzerne Kreuze. — Eine andere Merkwürdigkeit findet sich in dem nämlichen Kreise eine Meile von der Rigischen Heerstraße in einem mittelmäßigen Berge. Eine sonderbare Höle von ziemlichen Umfange, die einem durch Menschenhände gemachten Gewölbe ähnlich sieht, und deren Wände und Decke aus kleinen Sandsteinen bestehen, gähnt jeden Vorübergehenden grausenvoll an. Aus dem Sande rinnt ein klares Wasser, das sich mitten in der Höle zu einem Flüßchen sammelt, welches sich darauf in die nahe vorbeifliessende Aa ergießt. Rund herum prangen die Wände mit dem Namen und Wappen derjenigen, welche sich darin ein immerwährendes Denkmal ihrer Gegenwart stifteten. Die oben über der Höle stehenden Bäume und herabhängenden Gebüsche geben ihr ein schauderndes, majestätischfürchterliches Ansehen.

Nicht weit von der kleinen Kreisstadt Wesenberg ist eine flache Gegend, die noch durch einige Merkzeichen kenntlich bleibt, wo im Jahre 1704 zwischen den Schweden und Russen ein Gefecht vorfiel. Es war der Russische Generalmajor Renn, der mit einigen Dragonerregimentern auf den Schwedischen Generalmajor von Schlippenbach, der ein Korps Kavallerie kom-

kommandirte, auf dieser Fläche sties. Die Schweden verlohren das Treffen, verliessen das Schlachtfeld und büßten zwei Kanonen nebst einigen Fahnen ein. Der Schwedische Oberste von Wachtmeister nebst mehrern Offizieren, und etwa 50 Mann Gemeine, geriethen in russische Gefangenschaft. — Es ist bekannt, daß sich Karl XII. zu Anfange dieses Jahrhunderts lange im Rigischen aufhielt. Er wohnte einen ganzen Winter auf dem Schloße Lajs. Etwa 20 Jahre zurück waren noch einige alte Leute vorhanden, die seine große Herablassung und Freundlichkeit nicht genug rühmen konnten. Besonders soll er sie darin bewiesen haben, daß, wenn ihn die Bauern zu Gevatter baten, er allemal persönlich der Taufe beiwohnte. Auf dem eine kleine Meile davon liegenden Pastorate soll er oft gewesen seyn und sich mit dem damaligen Prediger unterhalten haben. — Noch verdient das alte zerstörte Schloß bei Weissenstein unsere Aufmerksamkeit, dessen ehrwürdige Ruinen, die von seiner ehemaliger Größe zeugen, mir manchesmal Bewunderung und Erstaunen eingeflößt haben. Es liegt auf einem durch Kunst angelegten vierseitigen Berge, der mit Wällen, Bollwerken und Graben versehen ist, die grossentheils noch sehr gut, nur hier und da durch eingestürzte Mauerstücke verschüttet sind. Als ich im August 1791 das erstemal

mit einigen Freunden in Weissenstein war, erklimmten wir das öde Gemäuer an mehreren Stellen, und fanden in der südlichen Seite noch eine völlig unversehrte steinere Treppe, welche durch die ganze Mauer, die sehr dicke ist, hindurchläuft und ehemals wahrscheinlich in den Thurm oder in die Kirche führte. Ein Keller, darin vor mehreren Jahren viel Salpeter angesezt hatte, den die Bauern begierig weghohlten, ist nun beinahe verschüttet. In der entgegenstehenden Seite der Mauer, welche noch bis zum dritten Stockwerk unversehrt da steht, entdeckt man Spuren einer ehemaligen rothen Malerei, ob das Bergschloß gleich schon über 200 Jahre her zerstört ist. Aehnliche Trümmern von verwüsteten Burgen und erhabner Gothischen Baukunst siehet man auch bei Wesenberg, Hapsal und Fellin. Unter allen haben sich Schloß Lohde und Oberpahlen am besten erhalten und sind aus ihren Ruinen wieder neu aufgestanden. Das erste ist vornämlich aus der frühern Geschichte Ehstlands merkwürdig und galt zu seiner Zeit für einen festen beinahe unüberwindlichen Platz. Es ist im Vierek gebaut, drei Stockwerk hoch, hat in der Mitte einen Hof, tiefe und breite Graben mit Zugbrücken, hohe und starke Thürme und eine fünf Fuß dicke Ringmauer. Durch die lezten Besitzer, den Fürsten Orlow, General Löwe und Bohlmann, ist

es ungemein verschönert, mit Gärten, Teichen, und Lustgängen versehen und geschmackvoller möblirt werden. Es zeichnet sich vor den andern Schlössern Ehstlands dadurch am meisten aus, daß es 4 Jahre der Aufenthaltsort der Prinzessin von Würtemberg war, die hier in ihrem Exil lebte und auch da starb. Sie wurde wegen ihrer zu galanten Lebensart und einiger zwischen ihr und ihrem Gemahl ausgebrochenen Mishelligkeiten unter Katharina II. von Petersburg entfernt, und ihr der General B. zum Aufseher gegeben. Anfangs lebte sie in Pernau, nachher wurde ihr Schloß Lohde zum Aufenthalte angewiesen. Sie genoß wenig Freiheit, und durfte nicht anders als unter den Augen ihres Argus ausfahren. Er war Oberjägermeister und galt bei der Kaiserin viel, daher sie ein unumschränktes Zutrauen in ihn setzte, das aber der adliche Bösewicht misbrauchte. Denn die Prinzessin ward von ihm, wie man allgemein versichert, schwanger und starb unter den gräßlichsten Schmerzen der Geburt, nachdem sie gegen drei Tage in Kindesnöthen zugebracht hatte, weil ihr der Barbar, der sein Bubenstück, aus Furcht vor der Strafe, verheimlicht wissen wollte, keine Hülfe zuließ. Der Arzt wuste für ein gutes Stück Geld das Zeugniß zu stellen, daß sie am hitzigen Fieber gestorben sei. Ob die himmelschreiende That zu den Ohren der erha-

denen Kaiserin gekommen ist, weis ich nicht. Ich zweifle aus dem Grunde daran, weil der Unmensch nicht nur das Gut bis an sein Ende 1795 behielt, sondern auch noch ausserdem ansehnlich für seine guten Dienste belohnt wurde. — Oberpahlen, wo ich selbst 3 Jahre gelebt habe, gehört jetzt dem Fürsten Bobarinzky, einem natürlichen Sohne der verstorbenen Kaiserin, der es für 252000 Rubel von den Lauwschen und Patkullschen Erben kaufte. In seiner Bauart hat es viele Aehnlichkeit mit Schloß Lohde, ist drei Etagen hoch und hat eine hohe und starke Ringmauer, Graben, zwei Thore und einen Thurm. Gleich dabei liegt die Kirche, in welcher alle Sonntage Ehstnischer und alle 14 Tage auch Deutscher Gottesdienst gehalten wird. Sie ist nur durch eine sechs Fuß dicke Mauer vom Schlosse unterschieden, und weicht in ihrer Bauart ganz von allen andern hiesigen Kirchen ab, hat eine Orgel, (in den Landkirchen in Ehstland, so wie in Lettland eine Seltenheit,) und macht durch einen Eingang aus dem Schlosse das Besuchen derselben leicht und bequem. Der Prediger an dieser Kirche ist der würdige und verdiente Herr Pastor Hupel. Das Gut hat vortrefliche ökonomische Einrichtungen und in der Nähe und Ferne große Waldungen, einen Kupferhammer, eine Sägemühle, eine Porzellan- Spiegel- und

eine

eine Glasfabrik. Der dazu gehörige Flecken, (den man dort ein Hackelwerk nennt,) besteht aus 50 bis 60 Häusern, und wird meistentheils von deutschen Handwerkern bewohnt. Die Gegend ist eine der schönsten im Lande und die Aussicht vom Schlosse ungemein reizend. Das Schloß selbst ist von dem Major von Lauw aus seinen Ruinen aufs neue wieder erbauet worden, und hat drei große Säle, davon einer ganz mit Marmor ausgelegt ist, und allein 7000 Rubel gekostet hat. Der ganze Bau hat einen Kostenaufwand von mehr dem 60000 Rubel verursachet und ist 1770 vollendet worden. Auch auf die Kirche hat der freigebige Herr von Lauw viel verwendet, und sie recht artig und geschmackvoll verzieren lassen. Ein geschickter Mahler, (Welte ist sein Name,) hat den Altar mit einem schönen Christusbilde und einem andern Gemählde, die Einsetzung des Abendmahls, geziert. Um den Erlöser so genau als möglich nach dem Leben zu mahlen, ließ Welte seinen Erbjungen sich nackend in die Lage eines Gekreuzigten stellen, um alle Muskeln, Adern, Gelenke und Gliederbiegungen desto genauer zu kopiren und recht natürlich darzustellen. Das Stück hat auch den Beifall eines jeden Kenners. — Das gegenüberliegende schöne Gut Neuoberpahlen, das dem Kammerherrn von Lilienfeld ge-

hört,

hört, macht die Gegend noch romantischer. Es wird blos durch einen breiten Fluß von Schloß-Oberpahlen getrennt, hat eine Puderfabrik, schöne Gärten, Alleen und eine durch den nahen Fluß gemachte und in einen Lust-Hain verwandelte Insel, auf welcher schattichte Gänge, Rundele von Linden, Ruheplätze, Nischen, grüne Lauben, dunkle Wildnisse und andern Lustpartien angelegt sind, die von Bächen und Teichen, durch bunte Chinesische Brükken verbunden, durchschnitten werden. Wie manche angenehme, wonnevolle Stunde habe ich hier zugebracht! —

Ich schließe diesen Abschnitt mit einer Beschreibung der Städte Revàl, Pernau, Narva, Hapsal, Baltischport, Weissenstein, Wesenberg, Lealund der Insel Oesel.

Reval ist die Haupt- und Gouvernementsstadt der Revalschen Stadthalterschaft oder des Herzogthums Ehstland. Sie ist nicht allzugroß, denn sie hat kaum eine halbe deutsche Meile im Umfange, ist nach einer schlechten Anlage und, wie beinahe alle ehemalige Hanseestädte, in Gothischem Geschmacke erbauet. Ihre Häuser sind größtentheils steinerne Gebäude, und zum Theil recht schön und bequem eingerichtet. Die Gassen sind enge, uneben und krumm, und wegen des unaufhörlichen Fahrens mit Lastwagen und Troschken, Chaisen

und

und Kutschen, besonders im Herbst und Frühjahr, überaus kothig, so daß dies für die Fußgänger eine große Unbequemlichkeit verursachet. Die liebenswürdige Tugend der Gastfreiheit, die den biedern Bewohnern dieser guten Stadt besonders eigen ist, söhnt den Fremden aber bald wieder mit jenen Unannehmlichkeiten aus. Er findet überall, wenn er gesellig ist und seine Sitten mitbringt, die beste Aufnahme und die angenehmste Unterhaltung. Der Ton ist frei, munter, offenherzig, und wenn man erst ein Paar Freunde hat, so findet man leicht überall Bekanntschaft, und wird bald in die besten Gesellschaften eingeführt. Der hiesige Adel, hoher und niedriger, zeichnet sich in Bildung, Feinheit und Artigkeit im Umgange, selbst in manchen Fächern des gelehrten Wissens, vortheilhaft aus, da der größte Theil desselben auf Reisen gewesen ist, oder in Petersburg seinen Geschmack und Talente auszubilden Gelegenheit gehabt hat, ungeachtet auch ihm bei manchen Gelegenheiten Härte und der Stolz seiner Kaste natürlich bleibt. Bei allen seinen Vorzügen, Reichthümern und großen Rechten, wovon wohl dies das erste ist, daß die höchsten Landeskollegien von seinen Mitgliedern besetzt werden, verachtet er nicht den Mann von Kenntnissen und Lebensart aus dem bürgerlichen Stande, und ich bin selbst unzähli-

 ge-

ligemal in Gesellschaften gewesen, wo ich Männer kennen lernte, deren Charakter so edel und offenherzig, deren Betragen so frei und ungezwungen war, daß ich in ihrem Umgange mehr Unterhaltung, Vergnügen und Belehrung fand, als mir oft die besten Gesellschaften des Mittelstandes nicht gewähren konnten. Der Gelehrte und Kaufmann ist human, liberal, und verbindet mit mancherlei feinen Kenntnissen viele Erfahrung. Der gemeine Bürger ist ein ehrlicher, biederer und mit unter etwas derber Schlag Leute, dabei aber überaus gastfrei, herzlich und gesellschaftlich. Man kann Jahre lang in Reval leben, ohne einen eigenen Tisch zu haben, denn man ist überall und zu jeder Tageszeit willkommen. Man erhält oft so viele Einladungen, daß man nicht herumkommen kann, und wird gerade dann am liebsten gesehen, wenn man in Deutschland mit Verlegenheit empfangen wird, d. h. zur Zeit des Mittags- und Abendessens. Jedermann hat um diese Zeit gern Tischgesellschaft bei sich, und bittet, weil man nicht gern allein isset, vorlieb zu nehmen mit dem, was da ist. Ungefähr 15 bis 20 Jahre zurück war der Ton noch etwas altfränkisch, steif und gezwungen, und in allen bürgerlichen Gesellschaften, besonders zwischen vertrauten Freunden und in Familienzusammenkünften herrschte die plattdeutsche

sche Sprache und ein gewisses Lübeckisches, den Seestädten eigenthümliches, feierliches Wesen. Seit der Zeit aber hat sich vieles verändert. Der Ton ist jetzt weit feiner und urbaner, die Sitten milder, im Umgange herrscht mehr Freiheit und Ungezwungenheit, und die plattdeutsche Sprache hat sich beinahe ganz verlohren. Die Damen sind gefälliger, nicht mehr so prüde und spröde, wie vor diesem, dabei arbeitsamer und dem Kartenspiel bei weitem nicht mehr so ergeben als zu der Zeit, da ich in das Land kam. Dabei ist der Luxus und mithin die Wohlhabenheit gestiegen, der Geschmack verfeinert, die Lebensart geschmeidiger gemacht worden, und das Ganze hat ein lachenderes, gefälligeres Ansehen bekommen. Mir gefiel daher die Stadt und ihre Bewohner in den letzten Jahren meines Aufenthaltes daselbst ungleich besser, als im Anfange bei meiner Ankunft im hiesigen Lande. Was besonders das schöne Geschlecht betrifft, so gesteht ihm jeder Fremde von Geschmack und Gefühl den Ruhm der Schönheit und Artigkeit zu. Die gute und feine Erziehung, welche man nicht nur in den angesehenen und reichen, sondern auch in wohlhabenden und mittelmäsigen Bürgerhäusern den Töchtern giebt, mag wohl hiezu das meiste beitragen. Ihr Wuchs, ihre Bildung, ihr äusserer Anstand und Geschmack

ist der Kleidung zeichnen sich von einer so vortheilhaften Seite aus, und das nordische Feuer, das aus ihren Augen blitzt, erhöhet ihre Grazie so sehr, daß ein Ausländer selten ungerührt bleibt, und bald nach seiner Ankunft Feuer fängt. Kurz, man sucht ihnen gleich in ihren jüngern Jahren eine solche Bildung und Reize zu geben, welche den Mannspersonen so sehr an dem andern Geschlechte gefallen. Dabei ist ihre Sprache rein, deutlich, ihre Stimme hell und wohlklingend und alle ihre Manieren einnehmend. Da aber das Beispiel immer stärker wirkt, als ein noch so vortreflicher Unterricht, so schleichen sich auch schon früh Eitelkeit, Galanterie, Koketterie und eine gewisse imponirende Sprödigkeit in das jugendliche Herz der hiesigen Schönen ein, die dann in das Leben übergehen und manche schädliche Folgen haben. Für Putz, Spiel und Tändelei geben sie alles hin, und Schmeicheleien mögen sie vollends gar nicht widerstehen. Da alle diese Thorheiten schon früh Wurzel schlagen und sehr schwer wieder auszurotten sind, so ist es kein Wunder, daß auch die Frauen davon nicht frei sind. Ihr Kind selbst zu stillen, hält eine hiesige Dame, sey sie auch nur vom Mittelstande, für eine Schande und ein gemeines, pöbelhaftes Betragen, und ein Ehemann würde für sehr ungefällig und abgeschmackt gehalten werden,

wenn er es seiner Frau abschlagen wollte, reichrem Kinde eine Amme zu halten. Bei allem diesem Anspruch auf feine Lebensart, Sitten und Bildung des Geistes findet man aber doch auch, so wie allen Orten, viel Steifes und Gezwungenes in dem Umgange mit manchem Frauenzimmer, besonders mit Fräulein vom Lande und mehreren Pastorstöchtern; ihre Gespräche sind oft so kraftlos, insipid und fad, und ihr Witz so elend, daß man sich dabei die Ohren zuhalten, oder auf den Mund schlagen möchte. Ueberdies affektiren manche eine gewisse Art von Blödigkeit, Kaltsinn und sprödem Wesen, daß man nicht weiß, ob man verrathen oder verkauft ist, wozu das tiefe Stillschweigen, das einige unter ihnen mit einer sehr zweideutigen Miene beobachten, noch mehr beiträgt. Mädchen ist für sie ein Ausdruck, den sie nicht gerne hören, so wie für Frauen das Wort Weib; dies scheint daher zu kommen, weil beide Worte Benennungen für Leibeigene sind, und die stolzen Deutschen sich es für eine Schande halten, mit jenen einerlei Namen zu führen. Ich befand mich daher einst in einer nicht geringen Verlegenheit, als ich noch in dem ersten Jahre meines Aufenthaltes daselbst in einer Gesellschaft zu einem gewissen Frauenzimmer sagte: Sie sind ein schalkhaftes Mädchen, — und die Mutter mir darauf ant-

wortete: „ei, Sie schelten ja gar meine Tochter.“ Ich half mir so gut ich konnte, mit der Entschuldigung meiner Unwissenheit in diesem Stücke. Um die Wirthschaft bekümmern sich die Revalschen Damen nicht so fleißig als die Deutschen, und sie haben nur so weit die Oberaufsicht darüber, daß der herrschende Luxus, die Tafel und der Wohlstand nicht darunter leiden. Das übrige bleibt mehrentheils den Dienstmädchen, Ausgeberinnen und — dem Manne überlassen. Im Winter vornämlich thun sie fast weiter nichts, als Besuche geben und nehmen, Dame, Klavier und Karten spielen, und für eine gute Besetzung des Mittags- und Abendtisches zu sorgen. Die Emsigkeit, Häuslichkeit und Industrie, wodurch das deutsche Frauenzimmer sich auswärts in so guten Ruf zu setzen weiß, sucht man in Ehstland vergeblich. Daher sagte bei meiner Ankunft, als ich mich darüber wunderte, ein Freund zu mir: „hier geht's im Essen und Trinken toller als in Wien und Hamburg zu.“ Es ist auch hier, so wie in ganz Ehstland gar nichts seltenes, daß Fräulein aus den besten adlichen Häusern an Bürgerliche, besonders Prediger und Professores verheirathet werden, und manche dankt noch dem Amor, wenn er sie nur noch so glücklich gemacht hat. Der Grund dieser häufigen Mißheirathen liegt darin, weil

die

die meisten jungen Herren von Adel in Kriegsdienste gehen, ihre jungen Jahre großentheils darin zubringen, und entweder ihr Leben auf dem Felde der Ehre endigen, oder erst nachher und bisweilen wohl spät, nachdem sie sich einen Rang und Lorbeere erworben haben, wieder in ihre väterlichen Fluren zurückkehren und dem Gott der Liebe huldigen.

An Vergnügungen, Aufwand und Lustbarkeiten aller Art fehlt es in Reval nicht. In den öffentlichen Konzerten, die auf dem Saale des Schwarzenhäupterhauses gehalten werden, in dem adelichen und Bürgerklubb, auf Bällen und Redouten, so wie in der Komödie, findet man die glänzendsten Gesellschaften. Das nach dem Plane des Herrn von Kotzebue seit mehrerern Jahren errichtete und noch jetzt bestehende Liebhabertheater verbindet, ausser dem Hauptzwecke des Vergnügens, mit der Bildung des Geschmacks noch eine edle Wohlthätigkeit. Das Abonnement und Eintrittsgeld ist nämlich nach Abzug aller Kosten für die Armen bestimmt, und oft hat der Ueberschuß in einem Jahre 900 bis 1000 Rubel betragen. Ein ehemals wohlbemittelter Bürger kam vor einigen Jahren durch Unglücksfälle so von seinem Vermögen herunter, daß es ihm schwer, ja unmöglich fiel, seinen Sohn, der in Leipzig studierte, fernerhin aus seinen Mitteln auf der Akademie zu unterstützen.

Die

Die Gesellschaft entschloß sich, ihm zum Besten einige Schauspiele zu geben, und es kam so viel zusammen, daß der junge Mann noch zwei Jahre davon studieren konnte. Jeder Bürger zahlte seinen Rubel mit so viel mehr Bereitwilligkeit und Vergnügen, da er überzeugt war, daß das Geld gut angewendet wurde. Dergleichen Wohlthätigkeit bringt Reval Ehre. Ein blinder Harfenspieler aus Deutschland, der schon durch Herumgehen in den Häusern ein gutes Stück Geld gewonnen hatte, bat um die Erlaubniß, nach Endigung des gewöhnlichen Mittwochkonzerts spielen zu dürfen. Er erhielt sie leicht und brachte durch sein nur mittelmäßiges Spiel an diesem einzigen Abende 105 Rubel zusammen. Das glänzendste Schauspiel für die Revaler, auf welches sie sich lange vorher freuen, ist der Jahrmarkt, der jährlich um Johannistag gehalten wird und 10 Tage dauert. Es kommt da die beau monde von der Stadt und dem Lande, Herrn und Damen von allen Ständen und Alter zusammen. Der Synodus der Revalschen Geistlichkeit und der Prediger vom Lande versammelt sich dann und hält seine Sitzungen. Der zahlreiche Adel mit seinen eleganten Equipagen und Bedienungen zeigt sich um diese Zeit in seinem größten Glanze, und man sieht die Fräulein von ihren Müttern zur Schau geführt. So anziehend dies alles für den dortigen Ein-

wohner ist, so ist es doch für einen Fremden, der die Leipziger oder Frankfurter, ja nur die Kasseler oder Naumburger Messe gesehen hat, ein gewöhnlicher Anblick. Was den Aufenthalt in der Stadt um diese Zeit am angenehmsten macht, ist die Menge von Fremden und die zahlreichen Gesellschaften, unter denen man Freunde, Bekannte und Verwandte, Landsleute und alte Kumpane findet, die man in Jahren nicht gesprochen hat, und die nur zu Johannistag in die Stadt kommen. Reval ist dann das Rendesvous, der allgemeine Sammelplatz und das große Centrum, in welchem sich alles vereiniget, was sich einmal sehen und sprechen will. Um diese Zeit kreuzt und manövrirt gewöhnlich die große Russische Flotte in der Ostsee, und gewährt von den Wällen und dem Domberge herab dem Zuschauer einen großen interessanten Anblick. Ein Wald von Masten in der Nähe und Ferne, eine Anzahl Kauffartheischiffe von verschiednen Flaggen im Hafen und auf der Rhede, und eine unendliche Menge kleiner Fahrzeuge, Böte Schaluppen ꝛc. vervielfältigen das Gewühl und machen die Scene mannichfaltiger. Das Fest Johannis wird von der ganzen Flotte mit einigen hundert Schüssen kanonirt, die das kleine Geschütz von den Wällen beantwortet. Es gewährt eine prächtige stolze Aussicht, wenn ein 24 Pfünder von einem Linienschiffe abgefeuert wird; erst der

Feuer-

Feuerblick, dann der auf der Spiegelfläche der See, wie eine weiße Wolke sich fortwälzende Pulverdampf, und endlich der Knall, der durch das Anstoßen an die Ufer und Berge, wie ein langsamer Donner fortrollt und in die Wälder hinrauscht. Ueber alle Beschreibung groß und furchtbar aber war der Anblick, den am ersten Mai 1790 die Seeschlacht zwischen der Russischen und Schwedischen Flotte auf der Rhede bei Reval darbot, und die ich vom Walle herab mit angesehen habe. Ich enthalte mich aller weitern Beschreibung, weil ich mich zu schwach fühle, das Majestätische, Schreckliche und Erschütternde dieser Scene, bei welcher die Wälle, die Stadt und die ganze Erde dröhnten, zu schildern. — Diese Mannichfaltigkeit der Auftritte, am meisten aber das unvermuthete und doch gehoffte Zusammentreffen so vieler alten Freunde und Bekannten, ist mit das angenehmste auf dem Revalschen Jahrmarkte. Man sieht da so viele und mancherlei Menschen, die weit und breit herum vom Lande, aus Petersburg, Moskau, Riga und andern Städten hier zusammenkommen, und die man großentheils schon ehedem gesehen zu haben sich erinnert. Es erweckt dies ganz eigene, nur in dieser Zeit so lebhafte Empfindungen, eine Freude, Frohsinn und Herzensergiessungen, deren man sonst nicht immer fähig ist. Das

Wiedersehen hat an sich schon immer etwas sehr Angenehmes, besonders aber zu einer Zeit, wo alle Sinne dem Vergnügen und der Freude geöffnet sind. — In Katharinenthal, einem Kaiserlichen, etwa eine Werst von der Stadt liegenden Lustschlosse und Garten, ist gewöhnlich um diese Zeit ein Freiball, daher unaufhörlich eine unzählige Menge Wagen die Straße bedecken, und noch mehr Fußgänger dahin wallen, welches auf dem ganzen Wege ein mannichfaltiges buntes Ansehen macht. Das Gewimmel der Russinnen in ihren hellfarbigen taffenen Kleidern, der Soldaten und Matrosen, der ehstnischen Bäurinnen in ihrem Staate, alles giebt die angenehmste Abwechselung und einen sehr interessanten, unterhaltenden Anblick. Der Menschenbeobachter und Weltkenner findet bei diesem bunten Gewühl die schönste Gelegenheit, allerlei Bemerkungen zu machen. Petitmäters und Petitemätressen, männliche und weibliche Koketten, Elegants, Müskadins, geschmückte Damen ledigen und ehelichen Standes, Adel und Bürgerliche, Militär- und Civilbeamte, kurz Menschen aus allen Ständen, von jedem Alter, Geschlecht und Würden, alles trägt sein individuelles, ihm eigenthümliches Gepräge. Die meisten kommen zu sehen und sich sehen zu lassen,

— Spectatum veniunt,
Veniunt spectentur et ipsi.

Die jungen Herren schielen nach den Damen und ihren offnen oder verhüllten Busen, und diese blicken verstohlen auf jene nnd ihre Uhrketten. — Ich dachte jedesmal: laßt sie einander immer besehen, und, that das nämliche. Allein quid juvat aspectus, si non conceditur usus? — Eben dieser Tag und einige der folgenden, ist so wie der erste März, der große allgemeine Zahlungstermin des Adels und der Kaufmannsschaft, an dem Kontrakte, Arrenden *) Pachtungen, Kaufe und Verkaufe geschlossen, Schulden, Zinsen und Kapitale abgetragen, Rechnungen berichtiget und Akkorde gemacht oder aufgehoben werden. Diese beiden Tage, den 1sten März und 25sten Junius, nennt daher Herr von Kotzebue, den 9ten und 11ten Tag im Fieber; denn wenn diese überstanden sind, hofft man, daß alles übrige gut

*) Ist der allgemeine Ausdruck in ganz Lief- und Ehstland für Pacht. Das letztere Wort hält der Adel aus Misverstand für niedrig, und sagt daher lieber, ein Gut arrendiren für pachten. Sie lassen sich daher auch nicht Pachter, sondern Arrendatoren nennen, quasi vero. —

gut gehen werde. Beinahe der Adel des ganzen Landes ist an diesen beiden Tagen implicirt. Für viele sind es fatale Termine, die daher auch an demselben mit der ganzen Welt zörnen, und mit Gott, sich selbst und andern unzufrieden sind. Niemals reisen sie mit mehr Widerwillen in die Stadt, als im März und um Johannistag. Groß ist dann das Gewühl in den Häusern und Straßen, besonders auf den Stuben und Komtoirs der Kaufleute, groß bei vielen die Angst, nicht bezahlen zu können; grösser bei mehrern die Verlegenheit, wie und wo sie Geld auftreiben sollen, und am allergrößten die Herzenserleichterung, wenn sie um billige Procente, welches erhalten haben. Da sollte jemand bei manchen die Mienen des Verdrusses und der Schaam sehen, wenn ihre Gläubiger, ein Kaufmann mit der Rechnung, ein Gutsbesitzer mit dem Pachtkontrakte u. s. w. kommen, und die Herren nichts haben, die ungestümmen Foderer zu befriedigen. Und dann die Borger und Leiher, die Wucherer und Kapitalisten, jener ihre demüthige, oft kriechende Geberde, und die Arroganz, die eingebildete Superiorität und der stolze, wegwerfende Ton dieser: „ich kann nicht geben, — ich habe jetzt kein Geld auszuleihen," und die schmeichelnden Bitten, vorgezeigten Urkunden, Dokumente, Kreditive, Hypothekschriften der andern, wo-

durch

durch sie bemerklich machen wollen und zu bekunden suchen, daß sie wieder bezahlen können. Man weiß eine drollichte Anekdote von einem Landrath von Ullrich und Baron Fersen, welcher letztere eben am Fenster saß, als ein Kaufmann, dem er 6000 Rubel schuldig war, auf sein Quartier zukam. „Ach der Henker! da kommt der verwünschte B., der will gewiß Geld von mir haben. Bruder, was mach' ich?" — Ullrich hieß ihn in aller Geschwindigkeit unter einen Tisch kriechen, der eine Klappe hatte, weil der Gläubiger schon zur Treppe herauf kam. Er hatte aber nicht fünf Minuten darunter gesteckt, als er von seinem Freunde Ullrich, der ihn anfangs verläugnete, aus purer Schalkheit verrathen, zu seiner größten Beschämung hervortreten mußte, weil ihm dieser, auf dringende Bitte des Kaufmanns, er müsse den Herrn Baron durchaus sprechen, endlich zurief: „Fersen, komm vor, hier ist jemand, der nothwendig mit dir zu sprechen hat." —

Reval zählt, ohne das zahlreiche Militär und die Seesoldaten, die mit den Matrosen mehr denn 12000 Mann betragen, den Adel, die Geistlichkeit und die beim Civiletat mit angestellten Personen, über 10000 Menschen, die größtentheils aus Kaufleuten, Künstlern und Handwerkern bestehen. Juden werden in der

Stadt

Stadt nicht geduldet, so wie deren überhaupt im Russischen Reiche seit Peter I. nicht allzuviele sind, weil dieser Kaiser auf ihre eingereichte Bittschrift antwortete: „meine Russen verstehen den Handel besser als ihr.“ Aber alle Religionsparthien finden ohne Unterschied und die geringste Schwierigkeit eine herzliche und willige Aufnahme. Die Katholiken hatten sogar — in einer ganz protestantischen Stadt — vor mehrern Jahren, (ich glaube von 1786 bis 1788,) ihr eigenes Bethaus und ihren besondern Gottesdienst, dem ein gewisser Pater Karl, welcher sich für einen Grafen von Schönaich ausgab, und von den Jesuiten aus Mohilow nach Reval geschickt war, vorstand. Die Kirchengebräuche der Protestanten sind im Wesentlichen dieselben, wie an andern Orten auch, mit dem kleinen Unterschiede, daß der Prediger bei der Austheilung des Abendmahls eine Art von Meßgewand umhängt, noch ausser dem Chorhemde. Das Aeusserliche, so wie das Innere einer Russischen Kirche und des ganzen Gottesdienstes, hat große Aehnlichkeit mit den Kirchengebräuchen und Cäremonien der Katholiken, und dennoch kennt der Russe keinen hassenswürdigern Menschen als einen Katholiken, und nach diesen den Juden; denn auch diese Kirche hat den Grundsatz: extra ecclesiam non datur salus, ob sie gleich die Prosely-

selytenmacherei verabscheuet. Die vornehmste Gottesverehrung und Religiosität des gemeinen Russen besteht darin, daß er sich alle Augenblicke in und ausser der Kirche, wenn er von ein Kruzifix oder Heiligenbild kommt, kreuzigt und seeguet, sich vor seinem Bog oder Heiligen bis aufs Angesicht niederwirft, und ein unaufhörliches Gospodipomilui, d. i. Herr erbarme dich! ausruft. In einer solchen Russischen Kirche muß sich ein Fremder wohl hüten, daß er keinen Schein von Leichtsinn, Spott oder Gelächter blicken lasse, widrigenfalls er sich zu gewärtigen hat, daß er von einem Chorknaben oder der Schildwache, oft schon um des bloßen Plauderns willen, aus der Kirche herausgestoßen wird. Eben diese tiefe Ehrfurcht für die Heiligen und ihre Namen ist die Ursache, daß in ganz Liefs- und Ehstland, so wie in allen übrigen Ländern und Provinzen des Russischen Reichs, noch der alte Kalender gebräuchlich ist, nach welchem man immer 11 Tage im Jahre vor andern Ländern zurück ist. Dies geschieht eben deswegen, weil sonst die Russen um einige Heiligenfeste, die in diese 11 Tage fallen, zu kurz kommen würden, deren Auslassung und unterbliebene Feier in ihren Augen eine Todsünde wäre. Der oberste Geistliche bei den Russen in Reval heißt Protopop und stehet, so wie die Geistlichkeit

über-

überhaupt, bei allen in sehr grösem Ansehen. Er hat sogar die Ehre, daß ihm der Diakonus oder irgend ein anderer gemeiner Pope, bei Ueberreichung des Rauchfasses in der Kirche, die Hand küsset. Eben dieses widerfähret auch den übrigen Popen von den gemeinen Russen, wenn sie ihnen auf der Straße begegnen. Zu den Geistlichen, welche sie in zwei Klassen eintheilten, in die höhere und in die niedere, gehören auch, und zwar in die letztere Klasse, der Küster, der Vorsänger und die Chorknaben, welche die Lichte anzünden, den Altar an- und abkleiden, die Popen bedienen u. s. f. Der Russe nennt sie ebenfalls Popen, sie stehen aber unter dem Stocke. Es ist daher die Meinung mancher Ausländer, welche die Russische kirchliche Verfassung nicht kennen, als wenn die Russischen Popen Stockschläge bekämen, dahin zu berichtigen, daß dies nur von den Kirchendienern zu verstehen ist. In der Admiralitätskirche, die in der Vorstadt liegt, bin ich oft gewesen und machte durch einen Freund die Bekanntschaft des Küsters an derselben, der etwas Deutsch sprach. Das erste, was er uns zeigte, war das Allerheiligste. Es ist dies ein geräumiges nach Osten hin gebauetes Gemach, das durch eine übergoldete und mit allerlei Heiligenbildern und emblematischen Figuren gezierte Scheidewand, von der übrigen Kirche,

wo das Volk ist, getrennet wird. Nach unsrer Vorstellung ist es der Ort, wo der Altar steht. Die Scheidewand, Ikonostas genannt, reicht bis an die Decke und ist so hoch, daß kein Mensch darüberhin sehen kann. Hier hält sich blos die Person auf, welche mit der Gottheit in näherer Verbindung zu stehen geglaubt wird, der Pope und Protopope, nebst seinem Diakonus und Küster, und die Ehrfurcht vor diesem heiligen Orte verbietet, daß ein Laie, am wenigsten weiblichen Geschlechts, sich hineinwagen darf. Gegen dieses Heiligthum wenden sich allemal die Russen, wenn sie beten. Es ist in drei Zimmer nebeneinander eingetheilt, die durch Kommunikationsthüren verbunden sind, und auch drei Thüren in die Kirche haben. Durch die mittlere gehet allemal der Pope heraus, wenn er liest, singt oder das Abendmahl austheilt, und das Kruzifix und Evangelienbuch dem Laien zum Küssen hinreicht. In dem mittlern Zimmer ist auch der freistehende Altar oder Tisch, der nie an die Wand angebauet ist. Hier hält sich der Pope am allermeisten auf, und es macht das Allerheiligste im engsten Verstande aus, so wie die zwei Nebenkabinette etwa Sakristeien genennt werden könnten. Der Lehrstuhl des Popen steht gerade auf einem erhabenen Absatze und von einer Gallerie bogenförmig eingeschlossen,

davor. Auf demselben, der aber mehr einer freien Rednerbühne als einer Kanzel ähnlich ist, hält der Pope seine Reden und Ermahnungen an das Volk, denn Kanzeln sieht man in keiner Russischen Kirche. — Noch zeigte uns dieser Russe einige Kerzen, welche aus dem innern Kern des Holunderbaums mit Zusätzen von Phosphor, Wachs und Fett getränkt, gemacht werden, wie dünne Wachskerzen aussehen, jedoch ohne Docht, von denen er uns versicherte, daß ein Stück Gliedeslang, 24 Stunden brennte. Diese braucht man nur bei seltenen Gelegenheiten, und ganz besonders heiligen Handlungen.

Daß die Straßen der Stadt enge und im Herbst und Frühling schmutzig und unrein sind, habe ich im Vorhergehenden erwähnt. Besonders ist der Koth und der mit Schnee und Wasser vermischte Mist im März arg und höchst beschwerlich. Das unaufhörliche Fahren und Rollen von Equipagen, Schlitten, und Fuhren aller Art, zu einer Zeit, wo der Adel beinahe des ganzen Landes in der Stadt ist, und die Zufuhren vermehrt, das um diese Zeit schon oft eintretende Thauwetter, die schlecht unterhaltenen Laternen und die Diebereien der Matrosen, machen das Gehen, besonders des Abends, äusserst unsicher und gefährlich und man ist genöthiget, zu fahren, man mag wol-

len oder nicht. Am Tage reinigen die Bürger ihre Dächer vom Schnee und es stürzen bisweilen ganze Gletscher herab, denen man kaum entrinnen kann. In den Gassen strömt dann das Wasser und man watet an vielen Orten bis an den Knöchel darin. Mit Mühe drängt man sich durch die vielen Russischen und Ehstnischen Bauernwagen, Equipagen, Fuhren, Pferde und Schlitten, Menschen und Thiere allerlei Art hindurch und wird alle Augenblicke gestoßen, bespritzt, weggeschoben und getreten. Auf beiden Seiten der Straßen, wo die Buden und Kramläden sind, geht der Schnee eine Elle tief abschüssig, so daß in der Mitte ein fortlaufender Damm ist, und in abhängig laufenden Straßen glitscht man oft mehr, als daß man geht. So angenehm also auch im Sommer der Aufenthalt in Reval ist, so unangenehm und verleidet wird er einem im Winter, weshalb ich auch jedesmal so sehr als möglich eilte, aus dem Schmuze herauszukommen.

Ausser der eigentlichen Bürgerschaft in Reval oder den deutschen Bewohnern der Stadt, findet man auch noch häufig Russen, Ehsten und Schweden. Die erstern nähren sich hauptsächlich von der Gärtnerei und dem Handel mit Russischen Waaren, die freilich an Schönheit, Feinheit, Geschmack und Dauer den deutschen, französischen und englischen weit nachstehen.

Sie

Sie leben gegen eine gewisse Abgabe an ihre Russische Erbherrn in dem Genusse ihrer Freiheit, und haben die Erlaubniß, nach eigner Willkühr ein Gewerbe zu treiben und so ihr Brod zu verdienen. Ein Beispiel der Geschäftigkeit und Betriebsamkeit des erfinderischen Genies und des Geistes, der auf eigne Speculation seine Kräfte und Fähigkeiten ungehindert nutzen darf! Sie sind im Handel äusserst schlau, schlagen über die Hälfte vor und hauen den Fremden, der das Dingen und die Art, wie man mit ihnen handeln muß, nicht kennt, gern über das Ohr. Doch lassen sie bald im Fodern nach und es ist mit ihnen billiger handeln als mit vielen Deutschen. Ungeachtet sie unter sich selbst eine Art von Obrigkeit haben, stehen sie doch noch ausserdem unter einem besondern Kronoffizianten der Stadt. — Die Schweden und Ehsten leben ebenfalls von allerlei Gewerbe, von Fischen und Fischhandel, sie sind Knechte bei Kaufleuten, oder arbeiten für Tagelohn, Fuhrleute, Handlanger, öffentliche Arbeiter und dergleichen und mehrentheils freie oder freigelassene Leute. Die Ehstinnen besonders dienen als Ammen, Mägde, Stubenmädchen und müssen den verdungenen Lohn, wenn sie noch Leibeigene sind, ihrem Erbherrn abgeben für die Erlaubniß, sich von ihrer Heimath entfernen und in der Stadt dienen zu können. Sie wohnen sämtlich in den Vorstädten

und

ten oder Sloboden, und führen in Vergleichung mit den Erbbauern ein ganz gemächliches Leben. Jede dieser Nation redet ihre besondere Sprache unter sich, und mit andern diejenige welche diese eben verstehen. Daher kommt es, daß man in Reval, Riga, Narwa, Pernau, und an andere Orten von Jugend auf mehrere Sprachen reden lernt, aber selten eine recht rein! und es ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung, Kinder und junge Bursche oder Mädchen mit gleicher Fertigkeit bei vorkommenden Falle bald Deutsch, Ehstnisch und Russisch, bald auch wohl bisweilen Schwedisch, Lettisch und Finnisch reden zu hören; mit ihren Aeltern Deutsch oder Französisch, mit der Amme, den Dienstmädchen und andern Domestiken, Ehstnisch, bei einer Russischen Bude, Russisch, mit einem Schwedischen Knechte oder Fischer Schwedisch, und mit einem Lettischen oder Finnischen Bauer Lettisch und Finnisch. Das meiste und beste Russische hört man beim Militär, wovon gewöhnlich ein Regiment von 1000 Mann in der Stadt liegt. Die Härte und Tapferkeit des russischen Soldaten ist bekannt. Ich habe sie oft auf der Parade gesehen und nicht sowohl ihr schönes Aeusserliche als ihr martialisches Ansehen bewundert. Ihre Manövers machen sie bei aller ihrer Plumpheit und Unbehülflichkeit immer noch gut genug. Während dem Schwedischrussischen Kriege lagen

auch noch einige Kompagnien Kosaken in der Stadt. Dieses an dem Don, Ural und der Wolga wohnende Volk hat Rußland in seinen Kriegen von jeher sehr viele und wesentliche Dienste geleistet. Sie sind ein muthiges kühnes und ungemein wohlberittenes Volk. Der Kosake hat eine starke Waffenrüstung, die aus einer Pike, einem Säbel, Karabiner, zwei Pistolen und einem großen Streitmesser besteht. Sein vornehmstes Waffenstück, woran man ihn gleich erkennt, ist die 10 bis 12 Fuß lange Pike, welche an der Spitze mit Eisen beschlagen ist, und am untern Ende einen ledernen Ring hat, in welchen, so wie in dem Steigbügel seines Pferdes, der Kosak mit dem rechten Fuße steht. Damit sie beim Reiten nicht zu sehr hin und her schwanke, ist sie mit einem gelbledernen Bande an einen Brustknopf befestiget, vom dem er sie zur Zeit des Angrifs losmacht und mit der rechten Hand, so wie vermittelst des ledernen Ringes, in dem er mit dem Fuße steht, mit dem Leibe seines Pferdes in gerade Richtung bringt, und ihr beim Zustoßen mit dem rechten Fuße den Nachdruck giebt. Auf der linken Seite hängt ein langer Säbel, quer über den Rücken der Karabiner, ein Feuergewehr, das gemeiniglich eine Kugelbüchse ist; vorn in einem Gurte oder in zwei Halftern, ein Paar Pistolen und ein gewaltiges Messer oder Dolch, das in einer

Schei-

Scheide oder Futteral, so wie das, worin bei uns der Infanterist das Bajonet verwahrt, steckt. Ausserdem hält er noch in der Hand einen Kantschu, eine kleine kurze Peitsche, mit welcher er sowohl sein Pferd, als den überwundenen oder wehrlosen Feind züchtigt. So reitet er gewöhnlich einher, ohne eben allemal sonderlich Reih und Glied zu halten. Er bekommt auch nicht mehr als 12 Rubel jährlich Löhnung, wovon er sich und sein Pferd erhalten muß. Die meisten haben aber noch eignes Vermögen oder Zuschuß von Hause. Sie machen eigentlich keine besondere Nation aus, sondern sind mehr ein eigner Stand in der Russischen Nation, von der sie weder der Sprache noch der Religion nach unterschieden sind. Ich werde in der Folge, und vielleicht in einem besondern Anhange mehr von ihnen zu erzählen Gelegenheit finden, daher ich hier abbreche, weil ich mich jezt blos auf die Beschreibung der Stadt Reval und ihrer Einwohner einschränken muß.

Der beste und schönste Theil der Stadt ist der Dom, welcher auf der westlichen Seite der Stadt auf einer Anhöhe liegt, mit Mauern, Bollwerken, Thürmen und Bastionen nach alter Art wohl verwahrt ist, die Aussicht über die Fläche der See beherrscht und von den ankommenden Schiffen sehr weit gesehen wird. Man findet hier die vornehmsten und prächtigsten

Häu-

Häuser des reichen Adels, darunter sich beson-
ders das Schloß, worin der Gouverneur und
die Regierung ihren Sitz haben, und das neu-
erbaute noch nicht vollendete gräflich Steinbok-
sche Palais, auszeichnen. Das leztere hat
schon über 50000 Rubel zu bauen gekostet und
wird ein wahrer Petersburgischer Pallast. Die
an der Seeseite liegenden Häuser gewähren we-
gen ihrer Höhe und der daran stoßenden Gär-
ten, und weil sie gleichsam wie auf einem Walle
liegen, eine vortrefliche Aussicht nach dem mit
Schiffen besezten Hafen, auf die gegen über-
liegenden Inseln Nargen, Wulf, Gros- und
Klein Karls, und die ganze umliegende Ge-
gend. Von da nimmt sich das prachtvolle
Schauspiel der alljährlich im Junius kreuzenden
und kanonirenden Russischen Flotte am schönsten
aus. Den 28ten Junius fiel ehedem das Thron-
besteigungsfest der verstorbenen großen Kaiserin
Katharina II. Ich war um diese Zeit gemei-
niglich in der Stadt, als der Jahrmarktsperi-
ode, und feierte allemal diesen glänzenden Tag
auf dem Dome. Das Läuten der Glocken, be-
sonders das schöne Geläute auf dem Olaithur-
me, der weit in die See hinein gesehen wird,
und in den Russischen Kirchen, der Donner der
Kanonen von den Wällen und von der Flotte,
kündigte ihn an. Hinter dem Steinbokschen
Pallaste übersieht man die ganze bei Wiems,

einem

einem dem Grafen Steinbock gehörigen Gute und der Insel Narjen liegende Flotte, und hört das Feuern und die laute Musik deutlich. Ein prächtiger, majestätischer Anblick! das dumpfe Getös des krachenden Geschützes auf dem Meere in einer Entfernung von mehr als einer Meile, und das lange Echo in den nahen und fernen Wäldern und Gebirgen erfüllten die Seele mit Schauder und Entzücken zugleich. — Nächst jenen beiden Palläsien ist die Domkirche das vorzüglichste Gebäude. Sie gehört der Ritterschaft, so wie fast der ganze Dom zu, und diese unterhält auch an derselben zwei Prediger. Die vor etwa 17 Jahren neuerbaute Orgel hat 1000 Rubel gekostet und ist nach der Versicherung der Kenner ein vortreflich Werk. Der Organist ist Herr Völker, ein Schüler des berühmten Kittel in Erfurth, und mithin ein Meister in seiner Kunst. Die herrliche Orgel verdient einem solchen Spieler und ein solcher Spieler ist dieser Orgel werth. In dieser Kirche ist unter andern schönen Denkmälern vornämlich das Monument des verstorbenen Admirals Greighs, der in dem lezten Schwedischen Kriege mit Rußland die Kaiserliche Flotte kommandirte und die Schweden ein Paarmal tüchtig schlug, sehenswerth. Katharina die II. ließ es ihm aus Dankbarkeit ein Jahr nach seinem Tode setzen. Es ist von Karrarischen Marmor, in der Form

eines

eines Sarkophags mit drei Gesimsen und hat mit dem Transport aus Italien, wo es verfertigt wurde, 25000 Rubel gekostet. An beiden Enden sitzen zwei weibliche Genien, die in Trauergewand und mit Thränen in den Augen, kummervoll und schmerzhaft den Kopf auf einem Arm stützen. Der Faltenwurf ist gut gearbeitet und die gesenkte Lage des Kopfs sehr ausdrucksvoll. Auf der Vorderseite stehen zwei Kriegsgötter, nackend und mit Trophäen; oben sind drei Flaggen, weis und blau, alles sauber und fein mit Säulen und Girlanden geziert. — Der Thurm an dieser Kirche soll nach dem Zeugniß einiger gereiseten Kavaliere mit dem Strasburger Münster gleiche Höhe haben. Ich glaube es, wenn man die beträchtliche Anhöhe, auf der er liegt, dazu nimmt. Auf dem Dome ist auch die Dom- oder Ritterschule nebst den Wohnhäusern der Lehrer dieses wohleingerichteten Instituts. Es sind an derselben 4 Professoren, und 4 Kollaboratoren angestellt, an deren Spitze der Herr Direktor Liedebohl steht. Ihre Stiftung verdankt sie der Kaiserin Katharina II. welche sie mit der Rigischen zugleich im Jahre 1772 errichtete, aber die Erhaltung und Unterstützung derselben hängt von dem Adel des Revalschen Gouvernements ab, dessen Söhne nebst andern jungen Leuten von guter Herkunft, von sehr würdigen und geschickten Lehrern in allen

Wissenschaften und Sprachen, die ein junger Kavalier nöthig hat, unterrichtet werden. Man findet auch bei einem großen Theile des Revalschen Adels viel Kultur, Aufklärung, feine Kenntnisse und Liebe mit Achtung für die Wissenschaften und Gelehrten. Auf dem Dome ist auch das Ritterschaftshaus, ein Ritterschaftsmarkt und eine Rittergasse. In Petersburg hat der Ehstländische Adel mehrere Freunde als der Liefländische.

Ich gedachte vorhin des Thronbesteigungsfestes der verstorbenen Kaiserin. Dergleichen sogenannte Kronfeiertage giebt es in Rußland eine große Anzahl, und sie sind eine Veranlassung zu vielem Müssiggange. Die vielen Geburts- und Namensfeste der erlauchten Kaiserlichen Familie, die Ritter- und Ordensfeiertage, die Gedächtnißfeier so vieler merkwürdigen Schlachten und Siege, nehmen einen beträchtlichen Theil des Jahres weg, und sollten von einer weisen Regierung billig abgeschafft werden. Beiläufig bemerke ich, daß die Russen bei vielen dreisilbigen Worten, als Pultawa, Suwarow, Otschakow, den Ton nicht auf die erste, sondern auf die mittelste Silbe legen. (Wie würde da mancher Professor der Geschichte, der flugs sein Otschakow und Pultawa liest und spricht, horchen!) Gewöhnlich kündigen solche feierliche Tage das Läuten

der

der Glocken und Schmettern der Kanonen an; so wie nächtliche Erleuchtungen und Schmausereien, besonders beim Gouverneur, der zu dem Ende ein besonderes Tafelgut erhält, sie endigen. Alle Buden und Laden der Kaufleute, Krämer und Handwerker sind an solchen Tagen geschlossen, und nur wenige arbeiten, vornämlich bei den Russen. Die Erleuchtungen sind sogar durch eine besondere Ukase geboten, und auf die Unterlassung derselben ist eine nachdrückliche Strafe gesetzt. Doch hat seit einigen Jahren diese Strenge nachgelassen. Vor 20 Jahren zurück ist ein Russischer Geistlicher, (wie mir ist versichert worden,) der sein Haus nicht illuminirt hatte, auf Befehl des damaligen Gouverneurs, des Prinzen von Holstein Beck, des Nachts aus dem Bette geholt worden und hat die Padoggen bekommen, d. i. man hat ihn mit kleinen hölzernen Stäben auf den bloßen Rücken und Bauch geschlagen. Vormals, unter Elisabeth soll der Pöbel sogar noch überdies die Erlaubniß gehabt haben, jedem, der nicht erleuchtet hatte, die Fenster einzuwerfen. Alles dies aber hat jetzt aufgehört, und durch den in allen Kirchen gehaltenen und mit Läuten, Abfeuern des Geschützes und Pauken und Trompeten begleiteten Gottesdienst bleibt ein solcher Tag immer noch feierlich genug.

Kirchen in der Stadt und in den Vorstädten zählt man überhaupt 10. Ausser der auf dem Dome, welche blos dem Adel gehört und auch ganz von ihm erhalten wird, sind noch 6 in der Stadt selbst und in den Vorstädten, wovon 4 den Protestanten und 6 den Russen gehören. Die Hauptkirche unter denen in der Stadt ist die St. Olaikirche. Sie hat einen ungemein hohen Thurm, das schönste Geläute und eine eigene kleine Bibliothek. Den Fremden zeigt man auch einige Merkwürdigkeiten, als einen von Holz geschnitzten Götzen der alten heidnischen Ehsten, einen eigenhändigen Brief von Dr. Luther, (wie dieser hiehergekommen, begreife ich nicht,) und einige Reliquien. Die schöne große Orgel ist einige Jahre vor der auf dem Dome erbauet worden. Sie ist ein 16füssiges Werk, hat starke Bässe und sonst schöne Stimmen, und, nach der Versicherung meines würdigen Landsmannes, des Herrn Völker, eines grossen Kenners, noch Vorzüge vor der schönen Orgel in der Predigerkirche zu Erfurt. Vor ihrer Erbauung hatte sie einen andern Platz, und wie mich dünkt, einen weit schicklichern und der Symmetrie gemäsern, nämlich gerade dem Altar gegenüber an der Kirchmauer. Man hat sie aber von da wegbringen müssen, weil der Blitz einigemal eingeschlagen hat, und nun steht sie mitten in

der

der Kirche. Man schreibt dieses mehrmals erfolgte Unglück dem sehr hohen Thurme zu, der gerade an dieser Seite der Mauer steht. — Die St. Nikolaikirche, welche so wie jene für die deutschen Gemeinden bestimmt ist, und ebenfalls zwei Prediger hat, zeigt einen in der That sehenswerthe Merkwürdigkeit. In einem besondern steinernen Gewölbe an der Mauer rechts bei der großen Thür, liegt über der Erde hinter einem starken eisernen Gitter, die unverwesete Leiche des ehemals berühmten Kurländischen kaiserlichen Generals Duc de Croix. Er soll aus Spanien herstammen und mit dem königlichen Hause verwandt gewesen seyn. Er trat bei Peter I. in Kriegsdienste, und wurde in der Schlacht bei Narwa, die größtentheils durch seine Schuld verlohren gieng, obgleich er gesagt hatte: „wenn die Schweden kommen, wollen wir sie mit Knüppeln todt schlagen,“ gefangen genommen und nach Reval gebracht. (Andere sagen, er sey dahin geflohen.) Er starb nicht lange darauf, und wegen seiner großen Schulden, die er nicht bezahlen konnte, und, die der Kaiser, der von ihm bewiesenen Feigheit halber, nicht bezahlen wollte, wurde ihm ein ehrliches Begräbniß streitig gemacht, und die Beerdigung mithin aufgeschoben. Man balsamirte seinen Leichnam ein, und brachte ihn, wegen eines an dem in schwarzen Sam-

met eingelegten Sarge und in Seide mit breiten Goldspangen gekleideten Körper begangenen Diebstahls, in sichere Verwahrung in dieses Gewölbe, wo er in völlig Spanischer Kleidung, mit einer Allongeperücke und dem Kommandostabe in der Hand, (weil man weiter an seine Beerdigung nicht dachte,) noch ganz unversehrt jedermann zur Schau da liegt. Der Körper ist so hart wie Stein, und gleicht einem von Holz ausgehauenem Bilde, ganz ausgetrocknet und unverwest, nur hier und da von Mäusen ein wenig beschädigt. Dies hindert aber das Erkennen seiner Gesichtszüge im geringsten nicht. Er hat zwei Paar seidne Strümpfe an, die ganz gelb geworden sind. Der Anblick eines menschlichen Körpers, der schon beinahe 100 Jahre ganz unversehrt in einem Sarge liegt, hat etwas Schauderhaftes. Der widrige Geruch, das düstre Todengewölbe, die Särke von schwarzen Sammet und allerlei andere sich dazu gesellende Vorstellungen vermehren noch den schreckhaften Eindruck. —

Die zwei übrigen Kirchen sind die Ehstnische und Schwedische, in welcher letzteren auch Finnisch gepredigt wird. Ausser dieser liegt noch eine kleine in der Vorstadt, die Siechenkirche genannt. Ich führe sie deswegen an, weil allem Gebrauch und Anständigkeit zuwider oben darüber ein Kranken- und Spinnhaus ist, wor-

in man siehe Personen und liederliche strafbare Dirnen von allerlei Art bringt. Es wird darin wechselsweise bald Schwedisch, bald Finnisch gepredigt. An diesen Kirchen in der Stadt stehen zusammen 8 Prediger, welche das Stadtministerium ausmachen. Die Superintendentur ist bei der Olai-, als der Hauptkirche, und der älteste Prediger ist jedesmal Superintendens. Dieses Stadtministerium sortirt unter dem Magistrate, das Konsistorium aber, welches aus den beiden Predigern an der Domkirche und den Pröbsten, so wie aus einigen Predigern vom Lande besteht, und einen von der Krone gesetzten Präsidenten an seiner Spitze hat, ist dem Adel und dem Kaiserlichen Gerichtshofe untergeordnet.

Die so schädliche Gewohnheit, Leichen in die Kirchen zu begraben, findet seit der weisen Regierung Katharinens II. in Reval, so wie überhaupt in ganz Lief- und Ehstland, nicht mehr Statt. Die angesehensten Personen und selbst die Prediger müssen auf den Kirchhof, der in den meisten Fällen ausserhalb der Stadt ist, begraben werden. Nur Adliche, besonders auf dem Lande, haben ihre eigene Begräbnisse, aber ebenfalls auf dem Kirchhofe. Leichenpredigten hört man selten, weil sie ein bloßes Prärogativ des Adels und der Bürgermeister sind, und sogenannte Parentationen kennt man

gar nicht. Uebrigens ist auch hier die Gewohnheit, die Todten des Nachts zu beerdigen, und den Lebenden den so feierlichen, rührenden und auf die Seele Eindruck machenden Anblick und Gedanken des Todes zu entziehen. An Armenpflegen, Kranken- Waisen- und Zuchthäusern fehlt es nicht, auch für milde Stiftungen und Einrichtungen für adliche und geistliche Wittwen ist hinlänglich gesorgt. In Dorpat und Fellin sind zwei ansehnliche Predigerwittwenkassen. Freitische und Stipendien für Studierende findet man in Reval einige, nur daß die Verfügungen dabei noch mangelhaft sind. Aber die Schulanstalten der Stadt sind dafür desto besser. Ausser der auf dem Dome befindlichen Ritterschule findet man noch das Stadtgymnasium mit vier guten und würdigen Professoren und Kollaboratoren besezt, eine Trivialschule mit 3 Lehrern, und 4 Volksschulen, worin Deutsch, Ehstnisch, Schwedisch und Finnisch, nebst Christenthum gelehrt wird. Die Krone selbst hat aber in Reval keine Schule, keine Kirche, ausser den 6 armen Russischen Kirchen, und kein Konsistorium. Universitäten sucht man, wenn nicht die im Werke seyende zu Stande kommt, in Ehst- und Liefland, so wie im ganzen Russischen Reiche, vergeblich, denn die zu Moskau ist eine bloße Popenschule.

Fabriken und Manufakturen hat die Stadt, so wie das ganze Land wenig. Die Jürgens'sche Spiegelfabrik liefert schöne Stücke, und die wenigen Kattunmanufakturen und Gerbereien geben weder hinreichende Beschäftigung, noch Zeuge und Leder genug. Auch die beiden Druckereien, wovon eine in der Stadt und eine auf dem Dome ist, sind nicht hinlänglich beschäftigt. Die Borutwasser'sche Buch- und Kunsthandlung und noch zwei Lesebibliotheken versorgen Stadt und Land mit Geistes- und Geschmacksnahrung überflüssig. An neuen Musikalien und Kupferstichen aller Art lassen sie es auch nicht fehlen, nur daß die Preise sehr hoch angesezt sind, so daß man seine Wünsche durch Verschreibung vom Auslande mit mäsigeren Kosten befriedigen kann. Die Handlung, besonders zu Wasser, ist ziemlich ansehnlich, sie muß aber der Rigischen weichen. Die Ausfuhr beträgt in guten Jahren beinahe eine Million Rubel und der Zoll aller aus- und eingehenden Waaren ein Jahr ins andere gerechnet etwa 400,000 Rubel. Die Zahl der einlaufenden Kauffartheischiffe ist 120 bis 160. Ihr Hafen ist von dem der Kriegsschiffe unterschieden, beide aber sind von keiner Bedeutung. Revals Handel erstrekt sich nach England, Holland, Spanien, Schweden, Dännemark, Pohlen und Petersburg, vornämlich aber nach Lübeck und verschiedene

Hanseestädte in Deutschland, und wird durch die daranstoßende Ostsee gar sehr erleichtert. Vor einigen Jahren that ihm Pernau Abbruch, weil daselbst der Hudeleien und Chikanen von den Zolloffizianten gegen die Kaufleute und Schiffer wenigere waren, und die Revalschen Kaufleute im Winter für das Korn nicht so viel bieten als die Pernauer, auch insgemein am Salze zu kurz kommen. Die Haupthandelshäuser sind die Deutschen, denn die Russischen sind von gar keiner Bedeutung, und machen weder Wechsel- noch Speditionsgeschäfte in das Ausland, oder von denselben. Die ersten Schiffe kommen gewöhnlich im Anfange des April und die letzten zu Ende des Oktober, bisweilen auch im November an. Den Winter hindurch ruht der Seehandel, und dann beginnt der inländische oder Landhandel mit Schlitten nach und von Petersburg, Moskau, ins Rigische, nach Kurland, Pohlen u. s. w. Die eingehenden Waaren sind Wein, Franzbrantewein, frische und getroknete Früchte, Spezereienwaaren, Holländische, Englische und Deutsche Tücher und Seidenwaaren, baumwollene und leinene Fabrikate, Galanterie- und Eisenwaaren, Englisch Bier, Arrak Rum, musikalische Instrumente, Handwerksgeräthe aller Art, Möblement, Artikel des Luxus und der Mode, Salz, wollene Zeuge, Uhren, Englisches Steingut, Heeringe, Baumöl, Papier, Bü-

Bücher, Kupferstiche, Glas und Glaswaaren u. a. m. Zur Ausfuhr oder Rückfracht findet sich nicht so viel, daß alle Schiffe beladen werden könnten, daher viele mit Ballast nach Hause gehen; doch schifft Reval noch am meisten aus: Korn, Brantewein, Flachs Hanf, Eisen, Leinsamen, Holz und Bretter, etwas Theer und Pech, Wachs, Hausenblase, Pelzwerk, Felle und Leder, Potasche, Talg, Seife und Borsten. Die Bilanz der einkommenden Waaren, gegen die ausgehenden beträgt beinahe Zweidrittel, so daß den Ausländer über die Hälfte baar bezahlt wird.

Die Befestigungswerke der Stadt sind nicht sehr bedeutend, doch hat sie einen Wall, eine Mauer, Graben, Bastionen und Ravelins, welche zahlreich mit Artillerie besezt sind, und von der Seeseite mit mehreren Batterien und Wachtschiffen gedekt werden. — An Fischen giebt es einem großen Ueberfluß und sie sind deswegen wohlfeiler als in den meisten Orten Deutschlands. Den Lachs und Kabliau, welche man auf sehr mannichfaltige Art zuzubereiten weiß, ißt man als eine Delikateſſe häufig; der Aal, die Neunaugen, der Hecht, Bahrs, Karauschen, Brachsen und Weisfisch kommen fast auf jeden Tisch, und die Strömlinge, eine kleine Art Heeringe, nebst ihrer Abart, den noch kleinern Külloströmlingen, sind die gemeinste Sorte von

Fi-

Fischen und die tägliche Speise der Bauern und Domstiken, dabei aber wohlschmeckend, wenn sie gut zubereitet werden. — Die weit gesündern, aus Taffent, Atlas, Gros de Tour, baumwollenem Zeuge oder Kattun und Leinwand bestehenden, mit Baumwolle oder gesottenen Wergе dicht durchnähten, und gegen die schweren erhitzenden Federbetten ungemein leichte Bettdecken sind auch hier, wie beinahe im ganz Niedersachsen, allgemein im Gebrauche. Dem Thüringer, der an die dicken Oberkissen gewöhnt ist, kommt es anfangs fremd und kühl darunter vor, allein man wird ihrer bald gewohnt und schläft weit sanfter und ruhiger darunter. Nicht weniger ist die hiesige Art zu heizen, so wie die Form und Bauart der Oefen, von der Deutschen ganz verschieden. Man findet hier Oefen von solcher Größe, daß man sie bei uns kaum in eine Stube würde bringen können. Sie sind alle entweder aus Stein, Ziegel oder Porzellän gebaut, ein und einen halben auch wohl ganzen Fuß dick, erfodern viel Holz, halten aber auch dafür die Wärme desto länger, und sind an allen Oefnungen und Zugröhren mit Klappen, Schiebern und Thüren versehen, die während des Heizens geöfnet, und sobald das Holz ausgebrannt ist und die Kohlengluth anfängt, zugemacht werden, so daß die Wärme nicht in den Schornstein fliegen kann, sondern durchaus

in

in die Stube dringen muß. Den Ofenbau, Zug und die Cirkulation des Feuers verstehen die Russischen und Ehstnischen Töpfer besser zu berechnen, als die Deutschen. Ein solcher Ofen hält den ganzen Tag und die folgende Nacht die Wärme, denn gewöhnlich heizt man, selbst bei großer Kälte, nur einmal, und zwar des Morgens, ein. Bei ausserordentlicher heftiger Kälte wird auch wohl des Abends, vor Schlafengehen noch einmal geheizt, damit die Zimmer alle temperirt sind, denn man schläft nie in einer kalten Kammer. Eiserne Oefen findet man äusserst selten, blecherne oder Windöfen gar nicht, und diese würden auch bei der hiesigen Kälte wenig oder nichts nützen. Mit Reisbündeln oder Stroh zu heitzen würde Lachen erwecken und wenig vorschlagen; man glaubt es auch kaum, wenn man erzählt, daß in Deutschland viel damit geheizt wird. Da die Häuser grösstentheils so gebaut sind, daß man aus einem Zimmer gleich in das andere kommt; so lässet man alle Thüren offen, heizet jedes Zimmer einzeln, da man selten eins finden wird, das keinen Ofen hätte, und so kommt die Wärme aus einem in das andere, so daß eine ganze Etage geheizt und warm ist, man mag gehen in welches Zimmer man will. Die andern Stuben auser der Wohnstube, ob sie gleich Oefen haben und geheitzt werden, nennt man hier durch-

durchgängig in den gewöhnlichen Bürgerhäusern Kammern, als die Schreibekammer, Gastkammer, Studierkammer u. s. w.

Ausser dem Schlosse und einigen Palästen des reichern Adels hat Reval wenig schöne, sich auszeichnende Gebäude. Die Börse und das Rathhaus sind schlecht und altfränkisch gebaut. Die Wohnhäuser der Kaufleute und wohlhabenden Bürger sind meistentheils von Stein, mit dem Giebel forn heraus; das Erdgeschoß besteht gewöhnlich aus Gewölben, Kellern oder Waarenlagern, Sousterrains und Gemächern für Domesticken und Leibeigene, und hat weit in die Gasse hervorstehende Buden oder Läden und Kellerhälse, welche die Straßen verengern und unansehnlich machen. Was mir gleich beim ersten Anblick in Reval sehr auffiel, war das Zeughaus, über dessen Eingangsthür ein Kanonier gemahlt ist, der eine Kanone loszündet. So weiß man doch hübsch, wo das Zeughaus ist. An öffentlichen Gasthöfen, Schenken oder Wirthshäusern ist in der Stadt Mangel, daher pflegen Fremde gemeiniglich in einem Bürgershause, bei einem guten Freunde, oder sonstigem Bekannten in der Stadt selbst, oder in der Vorstadt zu logieren. Weil man sehr gastfrei und gesellig ist, erlangt man bald die gewünschtesten Bekanntschaften. Die Stadt Hamburg ist der einzige öffentliche Gasthof von

Be-

Bedeutung, allein es ist daselbst über die Massen theuer. In den Vorstädten findet man noch eher Unterkunft, aber freilich in bloßen Kneipen oder auf Lusthöfchen. Ueberall aber hat man, besonders seit der Französischen Revolution, die größte Vorsicht und Klugheit in seinen Aeusserungen und Urtheilen nöthig, denn an jedem öffentlichen Orte sind Auflaurer bestellt, die fleissig nach St. Petersburg rapportiren, was hier und da gesprochen wird. Dies ist zwar das Mittel, hinter die Gesinnungen der Unterthanen zu kommen, aber warlich nicht der Weg, Unzufriedenheit und Empörung vorzubeugen. Daß es auch in Reval an Jakobinern nicht fehlt, läßt sich nach dem Geiste der Zeit erwarten, aber zu befürchten hat Rußland von ihnen gar nichts.

Da die Revaler ein jovialischer, lustiger Schlag Leute sind; so wissen sie sich auf allerlei Art zu belustigen und die Zeit zu verkürzen. Ausser den vorher angeführten öffentlichen Vergnügungen auf Bällen, Redouten, in Klubben und Konzerten, besuchen sie noch die Gärten ausserhalb der Stadt, davon ich nur den Gamperschen und Korneliusschen anführe, und mancherlei Lusthöfchen, wo Speisen, Getränke, Billiarde und Kegelbahnen zu finden sind; dahin gehören z. B. Katharinenthal, Charlottenthal, Wittenhof, Ziegel-

gelskoppel, (eine schöne romantische Gegend, wo viele Ziegen weiden,) Lüders Höfchen, Löwenruh u. a. m. Ein besonderes Vergnügen für die Städter ist im Sommer das hiesige Landleben. Da ziehen sie mit Sack und Pack, Provision, Möblement, Küchengeschirre und Betten, kurz mit allem Möglichen, gleich der Familie Lothe aus Sodom, hinaus aufs Land, gewöhnlich in eine elende Bauernhütte, selten auf einen adlichen Hof, leben daselbst 14 Tage oder 3 Wochen, wirthschaften, gehen spazieren, essen, trinken und schlafen. Da divertirt sie jedes Grashälmchen, jeder Baum, jedes Gesträuch und Flüßchen, ja selbst die Mücken und Fliegen, welche sie plagen, und die Heuschrecken und Grillen, die ihnen die Ohren voll Zirpen. Ich habe selbst einmal, pour la rareté du fait, dem Leben mit beigewohnt. Da wimmelte alles durcheinander, Groß und Klein, Alt und Jung, verheirathete und ledige Personen männlichen und weiblichen Geschlechts. Freilich muß man sich es da gefallen lassen, mit allen in einem Zimmer, auf einer Streue, unter einer Decke zu schlafen. Und die Stube, in der wir herbergten, glich mehr einem Stalle als einer Wohnstube, denn sie war weder gedielt noch geweiset. Der Boden war von bloßen Steinen und an den Seiten die nakten schwarzen Balkenwände. Weder

Stuhl,

Stuhl, noch Tisch, noch Bank war recht ganz, kurz es war die ärmlichste Hütte, wie sie der Ehstnische Bauer gewöhnlich nicht besser hat. Dabei wurde man von Mücken, Flöhen, Fliegen, Grillen und andere Insekten auf das entsetzlichste gequält. Und doch waren die lieben Städter so vergnügt, als es kaum der Mufti bei einer Tasse Kaffee seyn kann, und wußten das herrliche Landleben, ungeachtet sie sich über die unerträgliche Hitze und Mückenstiche beschwerten, so zu rühmen, wie ein neuer Pfarrer seine fette Pfründe. Ob und wieviel einstweilen zu Hause darunter die Wirthschaft leidet, darnach fragt man eben nicht viel, denn es gehört mit zum großen Ton, andere für das Hauswesen sorgen zu lassen, und sich höchstens nur so weit darum zu bekümmern, daß darunter der Wohlstand, der Luxus und die Tafel nicht leiden.

Der Markt ist ein kleines unregelmäßiges Viereck, auf welchem das Rathhaus stehet, unter der sich auch die Russische Hauptwache befindet. Sonst hielt der Magistrat 30 Mann Deutsche Stadtsoldaten, im gemeinen Leben Rathswürste genannt, die aber seit der Einführung der neuen Polizeiordnung abgeschafft und in Russisches Militär verwandelt wurden. Der Magistrat war vor der neuen Stadthalterschaftsverfassung von großem Ansehen und

bedeutender Macht. Durch Unterhaltung einer zahlreichen Dienerschaft und des Stadtmilitärs wußte er sich einen Glanz zu geben und in solchen Respekt zu setzen, als kaum der Senat in Hamburg oder Lübek. Man hörte aber auch viel von Bedrückungen der Bürgerschaft und willkührlicher Gewalt, davon ich den Grund oder Ungrund hier nicht untersuchen will. Die Kaiserin wußte seine Macht mit Weisheit einzuschränken, ohne ihn ganz seines Ansehens zu berauben, davon er noch den Schatten hat. Die Einkünfte der Stadt sind sehr ansehnlich und können gar wohl auf 100000 Rubel angeschlagen werden. Uebrigens ist Reval, als Gouvernementsstadt, noch der Sitz der Kaiserlichen Regierung und aller dazu gehörigen Untergerichte. An ihrer Spitze steht als Präsident der Gouverneur der Stadt, gegenwärtig der Generalmajor von Langell. Er steht unter dem Generalgouverneur von Lief- und Ehstland, welches sonst der Graf von Browne in Riga war, jetzt aber, wo ich nicht irre, der Herr von Nagel ist, Generallieutenant in Russischkaiserlichen Diensten. Es ist aber billig zu zweifeln, ob die zwei Stadthalterschaften Riga und Reval jetzt in der Art unter seinen Generalgouvernement stehen als unter der vorigen Kaiserin. Denn schwerlich wird wieder ein anderer die Macht bekommen, mit

wels

welcher diese Fürstin den Grafen von Browne aus besonderer Gnade und Werthschätzung bekleidet hatte.

Ausser dem Schloße ist das merkwürdigste Gebäude in Reval unstreitig das schwarze Häupterhaus, nicht blos seiner innern Einrichtung wegen, sondern auch, weil es ein Gebäude ist, dessen Namen man wohl in keiner Stadt ausser dem Russischen Reiche hören wird. Es fällt von aussen, weil es eins der ältesten Gebäude in der Stadt ist, eben nicht sonderlich gut ins Auge, empfielt sich aber mehr durch seine löblichen Gebräuche und innere gute Einrichtung. Der Saal hinter dem Vorhause, den die Besitzer jetzt etwas geschmackvoller als ehemals haben einrichten lassen, und ausser ihrer Versammlungen, zu den öffentlichen Konzerten, Bällen und Redouten, Klubben und Assembleen, oft auch zu andern ähnlichen Vergnügungen einräumen, ist sehr groß, und besteht aus verschiedenen Zimmern, deren viele Kommunikationsthüren, die aber stets offen stehen, einem leicht den Zutritt aus dem einen in das andere verstatten. Man zeigt hier den Fremden viele Merkwürdigkeiten, unter andern ein schönes Silberservice das Bild Peters des Großen und Karls XII. in Lebensgröse, einen Rehfuß mit Silber beschlagen und allerlei Verzierungen geschmückt, aus dem jedes neuaufgenommene Mitglied trinken muß,

und

und besonders auf einem gläsernen Wandleuchter, der sehr hoch in der Mitte hängt, einen goldenen Zapfen in der Gestalt eines Tannenzapfens, den Peter I. welcher bekanntlich ein Mann von großer Leibesstatur und Mitglied dieser Gesellschaft war, mit der Bedingung darauf stekte, daß er demjenigen zu Theil werden sollte, der ihn stehendes Fußes herunter holen würde. Allein es hat ihn noch keiner erreichen können, nicht als wenn es jetzt nicht mehr eben so große Männer gäbe, sondern weil man ihn entweder höher gesteckt, oder den Leuchter weiter hinauf gezogen hat. Zwar soll ihn einmal ein Offizier wirklich beinahe erreicht haben, aber man wuste den Leuchter unvermerkt durch eine Rolle höher zu ziehen. Die Gesellschaft, welcher dieses Haus gehört, heist die Gesellschaft oder Kompagnie der schwarzen Häupter, auch die Brüder des schwarzen Häupterkorps. Sie waren ehemals das Schrecken der Unglaubigen, und sind schon seit Jahrhunderten vorhanden gewesen, daher sie auch noch jetzt zum Andenken der rühmlichen Thaten ihrer Vorfahren, einem Mohrenkopf in ihren Wappen führen, welches zugleich den Ursprung dieser Benennung anzeigt. Nach einem Grundgesetz ihrer Konstitution darf die Gesellschaft blos aus unverheiratheten Kaufleuten und Kaufgesellen bestehen, die, wenn sie sich verehlichen, aus dem Korps

her-

heraustreten müssen. Sie machen eine förmliche reitende Kompagnie aus, die ihren Rittmeister und andere Offiziere hat, und bei feierlichen Gelegenheiten in Parade aufzieht. In Riga, wo sie auch ihr Haus haben, geschieht dies aber nicht. Seit Potemkins Zeiten, dem sie bei seiner Gegenwart viel Ehre erwiesen und unter sich aufnahmen, besitzen sie mancherlei Vorrechte, die er ihnen ertheilte, welche sie vorher nicht hatten, z. B. daß der jedesmalige Rittmeister wirklicher Rittmeister bei der Armee ist, und als solcher, wenn er Lust hat, sogleich angestellt wird. In der einfachen Zahl sagt man nicht, er ist ein schwarzes Haupt, sondern er ist ein schwarzen Häupter, oder, er gehört zum schwarzen Häupterkorps. Uebrigens kann jedermann, der nicht von zu geringer Abkunft und sonst von guten Ruf und unbescholtenen, angenehmen Sitten ist, zum Ehrenmitglied dieser Gesellschaft aufgenommen werden, und täglich ihren Zusammenkünften, Lustbarkeiten und Spielen, besonders des Abends, in ihrem Hause, mit beiwohnen. Jedes Mitglied hat das Recht, einen Fremden oder Gast dreimal einzuführen, der aber dann, wenn er dreimal der Gesellschaft gratis beigewohnt hat, genöthigt ist, selbst Mitglied zu werden. Die Cäremonien bei der Aufnahme eines neuen Gesellschafters sind: daß er 10 Rubel erlegt und aus den Rehfuß die Gesund-

sundheit des ganzen Korps trinkt. Diese Ehrenmitglieder haben aber nicht die Rechte und Vortheile, welche den eigentlichen schwarzen Häupterbrüdern zukommen und können auch verheirathet seyn. Ihrer ersten Stiftung nach durfte das Korps aus nicht mehr als 50 Mann bestehen, welche eine Art von Gerichtsbarkeit hatten, daher auch einige den Ursprung der schwarzen Häupter in die allerfrühesten Zeiten Liefs und Ehstlands setzen, da die Städte noch keine Richter und Obrigkeit hatten, und einige auserwählte Kaufleute, vermuthlich mit schwarzen Mützen geziert, Recht-sprechen mustten. Sie verehrten damals nach katholischer Sitte den heiligen Mauritius als ihren Schutzpatron. Im Staate hat aber diese Kompagnie bisher nie einen bedeutenden Einfluß gehabt oder besondere ausschließliche Vorrechte genossen; eben darum ist sie auch vor Neid, Verfolgung und Einschränkungen sicher gewesen. Seit dem Jahre 1790 veränderte die Brüderschaft den Namen schwarzes Häupterhaus in die Benennung Einigkeitsklubb, weil einst zwischen den Kaufdienern und Flottoffizieren ein Zank ausgebrochen und dieser in Thätlichkeiten übergegangen war. Jeder kann dieser Gesellschaft gegen jährliche Erlegung von 5 Rubeln, dabei aber noch für Essen und Trinken besonders bezahlt werden muß, beitreten. Sie vertritt nun ganz

die

die Stelle des ehemaligen schwarzen Häupter-klubbs. Blos Handwerker sind davon ausgeschloßen, die überhaupt in Reval und ganz Ehstland, (wie auch in Deutschland?) von allen ansehnlichen Gesellschaften ausgeschloßen sind, und bei jeder Gelegenheit im Hintergrunde stehen. Ich finde dies sehr unbillig: als wenn es unter den Handwerkern nicht auch ehrliche, brave Männer gäbe. — Alle Mittwoch ist Konzert, und im Winter monathlich zweimal Balparée. Man sieht da die schöne Welt Revals und der Provinz beisammen, und findet eine Menge alter Bekannten. In Nebenzimmern wird gespielt und geraucht, und auf einem besondern Tische findet man Zeitungen, Journale ꝛc. die jeder lesen kann, der Lust hat. An einem eigends dazu eingerichteten Schenktische bekommt man warme geistige Getränke und Erfrischungen, und Abends wird für einen halben Rubel die Person gespeißt. Wer will, bekömmt auch kalte Speisen, Kuchen, Butterbrod u. s. w. Man geht da herum, raucht und trinkt und unterhält sich abwechselnd bald mit diesem bald mit jenem, ausgenommen an Ball- und Konzerttagen, wo die Raucher und Trinker in Nebenzimmer gehen. Alles dies war auch ehedem, als der Klubb noch den Namen schwarze Häupter hatte. Gegen Fremde ist man ungemein höflich und gefällig und macht sich ein

Vergnügen daraus, sie zu unterhalten und bekannt zu machen. Länger als 12 Uhr darf keiner bleiben, die Balltage ausgenommen, wo bis 4 Uhr getanzt wird. Die meisten Mitglieder sind von der Kaufmannschaft, Gelehrte, Adliche und Offiziere. Oft entstehen unter den verschiedenen Ständen Streitigkeiten und die Einigkeit wird uneinig. In diesem Falle tritt der Vorsteher auf, gebietet Friede und Ordnung, und schlichtet vor einer besondern Kommission von einigen Mitgliedern die streitenden Partheien. Einst hörte ich daselbst von einem sehr glaubwürdigen und wohlunterrichteten Manne folgende noch wenig bekannte Anekdote. Man weiß, daß Katharina II. Voltärs Bibliothek für eine große Summe Geldes gekauft hat. Den eigentlichen Grund davon wissen aber nur sehr wenige. Voltäre schrieb bekanntlich eine Geschichte von Rußland unter Peter I. und dessen Leben. Um aus Urkunden und ächten Quellen zu schöpfen, wurde, wahrscheinlich durch Vermittelung des damaligen Französischen Hofes, ein Kourier nach St. Petersburg geschickt, um aus dem Archiv ein gewisses nöthiges Dokument zu erhalten, davon Voltäre Gebrauch machen wollte. Seine Geschichte von Rußland und Peter dem Großen erschienen, aber jenes Dokument kam nicht wieder zum Vorschein. Man vermuthete,

daß es noch unter Voltärs Bibliothek befindlich seyn möchte, und hielt es für das beste Mittel, es wieder zu bekommen, daß man die ganze Büchersammlung kaufte. Allein es war weg und blieb weg.

Noch muß ich eines besondern Gebrauches bei der Taufe neugebohrner Kinder erwähnen, der nicht blos in Reval, sondern auch im ganzen Lande allgemein eingeführt ist. Man tauft nämlich ein Kind selten unter 14 Tagen oder 3 Wochen, es müßte denn der Fall einer Nothtaufe eintreten, zur großen Erleichterung und Bequemlichkeit der Wöchnerin, die dann selbst mit anordnen und Theil an der allgemeinen Freude nehmen kann. Ich finde das sehr vernünftig, aber dies deste sonderbarer, daß man eine so große Menge Gevattern dazu bittet. Ich habe Taufen mit beigewohnt, besonders in adlichen Häusern, wo 20, 30 und mehrere Gevattern bei einem einzigen Kinde waren. Doch, ländlich, sittlich. Auf dem Laude geschieht die Taufe im Hause; in Städten fahren oft 6 bis 8 Kutschen voll Gevattern und Angehörige in die Kirche. Unter diesen sind bisweilen welche, die man in seinem Leben kaum ein Paarmal gesprochen hat, und vielleicht auch nicht mehrmal sprechen wird. Pathengeschenke sind nur unter dem Pöbel Mode, daher steht auch jedermann gern und willig Gevatter. Auch giebt

man selten einen Schmaus, sondern so wie die Gevattern aus der Kirche kommen, welches 12 Uhr geschieht, (was würde man in Erfurt denken, wenn man um diese Zeit die Taufglocke läuten hörte?? —) so statten sie den Aeltern des Kindes ihren Glückwunsch ab, trinken eine Tasse Chokolat oder ein Glas Wein und jeder geht nach Hause. Die Wochenbesuche sind hier noch häufiger als in Deutschland, denn es vergeht selten ein Vor- oder Nachmittag, daß die Wöchnerin nicht von einer Menge Visiten bestürmt wird. Des Vormittags kommen gemeiniglich — mirabile dictu — die Mannspersonen; der Nachmittag hingegen ist dem Frauenzimmer gewidmet.

Zwei Werste *) von der Stadt, nicht weit vom Finnischen Meerbusen, liegt Katharinenthal, ein Kaiserlicher Lustgarten, in dessen Mitte ein Schloß steht, das von Peter I. erbaut worden ist. Man zeigt in demselben noch einige Kleidungsstücke, einen Sessel und eine Bettstelle dieses großen Kaisers. Die Springbrunnen und Wasserkünste in dem Garten,

*) Eine Werst, das gewöhnliche Meilenmaas im ganzen Russischen Reiche, ist der 7te Theil einer Deutschen oder geographischen Meile; oder noch richtiger, sechs und zwei Drittel Werst machen eine Deutsche Meile.

ten, so wie die Statüen und Bassins, sind jetzt ganz verfallen, und es werden kaum noch die Linden- und Taxusgänge erhalten. Uebrigens ist er im Altholländischen Geschmack angelegt. Hinter Katharinenthal dehnt sich eine lange Reihe Felsen in die See hinein, auf den seit 1794. eine neue Stadt angelegt wird. Die Mauern und Werke sind in den Fels gehauen, und die bereits fertigen alle von Stein erbaueten Häuser dienen jetzt zu Kasernen für die Matrosen und Seesoldaten. — Ein anderer Kaiserlicher Garten, der aber weder durch seine Anlage noch innere Einrichtung viel Glänzendes hat, Charlottenthal, gewährt im Sommer den Bürgern vieles Vergnügen. Es ist ein ansehnlicher Gasthof mit Billiard und Kegelspiel daselbst, und weil auch die Liebhaber des Schaukelns durch allerlei Arten von Schaukeln hier ihre Befriedigung finden; so vergehet kein Tag, daß hier nicht zahlreiche Gesellschaft seyn sollte. Am lustigsten wird Johannistag hier gefeiert. Die auf den nahe liegenden Hügeln, Felsen und Seeufern angezündeten, besonders in der Nacht da und dort flackernden Theertonnen und Johannisfeuer geben einen artigen Anblick. Die Theertonnen insbesondere, welche auf hohe Stangen gesteckte inwendig mit Pech und Theer stark bestrichene und dann angezündete Fässer sind, erleuchten

durch

durch ihre helle Gluth die ganze Gegend, und können, gleich einem Feuerzeichen am Himmel, weit und breit gesehen werden. Auf Stangen brennende Strohwische, Raketen, und Leuchtkugeln verschönern die Scene und vermehren die unzähligen Lichter in der Luft, um welche auch wohl noch, um die Lust voll zu machen, muthwilliges und liederliches Gesindel herum-, darüber- und durchspringt.

Ich wende mich jetzt zu der Beschreibung der Stadt Pernau. Hier kann ich mich schon kürzer fassen als bei Reval, weil viele Aehnlichkeit in Sitten, Lebensart und Gebräuchen zwischen diesen beiden Städten angetroffen wird, und ich folglich vieles, um Wiederholungen zu vermeiden, übergehen kann. Zwar gehört Pernau eigentlich nicht zu Ehstland, sondern in die Rigische Stadthalterschaft; insoferne aber im ganzen Kreise, und auch zum Theil in der Stadt Ehsten wohnen, und noch überall daselbst die Ehstnische Sprache geredet wird, verdient sie mit Recht hier ihren Platz.

Pernau ist eine kleine aber niedliche Stadt an der Ostsee an einem Meerbusen, der noch ein Theil des Rigischen Meerbusens ist. Man sieht die See schon eine Meile davon, und hat besonders von der Nordostseite der Stadt auf den sehr steilen Ufern eines Baches, der in den Pernaustrom fällt, eine reizende

schöne

schöne Aussicht über die Mündung des Baches nach dem breiten Pernaustrom und der Stadt hin. Als ich das erstemal nach Pernau reisete, war hinter mir vor einer Stunde die Sonne aufgegangen, welche sich in dem Wasser vor mir mit blendendem Glanze spiegelte, und ihre Strahlen weit auf der unermeßlichen Oberfläche des Meeres hinwarf. Es war ein göttlicher Morgen, der mich nach Pernau brachte, und nie werde ich seiner vergessen! — Die Stadt ist regelmäsiger gebaut als Reval und hat ein lachenderes, munteres Ansehen, ungeachtet sie in einer sandigten unfruchtbaren Ebene liegt. Schon eine gute Stunde vorher muß man durch sehr tiefen Sand fahren, welches eine langsame unangenehme Reise verursachet. Die See hört man schon, noch ehe man sich der Stadt nähert, von weiten brausen, ehe man sie selbst erblickt. Je näher man Pernau kömmt, desto schöner und weitaussehender öffnet sich der Anblick der hohen See. Man sieht denn Schiffe von verschiedenen Flaggen in der Ferne und in der Nähe kommen; welche auf der Rheede, welche vor dem Walle und am Bollwerke liegen. Unter andern sahe ich auch nahe am Strande die traurigen Ueberbleibsel des ein Jahr vorher bei Pernau gestrandeten Schiffs, mit welchem noch 17 Personen umgekommen waren. Es war bis auf das

Was-

Wasser abgebrannt worden, saß auf einem Riffe fest, und die schwarzen stumpfen Spitzen und Ecken strozten fürchterlich in die Höhe. Eine Viertelstunde vor der Stadt ist ein Schiffsbauwerft, welchen vor nicht gar langer Zeit ein reicher und patriotischgesinnter Kaufmann aus Pernau angelegt hat. Rechterhand, wenn man von der Revalschen Seite nach Pernau kommt, erstreckt sich eine lange Einbeit aus der See längst der Stadt nahe am Walle hin, die sich oben weiter linkerhand mit einem ansehnlichen Flusse, dem Pernaustrome, vereiniget, der da, wo man sich auf einer Fähre muß übersetzen lassen, breiter als die Elbe bei Lauenburg ist. Die Passage über diesen Fluß ist so stark, daß es zu keiner Zeit leer wird, und die Brahme *) oder das Fährboot ohne Unterlaß von einem Ufer zum andern fährt, denn alles, was in die Stadt geht und heraskömmt, muß sich hier übersetzen lassen. In dies

*) Einen Brahme oder der Brahm ist ein aus an einander befestigten starken Balken bestehendes, etwa 15 Klafter langes und 10 Klafter breites Floß oder Fähre. Daher das Brahmgeld für Fährgeld und der Brahmkerl statt Fährmann. Zu Fuße kostet das Uebersetzen ein Kopek und für ein Pferd ein und einen halben Kopek.

diesem Strome liegen auch die meisten Schiffe, welche im Sommer und Herbst ziemlich zahlreich anzukommen pflegen. Von dieser Seite bis an das Wasserthor geht längst dem Wall eine breite hölzerne Brücke, an welcher, wie in einen Hafen, die Schiffe sicher stehen. Man nennt es das Bollwerk. Wegen der nicht hinlänglichen Tiefe des Stroms müssen alle Schiffe, die über 7 Fuß ins Wasser gehen, auf der Rhede 3 Werst von der Stadt liegen bleiben, zur großen Unbequemlichkeit für die Kaufleute und Schiffer, die ihre Waaren auf Böten so weit abholen lassen müssen.

In den alten Zeiten bestand Pernau aus zwei ganz verschiedenen Städten, nämlich aus Alt- und Neu-Pernau. Beide wurden durch den dazwischen fliessenden Pernaustrom getrennt. Alt-Pernau, welches jenseit des Flusses, dem jetzigen gegenüber lag, wurde im Jahre 1268 von den Samogithen zerstört, und man sieht die Ruinen davon noch in einem Steinhaufen und Kirchhofe. Nach seiner ersten Zerstörung hatte man es zwar wieder aufgebaut, allein 1599, während den Unruhen zwischen den Schweden unter Karl X. und den Pohlen, wurde es von neuen geschleift und hat sich seit dieser Zeit auch nicht wieder erholet. Es stehen jetzt blos noch einzelne Häuser, Mühlen und Gasthöfe da. Im Jahre 1710 wurde die

Stadt

Stadt von Peter I. erobert, worauf man sogleich bedacht war, sie in guten Vertheidigungsstand zu setzen. Die Vestungswerke bestehen aus einem Wall, Graben, Glacis und an einigen Orten haben sie gute Aussenwerke, alle mit Artillerie, sowohl Kanonen als Mörsern, hinlänglich besetzt. Die Wälle sind von grünem Rasen und Erde aufgeworfen, ohne Steine oder Mauer, und der Graben ist ziemlich breit. Im Jahre 1789 bei dem Schwedischrussischen Kriege wurden viele Werke mit den Palliſaden aufs neue hergestellt. Die vier Thore führen gleich in die vornehmsten Straßen, auch ist ein Platz in der Stadt, von welchem man zu drei Thoren hinaussehen kann, daher die Straßen fast alle heller und gerader sind als in Reval, obgleich die Stadt viel kleiner ist. Es liegt auch ein Bataillon Russen in Pernau, über welches, so wie über die Festung ein besonderer Kommendant die Aufsicht hat. Unter die besten Gebäude gehört das Rathhaus, die Schule und das Kommendantenhaus. Das erstere steht am alten Markte, ist ein altes, zwei Stock hohes, steinernes und nicht sonderlich ins Auge fallendes Gebäude. Ganz nahe dabei ist die Waage und das Zollhaus. Gärten und Belustigungsorte findet man sehr sparsam, doch sind ausserhalb der Stadt zwei Lusthöfchen, Papanicd und Paparuh, wo man Sonntags

tags und in der Woche angenehme Gesellschaft findet. Auch ist seit 1794 ein Karrussel angelegt. Die Häuser sind nicht hoch, auch nicht im Altgothischen Geschmack gebaut, daher die Straßen weniger kothig und besser gepflastert sind als in Reval. Die besten Traiteurhäuser sind bei Gerken und Hinrichson.

Pernau würde unstreitig ein weit lebhafterer und angenehmerer Ort seyn, wenn wieder eine Universität daselbst sollte errichtet werden. Die ehemaligen Universitätsgebäude sind noch da und fallen einem zuerst mit in die Augen, wenn man zum Thore hereinkömmt. Weil sie aber seit dem Verfalle der Pernauschen Universität zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, die von Dorpat hieher verlegt worden war und blühend gewesen seyn soll, nicht in Bau und Besserung sind erhalten worden; so ist das Dach über die Hälfte abgedeckt, und die Gebäude sehen mehr einem einfallenden Bergschlosse als einem Universitätskollegium ähnlich. Noch jetzt sprechen alte Leute mit Vergnügen von der Zeit, da in Pernau eine Universität blühete, und erinnern sich mit Entzücken und sichtbarer Freude der Erzählungen ihrer Aeltern aus jener Periode, da noch in dem Universitätsgebäude Kollegien gelesen wurden, da sie Studenten in ihren Häusern zu Miethleuten hatten, und Professoren, Magistri und Studenten die Straßen

durch-

durchzogen. Sie wünschen sich jene Zeiten wieder zu erleben, und das jetzt verfallene, zu einem Heu- und Kornmagazin für die hohe Krone und Garnison gebrauchte akademische Gebäude in seinem ehemaligen Glanze zu sehen. Schwerlich werden sie das erleben, aber doch wird ihnen die Freude zu hören, daß man wenigstens die Sache in Anregung und zur Sprache gebracht hat, die ehedem in Dorpat und Pernau bestandne Universität wieder herzustellen. Pernau liegt sehr bequem zu einer Universität. Seine Lage an der See und die nicht unbedeutende Schiffarth macht die Verbindung mit dem gelehrten Auslande leichter als irgend eine andere Stadt in Lief- und Ehstland. Das Verschreiben und Ueberschicken der Bücher, mathematischer und physikalischer Instrumente, Landkarten, Musikalien u. dergl. kann mehr gefördert und manche Dinge wohlfeiler geliefer werden. Die alten, ehrwürdigen akademischen Gebäude von einem sehr beträchtlichen Raum und Umfange stehen noch da, und ihre Wiederherstellung, wenn gleich mit Kosten verbunden, macht weniger Umstände, als das Aufführen neuer Wohnungen für Lehrer und Lernende. Die meisten Bürgerhäuser sind noch bis jetzt zu Wohnungen für Studenten eingerichtet. „In diesem Hause wohnten ehemals 10 Studenten," sagte eine alte Matrone zu mir, als ich mich über

die

die vielen kleinen Zimmer in ihrem massiven Hause wunderte. „Da waren gute Zeiten! Der vor etlichen Jahren verstorbene Probst Dreiblut war der letzte Student, der hier studirt hat.“ Und nun ergoß sich das geschwätzige Mütterchen in einen Fluß von Lobpreisungen jener Zeit, da sie noch als Kind den Studenten aufgewartet habe. Ob übrigens die Stadt an der See oder an einem Flusse liegt, kann den Studenten ganz gleichgültig seyn, wenn sie nur sonst dem Zwecke einer Universität entspricht. Ich wünsche der guten Stadt diese Freude, weil ich so viele Freuden in ihr genossen habe, und ihren gastfreien Bewohnern vielen Dank schuldig bin, den ich ihnen bei dieser Gelegenheit gern öffentlich zu erkennen geben möchte.

Pernau ist der Schauplatz meiner Vergnügungen in Liefland gewesen, dahin ich gewöhnlich zu meiner Zerstreuung und Erholung floh, welche mir meine mancherlei Geschäfte so nöthig machten. Ich fand daselbst viele Freunde, allemal eine gute Aufnahme, machte jedesmal neue, zum Theil vortrefliche Bekanntschaften, und die Gastfreundschaft, Güte und Gefälligkeit, welche ich dabei genoß, geht über meine Beschreibung und ist weit über mein Lob erhaben. Es herrscht daselbst ein eben so artiger Ton, eine eben so humane Begegnung gegen Fremde wie in Reval. Ueberhaupt scheint die erstaun-

liche Gastfreiheit gegen alle Ausländer in Liefs- und Ehstland, so wie fast in allen nördlichen Ländern ein Beweiß zu seyn, wie wenig Fremde noch diese Gegenden besuchen; oder richtiger, daß noch ein großer Mangel an Menschen da herrschen müsse. Ich denke, diese so rühmliche Tugend würde sonst bald seltner werden. Vom Anfange meines Aufenthaltes in Ehstlands bis zum Ende desselben war ich jederzeit gerne in Pernau, und brachte daselbst meine frohesten Tage zu. Ich schien wie ein Mitglied in die vertrautesten Familienzirkel meiner Bekannten zu gehören. Hier waren meine meisten Freunde, hier genoß ich des ungezwungenen Umganges meines Gleichen, lebte freier und ungebundener als in den glänzendsten adelichen Gesellschaften und konnte offenherzig sprechen, ohne die Worte auf die Wage zu legen. In solchen städtischen Familienzirkeln herrscht gemeiniglich weniger Zwang und mehr Frohsinn, jovialische Laune, Heiterkeit und Redseligkeit, als in vielen schalen adlichen Gesellschaften, wo man die Zeit mit Tanz und Spiel tödet und selten etwas Kluges sprechen hört. Doch finden sich auch in jenen Kreisen oft sehr sonderbare Menschen. So habe ich z. B. einen Kaufmann in Pernau kennen gelernt, der die Zeitungen niemals anders als bei Lichte lesen kann. Und wenn er sie am hellen Mittage erhält, so stellt er zwei

brenn-

brennende Lichte auf den Tisch, zündet sich eine Pfeife Taback an, läßt sich Kaffe bringen, und sezt sich so in die beliebige Positur eines begierigen Zeitungslesers. Jemand kommt zur Thür herein und ruft ihn dreimal bei seinem Namen, allein er hört es nicht. Endlich antwortet er, ganz ärgerlich, daß man ihn in seinen politischen Reflexionen stört. Gnade Gott dem, der ihn nach dem Lesen zuerst in den Wurf kommt: Den hält er fest und erzählt ihm die ganze Zeitung von Anfang bis ans Ende vor.

An gesellschaftlichen Vergnügungen an öffentlichen Orten fehlt es in Pernau nicht. Es werden im Winter Redouten und Konzerte gegeben, und von Zeit zu Zeit kommt auch eine Schauspielergesellschaft dahin; aber der Charakter kleiner Städte ist auch hier unverkennbar, große Geschäftigkeit bei Kleinigkeiten, Neugierde und die emsige, ja ängstliche Bemühung, nach Stand und Würden bei solchen öffentlichen Lustbarkeiten zu erscheinen. Ich wohnte einst daselbst einer Redoute mit bei. Da liefen die Friseurs, dort rollten Wagen, hier kamen Bediente mit Billetten, dort wurden Mädchen weggeschickt, um welche zu hohlen, kurz alles lebte und webte für den Ball. Es war ein Auflauf in der ganzen Stadt, ein Hin- und Herrennen, seit zwei Tagen das Gespräch in allen Gesellschaften von Mode und Geschmack.

Wer

Wer die Miene des guten Tons und das Lob der feinen Lebensart haben wollte, machte sich gefaßt, dort zu erscheinen; manche, um zu glänzen und ihre neuen Kleider zu zeigen; andere, um zu erobern und sich in die Herzen einzuschleichen; andere, um etwas Neues zu hören; noch andere, um einen Abend zu betrügen, für den sich kein schicklicherer Zeitvertreib finden wollte; wieder andere, um zu gaffen und Stoff zur Verläumdung zu finden, oder eine Gesellschaft morgen gut zu unterhalten; noch andere, um zu spielen; — o wieviel mögliche Zwecke lassen sich denken! — Das war eine Angst, als der Friseur so lange aussen bleib! Eine Dame war schon völlig angekleidet; weil aber der Mann, welcher den Kopf aufbauet, halb 6 Uhr noch nicht erschien, so war sie, voll Aerger und Erbostheit, entschlossen, nicht auf den Ball zu gehen. Kinder und Mägde bekamen kein gutes Wort und der Mann unfreundliche Gesichter. Endlich kam der Mann, nach dem sie so lange geseufzt hatte. Sie wurde aufgethürmt und — gieng auf den Ball.

Den 10ten November 1789 wurde hier eine schreckliche That verübt. Man fand am Seestrande einen menschlichen Körper ohne Kopf, noch vom Blute triefend im Sande liegen. Der Kopf wurde einige Tage nachher von einem Jäger, dessen Hunde ihn weit davon in einem

Wal-

Walde aufgespürt hatten, eingebracht. Der Leichnam stand in der Stadt vor dem Niederlandgerichtshause drei Tage zur Schau ausgestellt. An den Kleidern sahe man, daß der Entleibte ein Bauer war. Als des Mordes verdächtig, und durch einige Umstände, z. B. daß man den Mörder am Ufer zur Nachtzeit hatte auf und abgehen sehen, daß der Hieb mit einem Säbel vollführt worden war, u. s. w. bis zur Wahrscheinlichkeit gebracht, wurde der zeitige Kreisanwald Sch.....r in Verhaft genommen. Er war lange unter den Preussen Husar gewesen und sein Leben ist eine Kette von bösen Thaten. Er wurde von 6 Mann in seinem Hause bewacht, und man fand bei seiner Arretierung ein Paar Pistolen unter seinem Oberrocke, mit denen er einige Tage vorher einem hiesigen Assessor des Niederlandgerichts, welcher wider seine gethanen Vorstellung den Körper ausstellen lies, aufgelauert hatte. Er fand indessen Mittel, seinem Arreste zu entfliehen, und nach seiner Flucht entwickelte sich der Beweggrund zu der entsetzlichen That. Er hatte nämlich als ein Seelenverkäufer schon lange heimlich einen Handel mit Menschen getrieben, und viele Ehsten nach Rußland verkauft an herumziehende Offiziere, die sie aufkaufen. Den Ermordeten hatte er auf eben die Art unter lügenhaften Vorspielungen verhandelt, dieser entwischte aber

dem Käufer. Sch.....r, der sein verbotenes Handwerk durch ihn nicht kund lassen werden wollte, lauerte ihn auf, und befleckte seine Hand mit dem Blute desjenigen, vor dessen Rache er sich fürchtete, und der in seinen Gedanken ohnehin ein Hund war.

Ich habe in Pernau einen gewissen Kollegiensekretär K.....r, einen geschickten und rechtschaffenen Mann, gekannt. Als er in den Jahren 1765 : 1768 in Jena studierte, zeugte er daselbst mit einer Professors Tochter einen Sohn. Er kehrte von der Universität zurück und wurde beim Zoll angestellt, wo er sich so viel erwarb, daß er nicht nur von Zeit zu Zeit zur Erziehung seines Sohnes etwas nach Jena schickte, sondern auch jetzt blos von seinen Zinsen lebt, und ein schönes Haus mit einem großen Garten in der Vorstadt besitzt. Es ist einer seiner Grundsätze, daß die Ehe ein blos bürgerlicher Kontrakt sey; daher hat er mehrere natürliche Kinder, die seinen Namen führen, welche er aber auf das zweckmäsigste erziehen läßt. Er beschäftiget sich übrigens mit Lesen und mit der Kultur seines Gartens, geht auch wohl mit unter einem Freunde in Rechtssachen als Rathgeber an die Hand. Vor einigen Jahren kam sein natürlicher Sohn aus Jena nach Pernau. Seine Mutter, welche vorher starb, hatte ihm bis an ihren Tod seine

Her-

Herkunft und seinen Namen verschwiegen, in den letzten Augenblicken ihres Lebens aber ihm das Geheimniß entdeckt. Jetzt suchte er seinen Vater auf, und nahm zuerst seinen Weg ins Jakssche Komtoir, wo der Kollegiensekretär oft ist. Noch denselben Abend kam der Vater zum Besuch dahin. Man hieß den Sohn sich in ein Seitenzimmer verstecken, spricht von allerlei, unter andern von angekommenen Passagieren, die das letzte Schiff mitgebracht habe, und fragt endlich, ob sich der Herr Sekretär wohl freuen würde, wenn er jetzt ganz unvermuthet einen Verwandten, der ihm nahe anginge, zu sehen bekäme? Er bejahet es. „Auch wenn es ein leiblicher Sohn von Ihnen wäre?" — Er stutzt anfangs; endlich: „o ja, auch dann, warum nicht?" — Hier tritt der junge Kramer ein. Sie fallen einander in die Arme, „mein Sohn! mein Vater!" Darauf sehen sie sich gegenseitig an und der Vater bricht das Stillschweigen: „Du sollst, sagt man, mein Sohn seyn. Sey mein Sohn, ich bin dein Vater." Jetzt ist der junge Mann, der sich in Jena mancherlei Geschicklichkeiten erworben hatte, Konrektor an der Schule in Arensburg auf der Insel Oesel.

Ein schöner Zug von einem Kaufmann in Pernau, Namens Pippen, ist folgender: der Herr Pastor Bahrdt, Nachmittagsprediger an

der Deutschen Kirche daselbst, war eines Tages bei ihm zu Gaste. Auf die Frage, ob sein Dienst einträglich sey, antwortete er: „daß er ziemlich froh und zufrieden lebe, aber weit glücklicher mit seiner Gattin seyn würde, wenn er eine Schuldenlast von 200 Rubeln, die ihn sehr drücke, los wäre.“ Den Morgen darauf brachte ein Unbekannter ein versiegeltes Päkkchen, in welchem bei der Eröffnung der Herr Pastor 200 Rubel liegen fand.

Alljährlich den 6ten Januar feiern in Pernau, so wie in Reval und andern Städten des Russischen Reichs, die Russen ein Fest, das sie die Jordanstaufe oder Wasserweihe nennen. Sie vereinigen hier, wie die Katholiken am Frohnleichnamsfeste, alle Pracht der Sinnlichkeit mit bigotten, abgeschmackten und abergläubischen Zeremonien. Ganz besonders prächtig wird dieses Fest in Petersburg und Moskau gefeiert. Ich habe demselben in Reval und Pernau öfters beigewohnt. An dem Ufer des Pernaustromes vor dem Wasserthore war über dem Eise eine Art einer kleinen runden Kapelle gebaut und mit Bildern, besonders Johannes des Täufers, ausgeschmückt. In dem Flusse war ein Loch in das Eis gehauen, und auch in dem gebretterten Boden der Gallerie eine Oeffnung gemacht, so daß man in das darunter fliessende Wasser sehen konnte.

Die-

Dieses aufgeeißte Loch heißt der Jordan, und rings um dasselbe, so wie um das Kapellchen, werden grüne Zweige von Tannen, Fichten, Lerchenbäumen in den Schnee und auf die Gallerie gesteckt. Oben war ein Baldachin oder eine gewölbte Decke (Himmel) von Holz, mit allerlei Heiligenfiguren bemahlt, in dessen Mitte eine vergoldete Taube, das Sinnbild des heiligen Geistes, schwebte. Eine Kompagnie Soldaten, (bisweilen ein Bataillon,) mit einem Offizier zu Pferde und etwa 12 Artilleristen mit 4 Dreipfündern, paradirten längst dem Strome. Als in der Stadt der Gottesdienst in der Russischen Kirche vorbei war, nahm aus derselben die Prozession zum Jordan ihren Anfang. Es war gegen halb 11 Uhr. Der Protopop und einige andere Geistliche, Diakoni und Kirchendiener nebst Chorknaben trugen Bilder der Heiligen, Fahnen, Kerzen, Leuchter, Rauchpfannen, Evangelien- und Liturgienbücher, während das Läuten der Glokken den Zug begleitete. Als sie am Jordan ankamen, traten die Soldaten ins Gewehr, und nun nahm die Taufe oder Besprengung der Bilder ihren Anfang. Die ganze Einweihung geschah unter Gebet und Gesang in Slawonischer Sprache mit unaufhörlichen Kreuzmachen. Die Kanonen donnerten und das Militär machte eine Art von Lauffeuer, das aber jämmerlich

plä-

plazerte. Der Protopop segnete das Wasser mit dem Zeichen des Kreuzes und durch Eintauchung eines wirklichen Kreuzes, das er dann in die Höhe hielt, sich davor bückte und dreimal mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnete. Jetzt kamen zwei Diakonen mit einer Schüssel und zwei Leuchtern, schöpften von dem geweihten Wasser und besprengten mit einer Quaste oder Strohwische das herumstehende Volk und die Soldaten, während welcher Zeremonien unaufhörlich gesungen wurde. Hierauf kam ein jeder Russe oder Russin mit einem Gefäß und schöpfte von diesem heiligen Wasser. Andere, besonders Kranke, tranken davon oder liessen sich damit besprengen. Einige Russische Offiziere küßten dem Popen den Talar, das Evangelienbuch oder die heiligen Leuchter. Ueberhaupt wird viel Aberglaube, sowohl vor, als während und nach der Weihe getrieben. Das auffallendste dabei war mir jedesmal dies, daß viele ihre neugebohrne Kinder zu taufen herbeibrachten, die sie wohl 3 bis 4 Wochen bis auf diese Zeit hatten liegen lassen, weil sie glauben, daß die Jordanstaufe besonders kräftig sey, und das Untertauchen die Kinder für Krankheiten und Gebrechen auf ihr ganzes Leben sicher stelle. Ja bisweilen geschiehet es wohl, daß ein betrunkener, von Brantewein halbtaumelnder und vor Kälte erstarrter Pope

ein

ein Kind beim Eintauchen ins Wasser fallen läßt, so daß es unter das Eis gekommen und ertrunken ist. Da glauben dann die einfältigen Russen, daß ein solches Kind aus des Popen Händen geradesweges in den Himmel oder in Abrahams Schoos fahre, und lassen sich deshalb auch leicht beruhigen. Nach der Weihe, oft eine halbe Stunde darauf, sieht man immer noch einzelne Russen kommen, und von dem ihrer Meinung nach heiligen Wasser schöpfen, das sie als ein besonderes Heiligthum mit nach Hause nehmen und bis zum folgenden Jahre aufbewahren, ohne zu bedenken, daß das von den eingetauchten Heiligenbildern und Kreuzen gebenedeite Wasser längst in die See geflossen ist. Die dabei gebrauchten Gebete, Litaneien und Segnungen sind voll des allerdicksten Aberglaubens, so daß es kein Wunder ist, wenn der gemeine Mann dadurch in seiner Unwissenheit erhalten, ja bestärkt wird, zumal da ihre Lehrer selbst dieses Wasser zu Einweihungen brauchen und behaupten, daß es sich Jahre lang ohne Fäulniß erhalte. Wir feiern an diesem Tage das Fest der heiligen drei Könige und ich will nicht untersuchen, was sich mancher unsrer gemeinen Christen darunter für Vorstellungen macht. Unsere Theologen nennen es auch Epiphanias, die Russischen Theophanias, d. i. das Fest der Offenbarung

Got-

Gottes, zum Andenken der Taufe Christi, bei welcher sich die Gottheit unter dem Simbol einer Taube geoffenbaret haben soll.

Ein anderer sehr feierlicher Kirchengebrauch der Russischen Kirche, den ich in Pernau mit angesehen habe, ist die Feier der Auferstehung Jesu am ersten Tage des Osterfestes, die mit der in der Römischen Kirche viele Aehnlichkeit hat. Nach Mitternacht, gewöhnlich ein Uhr, oder bisweilen späterhin vor Tagesanbruch, geht der gemeine Mann in die Kirche, wo eben die Auferstehung gefeiert wird. An irgend einem Orte in der Kirche, (gemeiniglich im Allerheiligsten,) ist das heilige Grab, doch ohne Erleuchtung und Monstranz. In demselben liegt ein in Lebensgrösse gemahltes oder von Wachs verfertigtes Christusbild. Da dieses vom Volke nicht kann gesehen werden, und der zehente auch gar nicht weiß, wo es ist; so wird es von dem Protopopen, ungeachtet er es so gut, wie den Altar weiß, nach einer kirchlichen Vorschrift gesucht, und sobald er es gefunden hat, dem Volke mit dem Ausrufe bekannt gemacht: Kristos woskres! Christus ist auferstanden! — Das Volk antwortet: woistinu woskres! er ist wahrhaftig auferstanden! Und dies wird dreimal wiederhohlt. Darauf erhebt die ganze Gemeine laute Freudengesänge, welches bis ge-

gen

gen 3 Uhr dauert, unter welcher Zeit auch das Bild des Erlösers aus dem Grabe hervorgezogen, und seine Auferstehung durch den Donner der Kanonen allen Kirchen bekannt gemacht wird. Der Pope hält hierauf eine Rede, liest oder singt eine Art von Kollekte, unter welcher sich seine Zuhörer mehr als zwanzigmal bis auf die Erde niederwerfen, und sich an Stirn und Brust unter sehr andächtigen Mienen und Blicken, die nur das Weiße im Auge sehen lassen, kreuzigen und seegnen. Alles dies geschieht ohne Musik und Orgel, welche nach ihren Grundsätzen unerlaubt sind, und daher in keiner Griechischen Kirche angetroffen werden. In der devoteſten Andacht und Stille beschämen sie uns Protestanten sehr, und das Herz kann beim Eintritt in eine Griechische Kirche unmöglich ungerührt bleiben. — Nach jener Begebenheit werden noch einige Prozessionen um die Kirche herum mit Kerzen, Kreuzen und Fahnen gehalten, wobei gesungen und hierauf dem Volke wieder in der Kirche das Evangelienbuch und Kreuz, zum Küssen dargereicht wird. Für seine Bemühung und die Ehre, beides geküßt zu haben, werden dem Popen und Diakonus von jedem ein rothes Ei und sonst Geschenke ins Haus gebracht. Mancher bringt ganze Körbe voll zusammen. Ein Gebrauch, der mit einigem Unterschiede, auch

in vielen Gegenden Deutschlands herrscht, wo man sich gegenseitig rothe Eier schenkt. Bei den Russen ist er weit häufiger und gemeiner. Sobald die Kirche zu Ende ist, gehet das wechselseitige Eierschenken und Küssen an. Alle sich treffende Bekannte unter dem Russen umarmen und küssen einander mit dem obigen Gruße: Kristos woskres, und mit der Antwort: woistinu woskres. Manche beschenken sich dabei auch mit Eiern von Porzellän, Glas oder Kraftmehl, Biskuit; Konfekt ꝛc. Bei Armen ist es dabei mehrentheils, ausser dem gefärbten Eie, noch auf ein besonderes Gratial angesehen. Aber nicht blos unter gemeinen Russen, sondern selbst unter Personen von Distinktion, herrscht dieser Gebrauch. Mancher Deutsche hat 6 bis 8 Eier liegen; und wenn er noch so ekel und delikat ist, und es begegnet ihm ein bekannter Russe, so muß er, es sey eine Manns- oder Frauensperson, sich es gefallen lassen, daß ihm ein Ei präsentirt wird, und dafür bekommt der Präsentant einen Kuß. So muß manche sprödde, delikate Dame einen schmutzigen Soldaten küssen, den sie ausserdem kaum vor ihrem Schlafzimmer würde gelitten haben. Und dieses Eierschenken und Küssen dauert die ganze Woche hindurch, so lange man noch einen Bekannten antrifft, mit dem man noch keines gewechselt hat. Es erweckt

oder verdirbt einem vielmehr den Appetit, wenn man einen alten Russen mit seinem langen Barte manches junge, schöne, liebreizende Mädchen oder Fräulein mit steifer Gravität küssen sieht, welches jene nicht abweisen darf. Ueberhaupt ist das Küssen unter den Russen sehr im Gebrauche und die größte Höflichkeitsbezeigung. Von ihnen haben es wahrscheinlich auch die Deutschen aller Stände in Liefs und Ehstland entlehnt, die sich bei jedem Besuch, und wenn sie sonst einander treffen, dreimal küssen, welches auch der Bräutigam seiner Braut ohne Eifersucht von einem dritten geschehen läßt, wobei sie ihm nicht die Hand, sondern die Wange oder den Mund darreicht, und erstere sogar zurückzieht, wenn sie merkt, daß man sie küssen will.

Kirchen sind in der Stadt nur drei, eine Deutsche, Ehstnische und Russische, davon jede ihre besondere Geistliche hat, welche, so wie alles, was Kirchen und Schulsachen betrift, (die Russischen ausgenommen,) vom Konsistorium in Riga abhängen. Die neuste, schönste und geschmackvolleste ist die Russische auf dem Markte. Sie wurde auf Kosten der verstorbenen Kaiserin, welche 10000 Rubel dazu hergab, 1764 zu bauen angefangen und 1771 vollendet. Ehedem stand sie an einem andern Orte. Weil aber ein Soldat einst an der Kirchmauer ein Mädchen schän-

dete,

dete, welches bei den Russen die schrecklichste Tempelentweihung ist; so wurde sie, die ohnehin alt und baufällig war, von Stund an niedergerissen und bekam den jetzigen Platz. Sie ist ein Viereck hat einen Thurm und eine Kuppel oder runden Dom in der Mitte, und ausser derselben noch vier kleinere auf den Ecken mit vier kleinen Thürmen. Alles ist mit rothangestrichenem Kupfer gedeckt, und die Hauptkuppel mit einem vergoldeten dreifachen Kreuze geziert. Sie ist ganz artig gebaut. Beim Eintritt hat man das Allerheiligste zur Rechten und über sich die Rotunde der Kuppel. Die vielen aufgestellten Heiligenbilder, über 100 brennende Wachskerzen, der prächtige Altar oder das Vorlesepult mit einem in rothen Sammet gebundenen und an den Ecken und Schnitt vergoldeten Evangelien- oder Liturgienbuche in Slawonischer Sprache, der abgemessene kanonische Gesang der Chorknaben, der mit Vorlesen der Popen wechselt und das unaufhörliche Gospodi pomilui, (Herr erbarme dich!) während sich das Volk ohne Unterlaß kreuzigt und bis auf die Erde bückt; alles dies macht auf einem Fremden, der zum erstenmal in eine Russische Kirche kommt, einem tiefen Eindruck! Der Protopop ist ein aufgeklärter Mann, der in Deutschland studirt hat, und, wie er selbst sagt, die Fratzen nicht glaubt, sondern blos des

Volks

Volkes wegen, und — weil es einmal so ist, (vielleicht auch weil es viel einbringt,) sie mitmacht. Das Glockenläuten gehört mit unter die verdienstlichen Werke der Griechischen Christen. Es dauert ohn' Unterlaß mannichmal zwei bis drei Tage nach einander weg; es wird daher auch nicht bezahlt und kein besonderer Läuter gehalten, denn man drängt sich ohnehin dazu, weil die Russen den Glauben haben, daß, wer viel läute, sich eine hohe Stufe der Seligkeit im Himmel erwerbe. Die Glokken werden auch nicht wie bei uns gezogen, denn sie hängen fest und unbeweglich, sondern der Strick ist an den Klöppel gebunden, und nur dieser wird angeschlagen. Sie werden eben so wie bei den Katholiken geweiht, getauft und mit Namen belegt. Mancher Russe, der recht religiös ist und im Himmel sich beliebt machen will, ziehet mit einemmale zwei bis drei Glokken, und es sieht seltsam aus, wenn einer mit einem Strick um den Leib und zwei in den Händen in allerlei Positionen, und nach mehreren Himmelsgegenden hin seine Bewegungen macht. Die Wohnungen der gemeinen Russen sind in dem sogenannten Slobod, einer Straße, die über 1 Werst lang ist, in der Vorstadt liegt und aus lauter kleinen, elenden, hölzernen Häusern besteht. Sie ist aber eine wahre Hurenherberge. Im Jahr 1790 bekam eine

Rus-

Russin, die mit Hülfe eines andern Russen, der ihr Kebsmann war, hier ihren Mann ermordet hatte, am Pranger an dreien verschiedenen Tagen den Staupenschlag, oder wie man es dort zu Lande nennt, 30 Paar Ruthen, d. h. jedesmal mit 10 Bund Ruthen 30 Hiebe, so daß allemal nach dem dritten Schlage eine neue Ruthe genommen wird, zusammen also 90 Hiebe. Diese Exekution vertritt die Stelle der Lebensstrafe. Sonst steht auch wohl die Knute auf dergleichen Verbrechen; die Kaiserin hatte aber bey den unter ihrer Regierung eingeführten gelindern Strafmitteln die wohlthätige und weise Absicht, ihr Volk an mildere Sitten zu gewöhnen. Das Weib war sehr standhaft, sie entkleidete sich selbst bis aufs Hemde, und hielt ihre Strafe an den drei festgesezten Tagen, welche allemal der Freitag waren, da die kaum verharschten Wunden, immer wieder aufs neue aufgehauen wurden, mit Muth und Unerschrockenheit aus. Sie bekam darauf die Brandmarke an die Stirn, und wurde nach erfolgter Heilung des Rückens nach Nertschinsk in die Bergwerke geschickt.

Die Schule ist schlecht bestellt; denn ungeachtet ein Rektor, Konrektor, Kantor, Rechen- und Schreibemeister und ein Russischer Sprachlehrer dabei angestellt sind, so sind der Schüler doch kaum 60 oder 70, und ich zweifle, ob man ohne Privatunterricht aus dieser Schule die

Uni-

Universität sogleich beziehen kann. Ihr Flor stand vor 10 bis 12 Jahren, da sie ein neues schönes Gebäude erhielt und eine gänzliche Reform erlitt, auf einer höhern Stufe, und sie zählte gegen 100 Schüler. Seit der Einführung der Normalmethode sind aber die meisten Aeltern mistrauisch geworden und schicken ihre Kinder lieber in Privatlehrstunden. Der thätige Rektor Scherwinzky, der sich auch durch einige Schriften bekannt gemacht hat, thut alles Mögliche, die Schule empor zu heben; er findet aber zu wenig Unterstützung.

Der Handel der Stadt Pernau, sowohl zu Wasser als zu Lande, ist ziemlich ansehnlich. Die Schiffe, welche dahin fahren, müssen alle den Rigischen Meerbusen passiren. Die Zahl der jährlich ankommenden beläuft sich gemeiniglich auf 60 bis 70, und die Rückfracht besteht in Korn, davon sehr viel ausgeschift wird; Lein, Flachs, Balken, Bretter, Masten, Hanf u. s. w. Die Einfuhr enthält dieselben Artikel, wie bei Reval. Dadurch aber wird der Pernausche Handel beträchtlicher als der Revalsche, daß die Pernauschen Kaufleute im Winter mehr für das Korn bezahlen als die Revalschen, und im folgenden Sommer eine stärkere Ausfuhr dieses Produktes treiben können. Der Werth aller ein- und ausgeführten Artikel möchte sich ein Jahr ins andere gegen eine Million

lion Rubel belaufen. Die blühende Periode des Pernauschen Handels ist aber jetzt vorbei. Durch allzusehr in die Augen fallende Defraudationen der hohen Krone und schnelles Reichwerden machten sich die Pernauschen Kaufleute und Zolloffizianten verdächtig. Man ward auf sie aufmerksam, und von Petersburg aus ergieng ein Befehl an den Ober-Zolldirektor in Riga, die Sache zu untersuchen, dem Schleichhandel Einhalt zu thun und die strengste Aufsicht zu beobachten. Von dieser Zeit fing der Handel an zu sinken und das geschwinde Reichwerden hörte auf. Statt daß bis gegen das Jahr 1793 alle Sommer 100 und mehr Schiffe ankamen, kommen deren jetzt kaum noch 60 an. Der strengste und gefährlichste Mann für die Pernauschen Kaufleute, so wie für alle im ganzen Lande war der nunmehr verstorbene Etatsrath und Oberzolldirektor Dahl in Riga. Er war der Urheber des neuen strengen Zolltariffs und aller Einrichtungen, die seit 1783 im Russischen Reiche in Betreff des Zollwesens gemacht wurden, aber eben deswegen auch bei allen Kaufleuten und dem Adel höchst verhaßt, weil jene den schweren Zoll auf ihre Waaren geben und diese im Kaufe wieder mit bezahlen mußten. Ein lustiger Kopf schickte daher auch dem damaligen Oberpastor Dingelstädt in Riga als Text zur Leichenrede bei der Beerdigung des

Etats-

Etatsraths Dahl die Stelle: Dan. 8, v. 8. zum Eingange: Nahum 1, 14. und zur Nutzanwendung, Nah. 3, 19. — Die Zahl der Einwohner wird mit dem Militär etwas über 4000 Seelen betragen, und in dem ganzen Kreise, der aus 13 Kirchspielen bestehet, wohnen nach der letzten Revision 60900 Menschen. Häuser sind etwa 400. Das Wasser in der Stadt ist schlecht, trübe und siehet ganz blaßgelb aus. Ein einziger Brunnen, ausserhalb des Walles liefert gutes Wasser.

Wenn ich mich bei Beschreibung der Stadt Pernau vielleicht zu lange aufgehalten habe, so wird mir dies der Leser gern verzeihen, da mich die Vorliebe für diese gute Stadt so weit geführt hat, daß ich gern noch mehr von ihr und ihren biedern Einwohnern sagen möchte. Aber ich unterdrücke gern alle eigennützige Rücksichten, und wende mich wieder hinauf nach Reval, von wo ich ausgegangen bin. Wenn wir hier den Weg längst dem Finnischen Meerbusen auf der Petersburgischen Straße verfolgen, so kommen wir nach einer Reise von 30 Meilen nach Narwa, ohne auf dem ganzen Wege eine andere Stadt als die kleine Kreisstadt Wesenberg angetroffen zu haben. Letztere ist an sich ein unbedeutender Ort und kaum noch durch ein Gefecht merkwürdig, welches sich zwischen den Schweden und Russen

1704 hier ereignete, wo die Schweden den Kürzern zogen. Sie ist die Kreisstadt des Wierschen Kreises, und wurde in dem Kriege zwischen Schweden und Rußland zu Anfange des letzten Jahrhunderts beinahe ganz verwüstet. Sie verlor ihre Gemarkung und Bürgerrechte, weil die freiherrliche Familie von Tiesenhaussen, welcher das Schloß zugehört, alles an sich zog. Dieses liegt auf einem Berge gleich dabei, und wird unter seinen Ruinen begraben. Die Kaiserin Katharina II. stellte der Stadt ihre Privilegien, welche sich die Bürger aufs neue zu vindiciren anfiengen, wieder her, wodurch sie jetzt auch so weit wieder aufgebauet worden ist, daß sie über 120 Häuser und 496 Einwohner zählt, die sich durch Handwerke und etwas Handel nähren. Sie hat eine protestantische Kirche und ein schön gebautes neues Gerichtshaus. Nahe dabei sind einige kleine Berge, die als etwas Seltenes in Ehstland, hier mit eine Anzeige verdienen. Die Gegend ist schön, und die nahe gelegenen ansehnlichen Güter Peuth und Kattentak versorgen die Stadt mit Lebensmitteln, und geben den Einwohnern vieles Geld zu verdienen.

Narwa behauptet nach Reval den nächsten Platz unter den Städten Ehstlands, nicht nur ihrer ansehnlichen Größe, sondern auch ihres beträchtlichen Handels wegen. Sie liegt an der äußersten östlichen Gränze des Landes am

Narwafluß von dem sie wahrscheinlich den Namen hat. Ihr gerade gegenüber auf der andern Seite des Flusses liegt die im Jahr 1492 unter Iwan Wasiljiwitsch erbaute Festung Iwangorod nebst dem dazu gehörigen Flecken. Beide zusammen machen nur einen Ort aus, und stehen auch jetzt unter einen Generalmajor als Kommandanten. Dieser war, als ich mich dort aufhielt, ein Herr von Baranoff. Sie werden durch eine große hölzerne Brücke mit einander verbunden. Die Festung liegt ziemlich hoch und ist mit einer dreyfachen hohen Mauer, vielen großen und kleinen Thürmen von sehr beträchlicher Dicke, Schiesscharten und einem Graben verwahrt. Innerhalb derselben befindet sich eine Russische Kirche, das Kommandantenhaus, Kasernen für eine Kompagnie Soldaten und einige andere Wohnungen. Sie dient oft zu einem Verwahrungsplatze für Staatsgefangene und andere Verbrecher. Der dabei liegende Flecken, der von keiner Bedeutung ist, wird von Russischen Fischern, Flössern, Ackersleuten und Handwerkern bewohnt. — Narwa ist, an sich, die Vorstädte abgerechnet, nur eine mittelmäsige Stadt, denn sie hat im Umkreise kaum eine halbe Stunde und nur zwei Hauptstraßen. Die andern sind kleine enge Quer- und Nebengäschen. Von weiten hat sie durch die gegenüber liegende Festung Iwangorod, deren alte,

hohe Mauern und Thürme, ein ehrwürdiges Ansehn. Kommt man hingegen von der Revalschen Seite, wo besonders der neue Thurm und einige hohe, modern gebaute Häuser ins Auge fallen, so zeigt sie sich in einem heitrern, geschmackvolleren Kleide. Die Gegend umher ist fruchtbar und ziemlich gut bebaut. Die Stadt selbst liegt sehr uneben, und die Straßen stehen nicht in den Lobe der Reinlichkeit. Die Anzahl der Häuser beläuft sich mit denen in den beiden Vorstädten höchstens auf 460, und die der Einwohner über drittehalbtausend. Sie wird eingetheilt in die Alt- und Neustadt. Die letztere enthält meistentheils steinerne und viele neue geschmackvolle Gebäude, die erstere hingegen mehrentheils hölzerne und nur wenige von Fachwerk. Die Festungswerke stehen mit den Revalschen ziemlich in Parallel, und bestehen aus einen Graben, Wall, Glacis und einigen Aussenwerken. Die vornehmsten Gebäude sind das Schloß, Rathhaus, die Börse, Wage und das Licenthaus, keines aber zeichnet sich vorzüglich aus. Ein auf dem Markte der Kaiserin zu Ehren bei ihrer Gegenwart im Jahr 1780 errichteter hölzerner Obelisk, so wie eine Ehrenpforte vor der Stadt, sind ihrem Einsturze nahe. Mitten durch die Stadt geht die große Petersburgische Straße; und eben deswegen ist Narwa ein lebhafter Ort, da alle

Frem-

Fremde, Kuriere, Posten, Gesandte und Minister die nach Petersburg wollen, durchreisen müssen. Ihre letzte Eroberung war die im Jahr 1704, wo die Stadt unter Russische Bothmäßigkeit kam. Hier war es auch, wo 1700 Karl XII. mit 8000 Schweden 80000 Russen schlug, blos durch die Sorglosigkeit des Russischen Anführers Duc de Croix, der seinen Feind verachtete. Er lag eben in seinem Zelte auf dem Bette und hielt seine Nachmittagsruhe, als ihm gemeldet wurde, daß die Schweden im Anrücken wären. „Laßt sie nur kommen, soll er gesagt haben, wir wollen die Hunde mit Knüppeln tod schlagen.“ Während er also ganz ruhig liegen bleibt, ersteigen schon die Schweden das Lager, als ihm sein Adjutant anzeigt, daß schon welche im Lager wären. Jetzt schien es ihm Zeit zum Aufstehen. Sein Kammerdiener zog ihm eben den Stiefel an, und brachte ihm Orden und Kommandostab, als die Schweden schon eindrangen und das ganze Lager in Unordnung brachten. Er machte sich über Hals und Kopf auf, zufrieden, daß er noch mit heiler Haut nach Reval entkommen konnte. Er war hier durch großen Aufwand in Schulden gerathen, fiel bald nachher in eine Krankheit und starb. Peter I. wollte, seines schlechten Verhaltens wegen, seine Schulden nicht bezahlen, nicht einmal die Kosten zum

Begräbniß hergeben, daher wurde seine Beerdigung verschoben, und der Körper einbalsamirt, der noch jetzt unverweset in der Nikolaikirche in Reval zu sehen ist.

Um Narwa herum sind recht hübsche Gärten mit angenehmen Lusthäusern, und auch öffentliche Belustigungsorte für die Bürger, so daß es im Sommer an Vergnügungen nicht fehlt. Im Winter ist in der Stadt durch Assembleen, Bälle und Konzerte, Klubbs und Lesegesellschaften für die Unterhaltung hinlänglich gesorgt. Im Tone und in der Lebensart kopirt oder affektirt man die Petersburger, und das heißt vornehm seyn, Geschmack haben und die Mode mit machen, d. h. man speißt Mittags 2 Uhr, Abends halb 10, bleibt bis um 1 in der Nacht auf, schläft bis um 9, geht nach eingenommenen Thee und Frühstück um 12 auf die Börse, isset dann bis halb 4 und so von forn. Die Gastfreiheit ist hier eben so groß wie in Reval und Pernau; man ist überaus gefällig gegen Fremde und macht sich ein Vergnügen daraus, sie herumzuführen und bekannt zu machen. Daß man von hier aus nicht weit mehr nach einer berühmten Residenz und prächtigen Kaiserstadt hat, kann man schon aus mehrern deutlichen Spuren merklich wahrnehmen, man darf seine Aufmerksamkeit nur einigermaßen auf den hier herrschenden Ton rich-

richten, ungeachtet Narwa noch im geringsten kein Petersburg ist. Schon 6 Werst davor werden den Reisenden die Koffer und andere Sachen visitirt. Wer sich hierbei auf die stumme Sprache des Beutels legt, fährt hiebei am besten. Ohngeachtet die Strafe für solche Visitatoren, die Geschenke nehmen, schwer genug ist, (denn es giebt nicht nur Prügel, sondern auch eine Spazierreise nach Orenburg;) so lassen sie sich doch blenden, und wer ihnen nichts in die Hand drückt, hat tausend Verdrieslichkeiten, Grobheiten, Herumwühlen der Kleider und Wäsche, Herauswerfen der Bücher u. s. f. zu erwarten. Tabak, Zucker und Kaffee darf man nicht mehr bey sich führen, als zur Provision gehört, und den erstern nicht anders als in Beuteln oder Dosen. Einst fuhr ein Major Baumgarten nach St. Petersburg und mußte auch beim Gränzzoll halten. Er befiehlt seinem Bedienten, den Tobaksbeutel aus der Kibitka *) herein zu bringen, weil er sich eine Pfeife stopfen wolle. Dieser holte einen ledernen Sack und trug ihn schwer auf der Schulter in die Stube. Der Visitator fragt, was das

*) Ein leichtes rußisches Fuhrwerk, oben halb bedeckt, auf bloßen Schwungbäumen ruhend, und daher, wenn kein Heu und keine Bettkissen hineingelegt werden, stoßend.

das vor ein gewaltiger Sack sey? „es ist kein Sack, antwortet jener, sondern meines Herrn Tabaksbeutel, denn er ist ein starker Raucher und hat eine sehr große Pfeiffe.“ Der Zöllner konnte nichts machen, sondern mußte den Tabak paßiren lassen, weil er nicht in Päcktchen war, ungeachtet Major Baumgarten gewiß auf ein ganzes Jahr in Petersburg damit versorgt war.

Der hiesige Neunaugen-, Aal- und Lachsfang ist ein sehr ansehnlicher Handlungszweig und beschäftiget viele Menschen. Bei dem berühmten Wasserfalle, dessen ich im Anfange dieses Abschnitts gedacht habe, werden ungemein viele, schöne und große Lachse gefangen. Während der Streichzeit kommen die Fische in unzähligen Schaaren aus der See dem Flusse aufwärts gezogen; wo denn die Fischer ihre Netzen und Angeln an diesem natürlichen Wehre auslegen. Die Fische wollen sich über den Wasserfall hinaufwerfen, es mißlingt ihnen oft und sie fallen in die unten aufgestellten Netze. Viele gehen aber auch wieder in dem Flusse nach der See zurück. — Was den Handel in Narwa besonders blühend macht, ist theils die vortheilhafte Lage an der See, theils die nahe dabei fließende schiffbare Narowa. Oberhalb der Stadt gehen nur kleinere Schiffe, Schaluppen und große Holzflöße, die von Pleskow über den Peipussee hieher kommen. So vortheilhaft

diese

diese Lage für den Handel ist, so würde der Transport dennoch weit leichter und bequemer werden, wenn man mit den Schiffen und Flössen über den Wasserfall bis an die Stadt und in die See fahren könnte. Ungeachtet aber die See noch zwei Meilen von der Stadt entfernt ist, so ersetzt doch der Fluß jene Entfernung so, daß sich dabei wenig Nachtheil äußert. Die Schiffe gehen mit der vollen Ladung dem Strohme aufwärts aus der See bis unter die Stadt, und können mithin ihre Waaren auf das leichteste ausladen. Die Anzahl der ein- und ausgehenden Schiffe beläuft sich im Durchschnitt jährlich auf hundert. Auch sind hier mehrere Englische Kaufleute, die große Geschäfte machen, am meisten Rußische Krämer. Die Schiffsbrücke ist auf der nordöstlichen Seite der Stadt. Hier werden die Kaufmannsgüter ein und ausgeladen. Die Hauptprodukte, welche Narwa verschifft, sind: Bretter, Balken, Holz, Hanf, Flachs, Leinsamen und Korn. Eingeschifft werden dieselben Bedürfnisse wie in Reval und Pernau. Wenn man nicht zum Nachtheil Narwa's den Petersburgischen Handel zu sehr begünstigte und fürchtete, daß, indem man jenen emporbrächte, dieser vielleicht sinken würde, so wäre es etwas leichtes, dem Flusse einen andern Lauf zu geben. Man dürfte den Felsen unter dem Wasserfalle nur sprengen oder einen

Kanal

Kanal graben, so würde die Fahrt, ohne Auslaadung ununterbrochen nicht nur bis Narwa, sondern bis in die See gehen. Der Zug des Wasserfalls ist so stark, daß ihn die Fahrzeuge schon eine Werst oberhalb desselben fühlen, daher werden die aus dem Peipussee kommenden Schiffe schon fast eine halbe Meile über Narwa ausgeladen.

Ein Fremder wird sich billig wundern, wie Narwa in Absicht der Handlung das leisten kann, was es wirklich leistet. Seine unbeträchtliche Größe, die Lage, da es noch zwei Meilen von der See entfernt ist, und am meisten der die Fracht erschwerende Wasserfall, um dessen willen die Fahrt nicht nur unterbrochen wird, sondern auch die Waaren ausgeladen werden müssen, — lauter nicht sehr günstige Umstände für seinen Flor. Aber wenn man bedenkt, daß die Entfernung von der See durch den großen schiffbaren Narowafluß ersetzt wird, auf dem die größten Schiffe unmittelbar bis an die Stadt kommen können; daß der Wasserfall zum guten Glück nicht allzuweit von der Stadt entfernt ist, und daß der Peipussee mit den damit in Verbindung stehenden Flüssen, gar sehr zum Flor der Handlung mit beyträgt; so verschwinden jene Zweifel leicht. Durch die Narowa, Luga, Rossan und den Peipus werden die Güter nicht nur aus Ehstland und Ingermannland, sondern

auch

auch aus einem beträchtlichen Theile Liefs und Rußlands, ja über die Ostsee aus Deutschland, Dännemark, Schweden und Holland nach Narwa hingezogen.

Kirchen sind vier in der Stadt, wozu noch eine Russische in Iwangorod kommt. Die Schule gehört unter die sehr mittelmäßigen. Unter und bei dem Wasserfalle, längst den Ufern der Narowa, sieht man eine Menge Schneide- Balken- und Bretermühlen, Lusthäuser und Gärten, welche letztere gegen die Mündung der Narowa am Meerbusen hin noch häufiger werden. Die Aussicht von da ist unbeschreiblich reizend und erhaben. Wer noch nie Gelegenheit gehabt hat, einen großen Holzvorrath beisammen zu sehen, der wird sich über die ungeheure Niederlage von Balken, Bohlen, Bretern, Schaalen ꝛc. die sich in die Millionen belaufen, wundern. Der Pernausche Holzhandel schwindet gegen den Narwaschen, welcher letztere unstreitig der stärkste in Ehstland und für die Stadt sehr einträglich ist.

Was ich von Habsal zu sagen habe, läßt sich in zehen Zeilen bringen. Sie ist die Kreisstadt des Habsalschen oder des vormaligen Wiekschen Kreises. Dieser Distrikt wurde sonst in die Land- und Strandwiek eingetheilt und begreift jetzt ausser Habsal den Flecken Leal, das umliegende Land, die Inseln Nukö,

Worms

Worms, und Dagen nebst noch etlichen kleinern in sich. Habsal selbst ist eine kleine Stadt an der See, 10 Meilen von Reval, hat 156 Häuser und etwa 800 Einwohner, die sich vom Handel, von Handarbeiten und der Fischerei nähren. Der Seehandel ist unbedeutend, denn es kommen selten über 15 Schiffe daselbst an. Die Stadt hat eine Lutherische Kirche, in welcher abwechselnd Deutsch, Ehstnisch und Schwedisch gepredigt wird, das letztere für die daselbst und auf mehrern Inseln wohnenden Schweden. Der Prediger muß auch alle 14 Tage oder 3 Wochen auf die Inseln, welches im Frühjahr und Herbst eine große Beschwerde ist. Die daselbst befindliche Trivialschule, welche einen Rektor und Konrektor hat, ist von keiner Bedeutung. Das Kreisgericht und Niederlandsgericht hält seine Sitzungen in einem eigends dazu erbauten schönen Gerichtshause. Ehemals war Habsal eine mächtige Stadt und hatte ein festes Schloß, wovon die starken Mauern zum Theil noch jetzt auf dem dabeiliegenden Berge zu sehen sind. — Der Flecken Leal, 5 Meilen davon an einem Bache, zwei Werste von der See, steht jetzt unter der Gerichtsbarkeit der Habsalschen Kaiserlichen Gerichte, nachdem der Herr von Manderstierna lange mit den Einwohnern Prozeß geführt hatte. Er behauptete, im Besitze von Leal zu seyn, welches die

Be-

Ruinen eines alten Bergschlosses bei Weisenstein in Ehstland.

Bewohner abstritten, weil sie freie Leute, Deutsche und keine Bauern seyen. Ihre Anzahl beläuft sich kaum auf 300, die zwar keine eigentlichen Bürger, aber doch freie Leute, meistens Handwerker und Fischer sind. Es ist daselbst eine deutsche Kirche mit einem Prediger, der alle Sonntage Ehstnisch und alle 14 Tage Deutsch predigt. Auf einem nahe dabei liegenden Berge, sind noch die Reste das ehemaligen starken Schlosses zu sehen, in dem vor Zeiten die adlichen Besitzer des Städtchens wohnten. Nicht weit daran ist eine Einwiek an der See, wo im Frühjahre und Herbst ein reicher Fischfang und im Sommer eine fruchtbare Heuärnde gehalten wird.

Sechs Meilen westlich von Reval auf einer ziemlich breiten Erdzunge liegt das Städtchen Baltischport, (Port Baltique,) in einer unfruchtbaren, sandigen und holzarmen Gegend. Sie ist die Kreisstadt des Baltischportschen Kreises und der Sitz des Kreis- und Niederlandgerichts. Auf der Straße von Reval dahin fährt man vor dem schön gebauten Gute Hark, dem Gute Kegel und die Kegelsche Kirche vorbei: linkerhand erblickt man den Lodenschen See, der 7 Werst lang und 5 breit ist. An seiner Spitze liegt der Hof Lodensee, schön gebaut und von einem Walde beschattet, aber mit steinigtem Lande umgeben.

Bald

Bald darauf kommt das Gut Pöllküll, und in der Ferne die Matthiaskirche. Hier sieht man schon die offenbare See und die Spitze des Thurms an der Russischen Kirche in Baltischport, dessen stark vergoldetes Kreutz und Fahne in der Sonne blitzt. Bis jetzt hat der Ort nach der Absicht seiner Erbauer, die ihn zu einem der ersten Häfen des Russischen Reichs erheben wollten, noch nicht recht empor kommen können. Er hat höchstens 100 Häuser und etwa 340 Einwohner, die sich vom Handel, von Handarbeiten und der Fischerei nähren. Die neue Russische Kirche, deren Bau 1785 angefangen wurde, und deren Grundstein ein Pope einweihete, als ich eben daselbst war, ist klein aber niedlich, und hat vor der alten, die zeither nur auf einem Saal des Gerichtshauses gehalten wurde, einen großen Vorzug. Die Glocken hiengen damals einstweilen unter einem von Balken und Bretern aufgeführten Gehäuse, waren aber nachher, als ich 8 Jahr später wieder eine Reise dahin machte, auf den Kirchthurm gebracht worden. Die Kirche und der Thurm haben 9900 Rubel zu bauen gekostet. Die Kirche bildet ein längliches Viereck, und ich wohnte, als ich das letztemal daselbst war, dem Griechischen Gottesdienste in derselben bei. Das Gospodi pomilui erschallte auch hier unabläßig im vierstimmigen Chorgesang

fang. Die Straßen in Baltischport sind sehr breit, nach Art der Petersburger, aber nicht gepflastert, sondern nur mit Kieselsteinen und Wassersand überworfen, weil der Boden von Natur felsicht und steinigt ist. Die Häuser sind fast durchgehends schlecht und mehrentheils von Holz gebaut, bis auf die wenigen neuen, welche von Stein aufgeführt sind. Am schönsten nehmen sich das Gerichtshaus, wo das Kreis- und Niederlandgericht seine Sitzungen hält, und einige Wohnhäuser des Adels aus. Weil das Städtchen stets der Seeluft ausgesetzt ist, und rings herum frei steht, so ist es ein kalter und zum Bewohnen ungesunder Ort. Man sieht Baltischport und besonders den Leuchtthurm, (dort Feuerbake genannt,) auf der äussersten Spitze der Landzunge, sehr weit in die See hinein, und ich erinnere mich, daß ich ihn auch bei meiner Hinreise auf dem Schiffe gesehen habe.

Die Bewohner von Baltischport sind sehr gefällig, gastfrei und freundschaftlich, und ich muß die gute Aufnahme in dem Hause der Frau Generalin von Tritthof, der Oberstin Haller, des Kommandanten und Obersten von Roberti, so wie mehrerer anderer mir schätzenswerther Personen öffentlich rühmen. Der dasige Adel hat, so wie der Ehstländische überhaupt, der Vorzug, daß er den diesem Stan-

de

de sonst so eigenen Stolz nicht zu kennen scheint. Besonders viel Güte habe ich während meines Aufenthaltes daselbst in dem Hause des Obersten Roberti genossen. Dieser Mann hat einen besondern Charakter. Seine Miene ist ziemlich despotisch, und doch ist er dies gerade am allerwenigsten. Seine Manieren und sein ganzes Betragen scheint herrisch und befehlshaberisch a la Russe zu seyn, ohne daß man dies in dem Umgange mit ihm im geringsten merkt. Bei kleinen Versehen seiner Domestiken und Beleidigungen ist er anfangs hitzig und möchte alles vor sich zerreissen; aber 5 Minuten drauf ist er wieder der beste Mann von der Welt, so daß man es ihm gar nicht ansieht, daß er zornig war. Offen und herablassend in seinen Gesprächen geht er mit jederman wie mit seines Gleichen um, und man weiß nicht, ob er Oberster mit zwei Orden oder ein lustiger Student ist, ob er gleich über funfzig zählt. Er ist ein gebohrner Elsasser und spricht auch nach dem dasigen Dialekt. — Bei dem Bürgermeister Bodek, der zugleich Gastgeber mit ist, traf ich einst mehrere Bauern von den Baltischport gegenüberliegenden Inseln Groß- und Klein Roog an, welche in der Schenkstube saßen und nach Herzenslust zechten. Sie sprachen abwechselnd Schwedisch, ihre Muttersprache, Deutsch, Russisch, und Ehstnisch. Einer

von ihnen war im letzten Kriege von den Schwe-den, als der Kapitän Arcovito, ein geborner Italiäner, im Frühjahr 1790 mit zwei Fregatten, Baltischport beängstigte, ein Kronmagazin zerstörte und 10000 Rubel Brandschatzung mit fortnahm, als Gefangener nach Stockholm geführt worden, und hatte als Matrose auf einem Schwedischen Schiffe eine Reise nach Frankreich, England und Spanien gemacht. Die Abentheuer derselben gab er seinen Mitzechern zum Besten, und rühmte besonders den kostbaren Wein, den er in Bordeaux so wohlfeil getrunken hätte. — Ich sahe hier auch einen Fähndrich, der unter Pugatschew gedient hatte, so wie mehrere Anhänger dieses furchtbaren Rebellen, welche auf ihre Lebenszeit in Ketten zu gehen verurtheilt sind. Einer von ihnen kam einst in das Zimmer der Madame Schwarz, für welche er in der Abwesenheit ihres Mannes Holz gespalten hatte. Sie sitzt auf dem Sofa und er sieht sie starr an. „Nun, was blickst du mich so stier an?" — „Ach, meine schöne Madam, antwortete der Russe, ich bewundere Ihren fetten Hals, und erinnere mich, daß ich vor 20 Jahren unter Pugatschew viele solche Hälse abgeschnitten habe." Sie versicherte mich, daß ihr das Blut in den Adern erstarrt sey, und sie vor Schrecken blos die Worte habe sagen können: „geh fort, du abscheulicher Mensch,"

worauf der Russe ganz kalt den Bart gestrichen habe und hinausgegangen sey.

Eine deutsche Kirche hat Baltischport noch nicht, sondern die dasige Protestantische Gemeine hält ihre Gottesverehrungen in einem Bethause, wohin alle 14 Tage der Prediger von St. Matthias kommt. Im Jahre 1796 schickte die Stadt eine Deputation nach St. Petersburg, und suchte bei der Kaiserin um Erlaubnis an, eine Kirche bauen zu dürfen. Sie erhielt sie leicht, und nun ist der Anfang mit den Bau gemacht worden. — Alle Morgen und alle Abende geschiehet auch hier, wie in allen Seestädten Rußlands, ein Kanonenschuß, vor und nach welchem kein Schiff mehr in den Hafen einlaufen darf. Die Feuerbake oder der Leuchtthurm, auf welchen über einem ungeheuren Roste von der Mitte des Oktobers an bis in den April (mit Ausnahme des Jänners und Februars,) des Nachts ein stetes Feuer mit großem Holzaufwande unterhalten wird, liegt 4 Werst von der Stadt, und, wie schon gesagt, am äußerstem Ende der Erdzunge. Die See hat hier ein gewaltiges hohes Ufer oder Klinde, wie man es dort nennt, und gefährliche Brandungen. Die Wellen schlagen heftig an die Felsen und prallen schäumend zurück. Die Aussicht von da, und noch mehr von der 120 Stufen hohen Feuerbake über die Spiegelfläche der weiten See und einige benachbarte

Ins-

seln, die wie grüne Teppiche aus der blauen Fluth lachen, ist über meine Beschreibung prächtig, und entlockt einem unwillkührlich einen Seufzer und eine süße Erinnerung an Deutschlands väterliche Fluren. Einen beinahe noch schönern und mannichfaltigern Anblick gewährte mir 1786 die aus zwölf Linienschiffen bestehende Rußische Flotte, welche eben wieder von Kopenhagen zurückkam, und in der dortigen Gegend herumkreuzte. Der Ort, wo im Frühjahr 1790 Kapitän Arcovito mit zwei Schwedischen Fregatten landete, einige Bomben und Kanonenkugeln in das Kornmagazin warf und es verbrannte, wird noch jezt von den Einwohnern mit einer Art von Respekt den Fremden gezeigt.

Das wichtigste und sehenswürdigste Werk bei Baltischport ist der Hafen, der sogenannte Molo und eine in Fels gehauene fünfeckigte Schanze. Schon Peter der I. fand den Ort zu einen Hafen gelegen und wollte ihn mit einer Stadt am Ausflusse des Baches Padis anlegen. Er fieng auch den Bau wirklich an und nannte die Stadt Rogerwiek, von der gegenüberliegenden Insel Roog. Der Hafenbau fand mehrere Schwierigkeiten als man dachte, und es kam blos ein hölzerner zu Stande, der bis hierzu ist genutzt worden und etwa 20 Schiffe fasset. Er war beinahe ganz zerfallen, als man ihn im Jahr 1793, — seit Peter des Großen

Zeiten zum erstenmal wieder, — neu erbauete. Wahrscheinlich wollte Peter noch einen steinernen Hafen bauen, aber sein Tod verhinderte die erwanigen Entwürfe, welche er von dessen Ausführung gemacht hatte. Unter der Kaiserin Anna hatte der Feldmarschall Münnich den Bau wieder angefangen. Es war aber noch sehr wenig daran gearbeitet worden, als die Kaiserin Elisabeth, der es eben einmal einfiel, sich berühmt zu machen und ihres Nahmens Gedächtnis zu stiften, sich der Sache eifriger annahm, den Bau fortsetzte und große Summen aufwande, aber ohne den gewünschten Erfolg. Der Kaiserin Katharina II. war es aufbehalten, das Werk mit ganzer Kraft zu fördern, und gewis wäre es auch seiner Vollendung nahe gebracht worden, wenn nicht die damit verbundenen Schwierigkeiten und der ausgebrochene Türkenkrieg es ganz unmöglich gemacht, oder wenigstens ins Stocken gebracht hätten. Der eigentliche große Hafen, der von Stein gebauet werden sollte, und von dem kleinen hölzernen ganz nnterschieden ist, wird von Osten und Süden vom festen Lande, gegen Westen aber von einer Insel, Klein Roog, eingeschlossen, die ohngefähr eine halbe Meile vom Lande abwärts in die See hineinliegt. Die größte Tiefe gegen Westen beträgt vier Klafter oder 24 Schuhe. Von dieser Seite konnte die Anlage eines Dammes

keine Schwierigkeit machen. Aber die Oefnung gegen Norden war desto größeren Hindernissen unterworfen, weil die Tiefe an manchen Orten 10, ja 16 bis 20 Klafter beträgt. Eben dieses war nun der Gegenstand aller bisher unternommenen Arbeiten. Wie sollte man diese Tiefe ausfüllen, so daß die Oefnung bis auf eine geräumige Einfahrt verschlossen würde? und wodurch könnte man den stürmenden Winden und brausenden Wellen am füglichsten Einhalt thun? Ein sogenannter Molo oder Damm, stark vermauert, und vom Strande an gegen die Insel zu geführt, sollte gegen die Winde und etwanige feindliche Einfälle schützen. Die Schweden, welche den beträchtlichen Vortheil und die Wichtigkeit des Hafens einsahen, fiengen am nördlichen Theile der Insel den Molo an, und waren damit schon auf drei und eine halbe Werst fertig, als sie auf eine so gefährliche und tiefe Stelle kamen, daß die Fortsetzung des Baues dadurch unmöglich gemacht wurde. Vieles davon hat die wütende See bereits wieder verschlungen, und als ich 1786 zum erstenmal dort war, konnte man noch über eine halbe Werst weit darauf in die See hineingehen; jetzt ist er kaum noch 600 Schritte lang und auf beiden Seiten von den Wellen zerrissen. Die oberste Breite beträgt etwas über 60 Schuhe. Es sieht fürchterlich aus, wie sich die Wellen auf beiden Seiten längst der

Mauer herauf wälzen und gleichsam den Rest noch zu verschlingen drohen. Wenn der Wind vom Lande wehet, kann man ganz bequem darauf hin und her spazieren, kommt aber der Wind aus der See; so treibt er die Wellen in heftigen Stößen über den ganzen Damm, auf dessen Festigkeit und Dauer man leicht den Schluß machen kann, wenn eine solche Gewalt, seit so vielen Jahren her, ihn nicht zu zerstören vermocht hat. Noch wurde aber deswegen der Bau nicht aufgegeben. Man sah in Petersburg die Wichtigkeit und Nützlichkeit der Sache ein, daß die Hauptflotte einst von Kronstadt, wo das Wasser die Schiffsböden zerfrißt, in den Baltischen Hafen verlegt werden könne. Man dachte daher der Sache reiflicher nach, zog den Damm mehr unterwärts gegen die Mitte der Insel zu, und fieng ihn von beiden Seiten an, wodurch die Arbeit erleichtert wurde, weil man nicht nur einen engern Raum zu füllen, sondern auch weniger von den Wellen zu befürchten hatte.

Nach dem entworfenen Plane sollte der Molo von der Landseite 800 Schritte in die See gehen und am Ende mit einen starken Bollwerke versehen werden. Von der Insel aus, wo die Tiefe des Wassers gegen 10 Klafter beträgt, sollte der Damm weit länger fortgeführt und ebenfalls mit einem Bollwerke geschlossen werden. Der zwischen beiden Bollwerken gelas-

sene

sene Raum sollte die Einfahrt zum Hafen seyn. Auf jeder Seite eine Schanze, und etliche, zum Theil gesenkte Batterien sollten derselben und auch dem Molo zur Vertheidigung dienen. Hinter demselben sollten auf beiden Seiten Brücken angelegt werden, eine gegen die Landseite für Kauffartheischiffe, und die andere gegen die Insel hinter dem längern Molo, für Kriegsschiffe Der Damm von der Seite der Insel mußte länger werden, weil sonst die Einfahrt zu weit in die See und nicht nahe genug ans Land gekommen wäre. So nützlich und löblich aber dieser Entwurf und so groß an sich das Werk war, so unzulänglich und zum Theil schlecht berechnet und übel angelegt waren die Anstalten zur Ausführung desselben. Zu Arbeitern bestellte man gefangene Verbrecher, die man fast aus allen Theilen des unermeßlichen Reiches hatte zusammenbringen lassen und deren Anzahl sich über 2000 belief. Sie mußten durch das Sprengen der hohen Felsenufer die Steine zu dem ungeheuern Damm herbeischaffen. Es wurden ein Kommandant, Offiziere und Aufseher bestellt, Soldaten zur Wache gesetzt und eine Menge theils steinerne, theils hölzerne Häuser, zu Wohnungen für die Kanzlei, zur Niederlage der Maschienen, Werkzeuge und Geräthschaften, vier Kasernen für die wachthabenden Soldaten, Schmieden, Hütten zum Steinhauen, ein sogenannter

Ostrog,

Ostrog, oder Wohnungen für die Gefangenen, u. s. w. gebaut, kurz erstaunliche Anstalten aller Art gemacht; die gesprengten ungeheuren Felsenstücke und Quader theils von Menschen auf niedrigen Rädern, theils auf breiten Floßbooten herbeigeführt und entweder einzeln oder mehrere zusammen mit Stricken und Matten umwunden, in die See gestürzt. Viele kamen dabei in augenscheinliche Lebensgefahr, mancher fand aber auch seine Freiheit, der den Tod verdient hatte.

Der auf diese Art angelegte Molo ist in der Tiefe auf dem Meeresgrunde gegen 70 Klaftern breit, je weiter er über das Wasser hervorsteigt, desto schmäler wird er, und nimmt immer in unendlich langen aber ordentlich gemachten Stufen ab, so daß seine oberste Breite etwa 60 Schuhe und die Höhe über dem Wasser 24 Schuhe beträgt, denn die unter dem Wasser ist nicht überall gleich. Das fertige Stück auf der Landseite war bereits 815, und das an der Insel 300 Schritte lang. Eine Stelle, 19 Klaftern tief und über drei und eine halbe breit, machte am meisten zu schaffen. Dreimal wurde die fertige Arbeit durch den Stoß der Wellen so verschlungen, daß bis auf den Boden keine Spur von den eingesenkten Steinen und Felsenblöcken zu finden war. Endlich brachte man sie doch

zum

zum Stehen. Und so vernichtete nicht selten eine einzige heftige Welle die Arbeit von mehreren Tagen und vielen Tausenden. Die aufgelaufenen Kosten kann man füglich auf 6 Millionen Rubel berechnen. Die Balken, Hebel, Maschienen und Geräthschaften allein mochten gegen 300,000 Rubel gekostet haben. Die Unterhaltung der Gefangenen, deren jeder täglich drei Kopeken bekam, betrug jährlich auch über 150,000 Rubel. Gleichwohl hörte alle diese Arbeit, alle diese aufgewandte Mühe und Kosten, der ganze mit Lebensgefahr gemachte kolossalische Bau im Jahr 1770 ganz auf. Die Gefangenen wurden wieder abgeführt, und theils in die Bergwerke, theils zum Festungsbau, theils in wüste Länder geschickt. Und so ist es auch bis jetzt geblieben. Vieles ist wieder, wie gesagt, durch die Gewalt der Wellen und Stürme versunken, und das noch stehende sehr verwüstet. So lange die Arbeit dauerte, standen die wachthabenden Soldaten oft viel aus, besonders dann, wenn sich die Vollendung des aufgegebenen Tagewerks bis in die Nacht verzog. Gefangene entliefen oder verbargen sich, woraus theils für die Wache Verlegenheit und Strafe, theils für das Land Gefahr entstand. Ein gebranntmarkter Verbrecher, der das Zeichen seiner Unthaten an

der

der Stirn *) trug, durfte sich zwar nicht öffentlich sehen lassen, denn er wurde gleich erkannt, und wer ihn griff und einlieferte, bekam eine Belohnung von 5 oder 10 Rubeln. Aber desto unsicherer wurden Wälder und Straßen und die Nächte. Viele lebten blos vom Raube, und ihrer etliche setzten eine ganze Gegend in Schrecken. Hätte man den Bau noch 10 bis 12 Jahre ununterbrochen fortgesetzt, so würde es einer der ersten Häfen des Reichs, ja vielleicht Europens geworden seyn, der aber doch gegen den neu entworfenen und bereits ziemlich weit gediehenen Hafen bei Riga in einigen Stücken zurückstehen müßte, wenn anders dieser seine Vollendung erreicht, und nicht auch, wie viele Riesenentwürfe in Rußland, die mit Kraft und Schnelligkeit angefangen, aber nicht allemal ausgeführt werden, unvollendet bleibt.

Neben diesem solchergestalt unvollendeten Molo war noch auf der Nordwestseite der Stadt eine Schanze angebracht, um die Einfahrt gegen feindliche Angriffe zu decken. Sie ist ein regulåres Fünfeck, in lauter Fels eingehauen, mit breiten in Stein gesprengten Graben, dessen Wälle größtentheils aus ungeheuren gesprengten Steinblöcken bestehen. Ob sie gleich

noch

*) Das Rußische Wort wor, d. i. ein Dieb, Räuber, Mörder, Verbrecher.

noch nicht fertig sind, auch wohl fürs erste ungeendigt bleiben werden, siehet man doch aus der ganzen Anlage ihre beträchliche Höhe und Dicke. Unten am Fuße der Schanze hat man niedrige Batterien zur Bestreichung des Wassers angebracht. Als ich das letztemal 1795 dort war, kletterte eine Menge Ziegen ganz friedlich an den Wällen und Felsengipfeln herum. Auf der Insel war eben eine solche Schanze angefangen. Statt dieses großen angelegten Hafens liegt nun in demselben etliche hundert Schritte von Molo der kleine hölzerne, oder mit einem hölzernen Damm umgebene, von Peter I. erbaute und vor einigen Jahren neu ausgebesserte Hafen, der gegen 30 Schuhe tiefes Wasser hat und ohngefähr 20 Schiffe faßt. An die Vollendung des großen Hafenbaues ist wohl nun schwerlich mehr zu gedenken. Einige halten sie auch für ganz unmöglich, weil der Raum in der offenen See zu groß sey, als daß ein solcher Damm der Gewalt der Wellen hinlänglich widerstehen könnte. Andere hingegen, die sich gern mit Projekten die Köpfe zerbrechen, die Ausführung aber andern überlassen, meinen, es sey alles gar wohl möglich zu machen, wenn man nur die Arbeit mit mehr Fleiß und Eifer und nicht durch Gefangene betrieben hätte; mißlichen und gefährlichen Stellen durch versenkte Schiffe zu Hülfe käme:

käme; den Damm von beiden Seiten schräger gegen Süden zöge, feste Bollwerke auf versenkten Schiffen in der Mitte errichtete, und besonders im Winter unter dem Eise, (welche Herkulische Arbeit!) weil da von den Wellen keine Verwüstung zu befürchten wäre, den Bau mit Emsigkeit und Nachdruck fortsetzte, und was dergleichen weise Anschläge mehr sind. Es wird aber wohl, dem Anschein nach, bei allen dem sein Bewenden haben und der angefangene Bau in Frieden ruhen.

Der Ostrog oder die Wohnung für die Gefangenen, der aber jetzt blos noch einigen wenigen Missethätern Quartier giebt, besteht aus zwei großen und weitläuftigen Gebäuden von Holz, die mit doppelten starken und hohen Pallisaden umgeben sind, und auf mehreren Seiten Eingänge haben. Das äussere Thor war ehemals beständig verschlossen und sowohl im Innern des Hofes als von aussen mit einer starken Wache besetzt, und wurde Fremden nur im erforderlichen Falle geöfnet. Gleich davor ist die Hauptwache. Jetzt findet jedermann leicht Zutritt. Die Stuben sowohl für die Gefangenen als Soldaten sind geräumig und hoch, damit viele auf dem über einander angebrachten hölzernen Pritschen neben einander liegen können. Aber zurückschaudern muß man, wenn man in die Höhlen des Verbrechens und Elends

selbst

selbst eintritt. Der vermischte und durchdringende Geruch, die verpesteten mefitischen Dünste, und der abwechselnde Anblick von Grausen und Elend, Strafe und Roheit, Schande und tiefer Gesunkenheit der menschlichen Natur, bringen allerlei Bewegungen in der Seele und Sinnlichkeit hervor. Gebranntmarkte Menschen mit aufgeschlitzten Nasen und aufgerissenen Ohren; Nackende, die sich vom Ungeziefer reinigen und auf der Erde sitzen; hier welche, die spielen; dort andere, die allerlei selbstgemachte Kleinigkeiten feil bieten, Bettler u. s. w. sind hier alltägliche Erscheinungen. Und darunter befanden sich nicht nur Leute vom niedrigsten Pöbel und allerlei Volk, sondern auch welche von bessern Stande, die sich aber durch Verbrechen, sonderlich durch Raub und Mord, noch unter jene erniedrigt hatten. Einige von ihnen trugen im Gesicht und an Ohren und Nasen die Zeichen, daß sie das Leben verwirket hatten. Andern saßen blos Diebstahls und Betrügerei halber, ohne gebrantmarkt zu seyn, und hatten Hoffnung, ihre Freiheit wieder zu erhalten, nachdem sie ihre Zeit gesessen haben. Jetzt sind ihrer kaum noch hundert, darunter die Anhänger des Rebellen Pugatschews waren, deren ich im vorhergehenden gedacht habe, meist Abgelebte und Gebrechliche, die zu keiner Arbeit mehr gebraucht, doch aber bewacht, unterhalten und gekleidet werden.

Funf-

Funfzehn Meilen südöstlich von Reval liegt Weisenstein, das ursprünglich seinen Namen von einer weißlichen Kalksteinerde hat, die ehemals häuffig in der umliegenden Gegend gegraben wurde. Es ist eine kleine Stadt, die ihren eignen Magistrat und Gerichte hat, und die Kreisstadt der Provinz Jerwen oder des Weisensteinischen Kreises. Man sieht es wegen seines alten hohen Bergschlosses, das ich im Vorhergehenden beschrieben habe, über eine Meile weit in blauer Ferne vor sich liegen. Die Stadt erhielt im Jahre 1783 bei der Einrichtung der neuen Stadthalterschaftsverfassung von der verstorbenen Kaiserin Katharina II. erneuerte Privilegien, nachdem sie mit dem Freiherrn von Stakelberg auf dem nahe dabei liegenden Gute Merhof, auf dessen Grund und Boden die Stadt liegt, lange Zeit wegen ihrer Freiheit Prozeß geführet hatte. Sie zählt jetzt über 500 Einwohner, sowohl Deutsche als Russen, die sich vom Handel und mit Handarbeit nähren, und hat einen hübschen Markt, aber nur zwei Hauptstraßen. Das ganze Städchen ist klein genug, um es füglich in einer halben Stunde durchlaufen zu können. Die neuerbaute Kirche, welche ein längliches Viereck bildet und 1790 eingeweihet wurde, so wie das neue Gerichtshaus, fallen sehr ansehnlich ins Auge. Die

übri-

Rosenberg f.

Ein Theil der zerstörten Klosters Padis
in Ehstland.

übrigen Häuser sind von Holz, klein und schlecht. Merkwürdig sind die Rudera, die man noch auf einem Hügel von dem alten Schlosse sieht, das im zwölften Jahrhunderte erbauet wurde. Abgerissene Mauerstücke und ein Thurm ganz sind noch zu sehen. Man erblickt diesen Thurm in einer Entfernung von 4 Meilen wie einem alten dicken Baumstrunk. Er ist von beträchtlicher Höhe. Eine Meile von Weisenstein liegt das schöne Landgut Allenküll, einem Major von Baranoff gehörig. Der Weg dahin führt durch eine reizende Gegend, die ein majestätischer dunkler Tannenwald begränzt. Das Gut liegt an einem breiten Flusse, der nahe dabei sieben Inseln bildet, mitten unter lauter Gärten und grünen Gängen. Auf einer Fähre, die man selbst ziehen kann, fährt man über den Fluß nach den zwei gegen über liegenden Inseln, wo man die prächtigste Aussicht über den Strom nach der Brücke und den übrigen Inseln ins freie Feld hin hat, auf der rechten Seite das schöne Wohnhaus mit seinen Gärten, und zur linken das blaue Wasser mit seinem vielen Inseln und hohem Schilfe, zwischen welchem Enten und andere Wasservögel schwimmen. Ich sah wenig schönere Gegenden in Ehstland als diese, und sie wird durch den

Geschmack ihres Besitzers noch alle Jahre lachender.

Die Insel Oesel gehört blos insofern hieher, als ihre Bewohner Ehsten sind und darin die Ehstnische Sprache geredet wird; denn eigentlich gehört sie zur Rigischen Statthalterschaft. Sie liegt im Westen von Ehstland zwischen den 58 und 59ten Grade nördlicher Breite, und macht mit den umliegenden kleinen Inseln einem besondern Kreis aus, der unter dem Namen des Oeselschen Kreises bekannt ist. Sie bildet fast ein Dreieck und ist mehr lang als breit, voll kleiner Busen und Einwicken, und hat viele sich weit in die See erstreckende Erdzungen, die bald größer, bald kleiner sind. In der Länge beträgt sie gegen 15 Meilen und in der Breite an manchen Orten 10 auch nur 6 Meilen. Von Riga ist sie gegen 30 Meilen, und von Kurland gegen Süden 5 bis 6 Meilen weit entfernt. Sie begreift mit der kleinen Insel Moon 13 Kirchspiele. Es finden sich auf derselben hin und wieder stehende Seen, Flüsse und Bäche, ziemliche Waldungen und viel Strauch. Die dasigen Pferde sind etwas klein, aber dafür desto muntrer und dauerhafter. Im Winter ist die Insel häufigen Besuchen von Wölfen ausgesetzt, welche aus Ehst- und Kurland über das Eis dahin spatzieren. Arensburg,

der

der Sitz des Vicegouverneurs und des Kaiserlichen Kreis- und Niederlandgerichts, ist der beste Ort darauf und die einzige Stadt auf der ganzen Insel, denn von allen auf den gewöhnlichen Landkarten angegebenen findet man keine einzige. Sie hat ihr eignes Konsistorium, in welchem der Oberpastor den Vorsitz führt, eine mittemläßige Schule mit einem Rektor und Konrektor und 1500 Einwohner. Die Anzahl aller Seelen auf der ganzen Insel beträgt 35700. Sie ist also in Vergleichung gegen die übrigen Provinzen Ehstlands ziemlich volkreich. Die Stadt treibt Seehandel und es kommen jährlich gegen 30 Schiffe daselbst an, denn die Insel ist sehr ergiebig an Getraide, Holz, Flachs und andern Produkten. In Arensburg wohnen lauter Deutsche, und im Lande haben viele Deutsche Edelleute ihre Güter, die aber meistens klein sind, weil der größte Theil der Insel aus Domänen der Krone besteht, die hier ihre eignen Verwalter hält. Der Oeselsche Adel ist daher auch bei dem Rigischen und Revalschen zum Sprichworte geworden. Die dasigen Bauern leben besser, bequemer und ordentlicher, sind auch dabei etwas wohlhabender als die Ehsten auf dem festen Lande. Die Sprache dieser Insulaner ist die Ehstnische, welche nur wenig von der Sprache des festen Landes abweicht. Weil sie

sich aber auch mit mehreren benachbarten Völkerschaften abgeben, so sprechen daher viele Schwedisch, Russisch, Lettisch, manche auch Deutsch, etwas Dänisch und Holländisch, denn sie sind oftmals den Schiffern zum Schleichhandel behülflich. Sie unterscheiden sich auch in ihrer Kleidung, die schon der deutschen etwas näher kömmt, von den Ehsten des festen Landes. Sie tragen ordentliche Stiefeln und Schuhe, selten Bassseln. *) Ihre Häusser sind besser gebauet, reinlicher, mit Dielen und Fenstern versehen. Sie brennen auch keinen Pergel, das ist, Kien- oder Birkenspähne, in der Stube, sondern Licht. Viele von ihnen gehen auf das feste Land zur Arbeit, besonders zur Heu- nnd Kornärndezeit, ziehen Graben und Kanäle, machen Wege und fällen Holz. Sie sind Meister im Seehundfange, und wagen sich oft zur Zeit des Eisbruchs mit Lebensgefahr

*) Bassseln sind eine Art Bauernschuhe oder vielmehr Sandahlen, die aus rohem Leder verfertigt, aus einem Stücke geschnitten und mit Riemen zusammen gezogen werden, daß sie an den Fuß schließen. Aermere Bauern tragen im Sommer auch von Weidenbast geflochtene Schuhe. Wegen ihrer Weichheit lassen selbst Personen von Stande ihren kleinen Kindern anfangs Basseln aus zubereitetem Leder machen.

fahr auf die schwimmenden Eisschollen, um Seehunde zu schiessen. Den Speck und die Häute derselben verkaufen sie mit gutem Gewinn an die Schiffer oder Kaufleute. Da die Insel viele Klippen und Sandbänke in ihrem Umkreise hat, so stranden jährlich viele vorbeifahrende Schiffe. Katharina II. hat zwar das Strandrecht aufgehoben, allein die Einwohner der Insel sind so sehr an dieses unmenschliche Recht gewöhnt, daß sie sich durchaus nicht von der Beraubung der gestrandeten Schiffe wollen abhalten lassen; wenigstens eignen sie sich alles das zu, was die See auswirft. Ueberhaupt mögen sie gern auf das Kapern ausgehen, und verstehen sich treflich darauf, vom Grunde des Meeres verlohrne Sachen aufzufischen, daher sie auch fast beständig den Sommer und Herbst hindurch mit ihren kleinen Booten auf der See herumkreutzen. Um es desto besser bewerkstelligen zu können, gießen sie ausgelassenen Seehundsspeck auf die Oberfläche der See, wodurch sie so spiegelhelle und durchsichtig wird, daß sie in seichten Gegenden bis auf den Boden sehen können. Daß dabei der Ackerbau vernachläßiget werde, läßt sich leicht einsehen. Zwischen Oesel und der Insel Dagö sind etliche von den Schiffern bezeichnete Orte, die man auch auf den Schiffen, welche von Lübek kommen, nennen hört, nämlich Takkerort,

Pannerort und Pausterort, letzteres eigentlich Pawasterort. Dieses ist eine bloße Windmühle, welche man auf den Schiffen siehet und die statt eines Merkmals dient. Die Insel habe ich auf meiner Seereise blos von weitem gesehen, bin aber selbst nie darauf gewesen. Die hier gelieferten Nachrichten habe ich von andern. Relata refero.

Ein besonderes Kirchspiel macht noch die Insel Kühn aus, welche von dem Pernauschen Meerbusen, etwa zwei Meilen vom Lande liegt und eigentlich ein bloßes Filial von dem Kirchspiel Torgel ist: man kann sie aber füglich als ein für sich bestehendes Kirchspiel betrachten. Sie ist sehr klein, denn sie hält in der Länge nur eine Meile und in der Breite kaum eine halbe Meile. Sie hat vortrefliche nahrhafte, obgleich nicht allzuergiebige Viehweiden. Die Einwohner sind Ehsten, die auch die Ehstnische Sprache reden, aber durch den Umgang mit Leuten aus allerlei Volk, besonders Schiffern, gar bald noch andere Sprachen, als Russisch, Schwedisch, Lettisch, lernen. Sonst nähren sie sich vornämlich von der Fischerei und dem Seehundsfange, mit unter plündern sie auch den Strand. Es war ehedem gar häufig im Gebrauch, daß auf allen diesen Inseln und selbst hier und da auf dem festen Lande, längst der Küste der Ostsee,

um

um einen gesegneten Strand in den Kirchen gebeten wurde, das heißt nicht etwa, um eine fischreiche Aerndte, sondern daß recht viele Schiffe stranden möchten, damit es etwas zu plündern gebe. Der Prediger, wenn er gut und erhörlich gebetet hatte, bekam natürlich auch seinen Theil von dem geraubten Strandgute. Jetzt hat dieses Unwesen, durch strenge Verbote untersagt, fast überall aufgehört. Der Prediger von Torgel, welcher auf der Insel Kühn die Seelsorge hat, muß im Sommer alle drei, im Herbst und Winter aber nur alle 6 oder 8 Wochen, die beschwerliche Reise dahin machen. Sie beträgt über 3 Meilen und ist oft gefährlich, daher ihn jedesmal vier Männer mit einem Boote hin und zurückbringen müssen. Dies mindert aber die Gefahr bei entstandenen Stürmen wenig. Und die ganze Belohnung, die ganze große Ausbeute für diese gefahrvolle Mühwaltung ist jährlich, ohne sonstige Accidenzien 20 Rubel, und für jede Ueberkunft noch besonders ein Schaaf, also jährlich etwan 13 Schaafe.

Zwei-

Zweiter Abschnitt.

Schilderung und Charakteristik der Ehsten. — Ländliche Verfassung und traurigen Zustand der Sklaverei. — Kultur und natürliche Anlagen der Ehsten. — Ihre Frohndienste und Abgaben. — Eingeschränkte Rechte. — Trieb und Wunsch nach Freiheit und Versuche, sie zu erlangen, Empörung und Weglaufen. — Sklavensinn und Sklaventücke. —

Jetzt wende ich mich zu euch, ihr leidenden Mitbrüder am Finnischen Meerbusen, arme, bedauernswürdige, eines bessern Schicksals werthe Menschen! ihr waret einst frei und lebtet froh im Besitz eurer Habe, eurer Kinder, die ihr jetzt nicht mehr euer nennen könnet. Man hat euch euer Land, euer Eigenthum entrissen und zum Spielwerk willkührlicher Gewalt

ge-

gemacht. Wenige eurer Gewaltigen sehen euch als ihre Mitmenschen, als ihre Mitunterthanen an, die doch mit euch unter derselben höhern Herrschaft stehen. Möchte ich durch diese Schrift etwas zur Erleichterung eures Schiksals beitragen können, und mit feurigen Zügen die Worte in das Herz vieler eurer strengen und harten Beherrscher zu schreiben vermögen: bedenket, daß ihr Menschen seyd! — Und du, o Genius der Menschheit, leihe mir einen Griffel, der würdig und von strenger Wahrheitsliebe geleitet, jenes mannichfaltige Gemisch von Leiden und Freuden, von Guten und Bösen, die scheuslichen Larven des Despotismus, Aberglaubens und der Dummheit, das bunte Gewühl fremder Sitten und Gewohnheiten, die Volksfeste und den Kampf der Freiheit mit der Sklaverei, zu zeichnen im Stande sey, und blicke wehmüthig und mittleidsvoll auf jene stillen, friedlichen Bewohner eines fruchtbaren, für sie aber wenig Erquickung gebenden Landes herab. Bin ich auch gleich nicht im Stande, ihr Schiksal zu ändern und ihnen ihre Lasten erträglicher zu machen; so will ich doch wenigstens der Welt zeigen, was sie sind und seyn könnten, wenn man sie der Despotie entzöge und ihren Wirkungskreis erweiterte. Als Menschen verdienen sie wenigstens unsere Theilnahme und unser Mitleid.

Die

Die Ehsten sind im Ganzen genommen von mittlerer Größe und in ihrer Bildung mehr häßlich als schön. Dies gilt von beiden Geschlechtern. Denn wenn man auch unter dem weiblichen hier und da einige hübsche Gesichter und wolgebaute Körper findet; so siehet man dagegen zwanzig andre, die kurz und dick, unbehülflich, schwer, von gelber oder brauner Farbe sind, dicke Lippen und Backen haben und aus kleinen Augen blinzeln, ohne sanftes Lächeln oder einnehmende gefällige Züge. Nur wenige kann man groß, schlank und wohlgewachsen nennen. Unter den Männern findet man noch eher ansehnliche Körper, welche aber der plumpe, schwerfällige und schleppende Gang selten gerade trägt, und wenn sie auch sonst eine gute Physiognomie haben, so entstellt sie der lange Bart doch auf das häßlichste. Ueberhaupt betrachtet haben sie einen starken Knochenbau, und man sieht unter ihnen mehr kleine untersetzte Figuren als lange Gestalten, mit dicken festen Muskeln, nervigten Armen, braungelber Farbe, von der Sonne verbrannten Gesichtern, aber meistentheils ohne Ebenmaas, Proportion und richtige Stellung. Ihre Gesichtsbildung ist dabei ernsthaft oder vielmehr griesgramig, voll verbissenen Unmuths, einfältig, mager, eingedrückt; das Haar dünne, schlicht und mehr weis und gelblich, als

schwarz

schwarz oder braun. Im Denken und Handeln zeigen sie sich träge, unentschlossen, langsam und hartsinnig. Sie sind große Freunde der Seelen- und Leibesruhe und für mühsame, Anstrengung und Nachdenken erfodernde Tugenden und Laster gleichgültig und zu bequem. Durch Nachläßigkeit und Gleichgültigkeit versäumen sie öfters ihre Viehzucht, Oekonomie, ihren Ackerbau und ganzen äusserlichen Wohlstand. Der Ernst und Mißmuth, der die Stirn dieses Volks nur dann entfaltet, wenn es im Rausche geistiger Getränke sein Elend vergißt und sich mehr durch ein verzerrtes Lachen der Verzweiflung als durch einen Abdruck der angenehmen Empfindungen äussert, ist ein Zeichen der geringen Summe seiner angenehmen Gefühle, und der erstorbenen natürlichen Heiterkeit. Ueber seine Gestalt ist daher fast immer ein gewisses stilles Nachdenken verbreitet, das sich der Melancholie und dem Tiefsinn nähert, Wahrnehmung seines leidenden Zustandes scheint, und selbst bei der Aeusserung der Freude etwas Schreckliches und Tygerartiges an sich trägt. Mann und Frau führen diesen Stempel, und obgleich das Weibsvolk, wie überall, im Ganzen, muntrer, fröhlicher und eitler ist als die Mannsleute, so zeigt es dennoch in seinen Aeussern, nur zu deutlich, daß es eben sowohl die drückenden

Lasten

Lasten der Knechtschaft fühlet, nur aber für die Folgen weit unbesorgter ist, als das männliche. Daß sehr viele einzelne Ehsten und Ehstinnen bedächtige, fleißige, ehrliebende und in allem Betracht gute und auch wohlhabende Leute sind, brauche ich wohl kaum anzuführen. Diese schränken sich in ihre Zirkel ein, leisten willigen Gehorsam, versteigen sich nie und zeigen sich in ihren Geschäften beständig. Aber a potiori fit denominatio.

Von Kindheit auf an Druck, Härte und Tyrannei gewöhnt blickt der Ehste jeden scheu und furchtsam an, der nicht seiner Nation ist und nicht die Farbe seines Standes trägt. Er siehet selten jemanden gerade ins Gesicht, aus Furcht einen Tyrannen und Quäler anzusehen, und trauet daher keinem Fremden, nicht immer einmahl ohne Ausnahme seinem Prediger. Ist es nun ein Wunder, wenn nichts als Haß und heimlicher Groll, verbissener Unwille und tückische Bosheit gegen die Deutschen und Russen in seinem Herzen nisten, die er für seine Unterdrücker hält und so lange halten muß, bis das Joch der Sklaverei, das sie ihm auflegten, von ihm genommen wird? ist es ein Wunder, wenn diese Leidenschaften, die nur die Peitsche zurückhält, bisweilen in Thätlichkeiten und Empörungen ausbrechen? wenn unter solchen Umständen sein Aeusseres selten Zufriedenheit

und

und Wohlstand verkündigt? wie sollten da seine Mienen und Blicke Abdrücke von innerer Ruhe und Frohsinn seyn? Kann es einen daher wohl befremden, wenn man unter den Ehsten selten Gesichter sieht, aus welchen Wohlbehagen oder Fröhlichkeit hervorleuchten? Ueberall begegnen einem Jammergestalten, auf deren Stirnen die Falten der gedrückten und leidenden Menschheit ruhen, und überall haben Mangel, Verachtung, Druck, Despotismus die fürchterlichsten Furchen gezogen. Wo man geht und steht, nimmt man Zerrgesichter wahr, die von Dummheit, Aberglauben und Unempfindlichkeit starren; Augen, welche alle Augenblicke von Zorn aufgetrieben aus dem Kopfe heraus wollen, und den Reichthum, die Palläste, das Wohlleben, das Möblement und den Luxus ihrer Despoten anklotzen, jeden Vorübergehenden neidisch und boshaft angrinzen oder einfältig angaffen; Mienen, von Sklaventücke und verbissenem Sklavengrimm verschroben und verunstaltet; höhnende Gebehrden und schadenfrohe oder neckende Gestikulationen hinter dem Rücken, die der an lange und schmähliche Knechtschaft gewöhnte Sinn hervorgebracht und ihnen gleichsam natürlich und zur Gewohnheit gemacht hat. Man macht daher bei einem auch nur kurzen Aufenthalte in Ehstland leicht diese zwei Beobachtungen: da, wodie Originale

zu

zu der obigen Zeichnung gefunden werden, ist die Herrschaft gewiß hart und grausam, und: die Leibeignen großer Güter, wo die Herrschaft nicht so tief in das Innere der häuslichen Verhältnisse der Bauern eingreifen kann, sind allemahl kühner, dreister und muthsvoller als die auf kleinen Despotien; aber weil sie dessen ungeachtet auch Sklaven sind, ebenfalls boshaft, tückisch und unverschämt gegen Fremde, besonders Deutsche.

Selten und nur in wenigen Gegenden, unter solchen Gütern, wo gütige, menschenfreundliche und großmüthige, wirklich edelgesinnte Edelleute regieren, kommen einem volle, blühende, rothe Gesichter vor, die Gram und Sorgen noch nicht eingedrückt, noch nicht verbleicht und verschrumpft haben. Desto mehrere dagegen, welchen man Mangel, Druck, hartes Sklavengefühl, Mißmuth und Leiden mancherlei Art ansieht. Indessen hat der gute Stoff, aus dem der Schöpfer auch diese Menschen formte, dennoch noch nicht ganz verdorben und die ursprüngliche Farbe nicht völlig verwischt werden können. Man siehet noch hin und wieder bei vielen die Anlagen der reinen Menschennatur zur Gutmüthigkeit, Redlichkeit, Aufrichtigkeit und Treue, die Neigung zum Wohlwollen und zur theilnehmenden Behülflichkeit; Gesichter, die Offenheit, Gewandtheit und

Bieder-

Biedersinn ausdrücken und dem Beobachter Freude entgegenbringen, trotz der eisernen Ruthe, womit der adliche Despotismus ihren Rükken geisselt, trotz der daumdicken und zwei Finger breiten Karbatsche, mit welcher der Barbarensinn ihrer Frohnvögte sie periodisch peitscht. Dahingegen sieht man auch wieder eine zahllose Menge ausgehungerter, abgemergelter, blasser und leidender, widerwärtiger, klotziger, hämischer, stupider und tückischer Gesichtsbildungen.

Mehr noch aber als durch dieses alles, werden diese Leute durch ihre schmutzige Kleidertracht entstellt, welche durchgängig schwarzbraunner wollener Wattmann ist, und durch ihre Unreinlichkeit, Schmutz und Unsätherei, durch ihren steten Schweis- und Rauchgeruch, durch ihr ungesittetes, äusserst tölpisches Wesen, durch die Heftigkeit ihrer körperlichen Bewegungen beim Sprechen, durch die Verzerrungen ihrer Gesichter, und durch ein kreischendes Geschrei und heulartige Töne, welche sie bei jeder Kleinigkeit ausstoßen, äußerst verhäßlicht, widrig und unleidlich gemacht. Wenn man in den Dörfern, auf der Straße, im Felde, u. s. w. welchen begegnet, so starren sie einen mit einfältigen, dummen Klotzgesichtern an. Hebt man ein Steinchen, eine Schnecke oder Muschel auf, oder pflückt man eine Blu-

me,

me, ein Kraut und dergleichen ab, so bleiben sie wie versteinert stehen und blicken neugierig und verwundert dahin, als wenn man etwas sehr Kostbares aufhübe, oder einen Schatz gefunden hätte. Merken sie dann, daß es nur eine Kleinigkeit, eine unbedeutende Blume, ein Stein oder so etwas war, und daß man sie in die Tasche steckt, oder in die Hand nimmt; so lachen sie herzlich darüber und machen unter sich allerlei spöttelnde Glossen über den Deutschen. Ueberhaupt sind Satire, Ironie, List, Schlauheit und heimtückisches Wesen, Hauptzüge ihres Charakters, die aber mehr auf Rechnung ihrer Unterdrücker als auf ihren eigenthümlichen Charakter kommen, denn man findet alle diese Fehler auch bei den Letten und Finnen, nur in einem niedrigern Grade. Fast überall richtet sich der Bauer nach seiner Herrschaft. Ist diese menschlich, gütig und freundlich; so ist auch ihr Unterthan zutraulich, höflich, behülflich und in seiner Kleidung und Wohnung reinlich. Ist der Edelmann geizig, hart und herrschsüchtig; so verbirgt sein Sklave seinen Wohlstand, vergräbt sein Geld, schleicht mit Verdrossenheit und Trägheit einher, so daß die jüngsten Kerls und Mädchen gehen, als wenn sie die Füße nicht aufheben könnten, kleidet sich in Lumpen und läßt sein Haar zerzaußt um den Kopf hängen, und ist

so

scheu, daß er kaum wagt, einem Fremden auf seine Frage zu antworten, oder ein kleines Geschenk anzunehmen. Mißtrauen und knechtische Furcht lassen ihn dabei kaum auf seinen Erbherrn aufblicken, und er zittert oft schon, wenn man ihn nur anredet, weil er bei jeder Frage eigennützige Hinterlist und Argheit vermuthet. Er kennt durch tausendfältige Erfahrungen die Habsucht der Herren des Landes und sucht ihnen daher so viel wie möglich auszuweichen, ihnen seine Lage, seinen Erwerb, sein Vermögen zu verhehlen. Immer stellt er sich arm, hülflos und elend, immer klagt er über erlittenes Unglück und seufzt über böse Zeiten. Bei der geringsten Kleinigkeit thut er geheimnißvoll und scheint gleichgültig gegen Gewinn und reichen Erwerb.

Einen Nationalcharakter hat dieses Volk nicht, da sie Sklaven sind. Es fehlt ihnen an Selbstständigkeit, dem eigenthümlichen Zuge eines freien Menschen. Wenn sie daher der Faulheit, Tücke, Halsstarrigkeit, Gefühllosigkeit und mehrerer Laster, die der gewöhnliche Antheil harter Knechtschaft sind, beschuldigt werden; so hat dieses seinen Grund in dem Mangel an Selbstständigkeit. Um aber selbstständige Wesen seyn und als solche handeln zu dürfen, werden ihnen unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt. Ueber ihren

Seelen-

Seelenzustand läßt sich daher auch eben nicht gar viel sagen, und dieser Gegenstand ist unter solchen Umständen bald erschöpft. Man muß einen Ehsten vor seinem großmächtigen Gebieter stehen und handeln gesehen haben, wie er mit ängstlicher furchtsamer Stellung die Kniee desselben streichelt, mit scheuem Blicke kaum aufzusehen wagt, in einer Entfernung von dreißig Schritten vor seinem Erbherrn den Hut zieht und mit gesenkten Haupte vorbeischleicht; wenn man sich eine Vorstellung machen will, wie tief der Mensch von seiner Würde herabsinken kann. Auch nicht den geringsten Zug eines selbstständigen, freien Wesens wird man an einem solchen Elenden gewahr. Das Bild eines gebeugten Sünders, der in Bewußtseyn seiner Vergehungen und im Vorgefühl der verdienten Strafe von der grausamsten, der fürchterlichsten Rache drohenden Juquisition da steht, und mit Furcht und Zittern jeden Augenblick dem schrecklichsten Urtheile entgegen sieht, könnte ein treffendes Gemählde eines vor seinem Erbherrn stehenden Ehsten darstellen. Ausserdem giebt die dunkelbraune Farbe des Rocks, der dünne graue oder röthliche Bart, und eine den höchsten Grad von Leiden, Aerger und Widerwillen ausdrükkende Physiognomie dem Ehsten ein trauriges, und für jeden gefühlvollen Menschen höchst nie-

derschlagendes Ansehen. Von Jugend auf drückt sich das Gepräge des Elendes und der Sklaverei in seinem Gesichte und Mienen ab, und Haß und tiefer Groll mit bitterm Abscheu verbunden ist die einzige kraftvolle Empfindung, deren der zu Boden getretene Ehste fähig ist. Der Deutsche ist ihm ein Schreckbild, ein Popanz für seine Kinder. Wenn diese schreien und lärmen oder nicht still und folgsam seyn wollen; so rufen die Eltern ihnen zu: ollewaid, Saxa tullewad! sey stille, der Deutsche kommt! Sehen daher die Kinder in einem Dorfe, wenn sie bei ihren Spielen versammelt sind, ungefähr einen Deutschen des Weges daher kommen; so lassen sie alles stehen und liegen und laufen mit dem Geschrei davon: der Deutsche kommt! An der Kleidung nämlich kennen sie sogleich jeden Deutschen, darunter sie überhaupt alle Nicht-Ehsten verstehen, es mögen nun wirkliche Deutsche oder Engländer, Franzosen u. s. w. seyn, die Schweden, Russen und Letten ausgenommen, für welche sie eigne Namen haben. Wegen dergleichen alttäglichen Aeusserungen von Widerwillen, Haß und Abscheu gegen die Deutschen und den Adel besonders, ist man auch immer vor Aufruhr und Empörung bange, weil da kein Deutscher lebendig davon kommen

würde. Bei jedem Kriege zittert man mehr von dem innländischen als auswärtigen Feind, und in dem letzten Schwedischrussischen Kriege zeigten sich auch hier und da entfernte Spuren des immer wachen Empörungsgeistes dieser Nation.

Die Verdorbenheit des moralischen Charakters der Ehstländischen Bauern ist nach dem obigen eine unausbleibliche Folge. Mit Ruhe und gleichgültiger Gelassenheit sieht er oft Menschen und Vieh leiden und sterben. Diese Gefühllosigkeit erstreckt sich bisweilen auf seine eigenen Kinder, die er der Sklaverei entgegen wachsen sieht, und er fühlet selten Mitleid, wenn er sie hungern, oder ein stilles Bedauern, wenn er sie ertrinken sieht. Mit der größten Unempfindlichkeit peitscht er auf Befehl seines Herrn seinen Mitbruder, der ihm nichts zu Leide that, und eilt selten einem Unglücklichen zu Hülfe. Mit kaltem Blute schneidet er sich die Gurgel ab oder erhängt sich, wenn er sich vor der Strafe fürchtet. Aber in den meisten Fällen sind dies Wirkungen von der Härte, Grausamkeit und Tyrannei der Erbherrn. Der Herr von Fontin auf dem Gute Loper drohete einem alten Bauer, wenn er morgen nicht mit zwei Wagen Anspanne am Hofe erscheinen würde, sollte er zehn Paar Ru-

then

then bekommen. Der Mann hatte von jeher unter seinem vorigen Herrn immer nur drei Tage in der Woche mit einem Wagen Anspanne Gehorch prästirt. Er stellte das seinem Herrn vor, aber dieser beharrte bei seiner Drohung und Foderung. Der Bauer geht fort und sagt zu seinen Mitbrüdern: „der soll mir doch nicht Ruthen geben, mir, der ich bei meinem vorigen Herrn nie einen Schlag bekommen habe.“ Damit gieng er hin und erhenkte sich. — Ein Mädchen, welches die Frau von F. wegen eines Versehens bei der Wäsche auf dem Hofe mit eigner hoher Hand unbarmherzig hin und her peitschte, lief von einem Winkel zum andern und endlich in den Teich, wo sie ertrank. Herr B.... der Hofmeister, kommt eben gegangen, sieht das Mädchen liegen und hört die Tyranninn um Hülfe rufen, aber zu spät. Die Unglückliche wurde tod herausgezogen. Er seufzt bei der schrecklichen Scene. Die Frau von Kawer, welche mir dieses erzählte, machte hiebei die Anmerkung: „es sey von dem männlichen Geschlechte eine solche Handlung barbarisch, noch barbarischer aber vom weiblichen, dessen Bestimmung Herrschen doch gar nicht wäre.“ — In L. ziehen zween Bauern, erbittert über die Grausamkeiten ihres Peinigers, des Herrn von T.,

ihn, als er eben nach einer Hoflage *) ritt, vom Pferde herunter, schlagen ihn tod und schleppen ihn in den Wald. Man sucht nach und findet ihn noch am Leben. Er wird nach Hause gebracht und stirbt am dritten Tage. Die beiden Mörder laufen nicht davon, sondern lassen sich willig greifen und sagen vor Gerichte, nachdem ihnen ihr Todesurtheil angekündigt worden war: es thut uns nicht leid, wir sterben gern, denn wir haben doch unsere Mitbrüder von dem Tyrannen befreiet. Dergleichen Beispiele von Gefühllosigkeit und Kaltblütigkeit könnte ich mehrere anführen, aber es sey an diesen genug.

Ganz besonders grausam und hartherzig ist der Ehste gegen sein Vieh, vornämlich gegen die Pferde. Diese armen Thiere müssen am Ende immer wieder für alle die Schläge büßen, die der Bauer von seinem Herrn und dessen Verwalter und Frohnvögten, (dort Amtleute

*) Ist ein im Gebiete des Gutsherrn zur Vermehrung seiner Felder und Einkünfte, oder der Viehzucht wegen, angelegter kleiner Hof mit den dazu gehörigen Wirthschaftsgebäuden und Ländereien, ein Vorwerk oder kleiner Meyerhof. Bisweilen entsteht aus einer solchen Hoflage ein ganz besonderes, neues und abgetheiltes Gut.

leute genannt) empfangen hat; und die Arbeit, welche sie den Pferden auflegen, ist sehr schwer. Hafer bekommen sie selten, denn der Ehste braucht ihn häufig zum Verbacken für sich. Am kläglichsten ist das Ende, welches dieses geplagte Thier nimmt, wann seine Kräfte erschöpft sind. Jemehr seine Mattigkeit zunimmt, desto ärger peitscht er es, desto empfindlicher schwingt er sein treffendes Instrument. Die meisten Pferde fallen unter unerträglichen Schlägen nieder und endigen so ihr qualvolles Leben, das eher den Namen einer Hölle verdient, als der Zustand der Pferde in Paris, das die Franzosen im Sprüchwort die Hölle der Pferde nennen. Sie versuchen alle Kräfte und Mittel, ein solches unter seiner schweren Last seufzendes und niedergefallenes Pferd wieder zum Aufstehen zu bringen, prügeln es mit dicken Stöcken und wundern sich, wenn man ihnen zuruft, schonend zu seyn, über unser Mitleid mit der Bestie. Bleibt es unter den schrecklichen Schlägen, so schleppen sie es hinaus und verrichten selbst das Amt eines Abdeckers.

Aus dem Hasse gegen die Deutschen und den Erbherrn insbesondere entspringt jener unüberwindliche Widerwille gegen jede auch noch so nutzbare neue Einrichtung und Verbesserung. „Mein Großvater und Vater haben das nicht

gehabt,

gehabt, nicht so gemacht," ist ihre gewöhnliche Ausflucht oder Einwendung, wenn man ihnen einen neuen Vorschlag thut, ein neues besseres Werkzeug empfiehlt u. s. w. Daher hielt es so schwer, ehe der Bau der Kartoffeln, die nach dem siebenjährigen Kriege durch zurückkehrende rußische Offiziere nach Lief- und Ehstland mitgebracht wurden, unter den Bauern eingeführt werden konnte; daher sind sie noch bis jetzt nicht an die deutschen Dreschflegel zu gewöhnen, weil ihre Vorfahren mit krummen Prügeln draschen; daher wohnen sie lieber in ihren schmutzigen hölzernen Rauchstuben, als in reinlichen und bequemern oder steinern Häusern, die ihnen ihre Herrn hin und wieder aufzubauen anfangen; daher wollen sie nichts vom Würfeln und Rollen (Fegen) des Getraides hören, weil sie einmahl an das Windigen *) gewöhnt sind, und jede Neuerung für verdächtig halten. Immer denken sie, es stecke ein eigennütziger Kunstgriff des Erbherrn dahinter, der sich auf ihre Kosten und durch neu auf-

*) Die Reinigung des Getraides durch den Zugwind von der Spreu. Es geschieht auf einer Tenne, die vorn und hinten einen Eingang hat, in einem aufgehängten Siebe, das hin und her geschwungen wird, wodurch die Spreu davon fliegt oder herunter fällt.

aufgelegte Lasten bereichern wolle. — Eine andere Folge ist, daß mancher sein Künstlertalent, sein Genie, eine neue Erfindung, mit Fleiß verbirgt, damit er nur nicht gezwungen werde, es am Hofe zum Nutzen der Herrschaft anzuwenden. Ihr Talent ist ihnen auf diese Art mehr schädlich als nützlich, und man sieht es sonnenklar, daß Despotismus und Sklaverei alles Streben des Geistes niederdrückt und jede Schwingen, jede Kraft des Genies lähmt.

Wenn man den Ehsten keinen Nationalcharakter beilegen kann, so wird man auch vergeblich Nationaltugenden bei ihnen suchen. Diese sind das Resultat von einer großmüthigen, edeln Gesinnung, die bei den meisten Gliedern eines Volks herrschend ist, von Aufklärung und Kultur, Sittlichkeit und Reizbarkeit der Empfindungen. Alles dies ist leider bei der jetzigen Lage der Ehsten, nicht ihr Antheil. Man wirft ihnen vielmehr allgemeine Unredlichkeit, Tücke, Bosheit und Starrsinn als Nationallaster vor, und ich läugne nicht, daß diese mit noch mehreren andern häufig unter ihnen anzutreffen sind, wie sich weiter hin ergeben wird; aber man findet dagegen doch auch viele, die ihrem Herrn mit Treue und Redlichkeit zugethan sind, offenherzige, dienstfertige, ehrliche Leute, die es mit

Gott

Gott und Menschen gut meinen; und wenn auch jene Vorwürfe den größten Theil träfen, so verdienen sie dennoch eher Mitleiden als Verachtung. Sie haben wenig Aufklärung und Kultur, und, wenn auch nur wenige, dennoch immer einige Bedürfnisse. In einem so reichen Kornlande, wie Ehstland ist, das, wenn das Getraide nicht zum Brandteweinbrennen verschwendet oder zum Ausschiffen in die Magazine der Höfe geschaft würde, seinen Bewohnern Nahrung genug geben müßte; in einem solchen Lande im März von Korn entblößt seyn, an den Hof nach Brode gehen und es erbetteln müssen, ist drückend. Was Wunder, wenn es der Ehste für erlaubt und für gar kein Verbrechen hält, beim Dreschen und sonst dargebotner Gelegenheit etwas von dem Ueberflusse derer zu rauben, die von seinem Schweiße schwelgen? er muß unredlich, diebisch und betrügerisch werden, so lange offenbare Ungerechtigkeit gegen ihn ausgeübt wird. Unter gerechten, gütigen und menschenfreundlichen Herren, sind dergleichen Uebertretungen des: Laß dich nicht gelüsten! seltener und oft sieht man Züge von Redlichkeit, Treue und Wohlwollen, die einen überraschen. Ich werde weiter unten einige derselben zu erzählen Gelegenheit finden.

Bei allen diesen drückenden Lasten und mannichfachem Elende, bei aller ihrer Armseligkeit und Eingeschränktheit siehet man dennoch viele, wenn sie allein und für sich sind, ganz vergnügt, besonders bei dem erquickenden Getränke des Brandteweins. Da sie nur wenige Bedürfnisse haben, und keine andern als diese wenigen kennen, wünschen und begehren sie auch nichts mehr. Und dies ist wahrlich noch ein Glück für sie. Sie würden ihren Druck und ihr Elend noch weit tiefer fühlen, wenn sie Bedürfnisse hätten und kennten, aber nicht die Mittel zu ihrer Befriedigung wüßten. Man müßte das einzige Bedürfniß der Freiheit und Unabhängigkeit ausnehmen: aber auch dieses wissen sie gewissermaßen, wenn es auch durch Davonlaufen seyn sollte, zu befriedigen. Merkwürdig ist es indessen und durch Erfahrungen bestätiget, daß der Ehste einem strengen, aber dabei gerechten Herrn ergebener und mehr zugethan ist, als einem zu gelinden. Ihre Urtheile über ihre Herrschaften sind bisweilen sehr treffend und richtig. Ich habe mit mehreren gesprochen, die durch Erzählung einzelner Fälle von der Denk- und Handelsweise derselben, sie so genau charakterisirten, als der beste Moralist es kaum durch Schilderungen kann. — Der würdige Probst Glanström im Michaelisschen Kirchspiele erzählte

mir

mir einst, daß er einen alten Bauer von 80 Jahre begraben habe, dessen Verlust er wegen seines musterhaften Beispiels für andere, sehr bedauere. Einen so rechtschaffenen Mann, versicherte er mir, habe er noch nie unter den Bauren gefunden. Immer ruhig, gelassen und sich selbst gleich, habe man ihn nie murren oder über jemanden klagen hören, selbst nicht, — das will viel sagen, — über seine Herrschaft, welches unter den Ehsten das allergewöhnlichste ist. Stets habe er Gutes von andern gesprochen und ihre Fehler entschuldigt. Nie habe er über physisches Uebel und Unglück, als Viehseuchen, Krankheiten, Mißwachs ꝛc. geklagt, und darin oft selbst ihn, seinen Prediger, beschämt. Kurz, einen so durchaus braven und helldenkenden Mann, und einen so guten Christen, suche man gewiß unter den Ehsten vergebens, auch werde ihm dieser Mann unvergeßlich seyn. Wie sehr mich dieses freute, läßt sich denken, da man durch die Schuld ihrer Beherrscher unter dieser so verachteten, niedergedrückten Volksklasse so selten einen guten, edeldenkenden Menschen findet, welcher der Menschheit Ehre machte und ein Beweiß von der Würde derselben wäre.

Ein fremder Gebietsbauer kam einst zum Herrn von Mohrenschild, einen der Besserdenkenden und seine Unterthanen menschlich behan-

behandelnden Ehstländischen Edelmann, und erzählte ihm unter andern, daß sein Herr ihm verboten habe, aus dem Flusse zu fischen, der vor seiner Thür vorbeifloß. Der gute Mann konnte mit seinem gesunden Menschenverstande gar nicht begreifen, wie man einem des Fischen untersagen könnte in einem Wasser, das vor seiner Thür fließt. „Unser Herr Gott sagte er, hat es für alle geschaffen. Aber unser Herr wird uns noch endlich das Wasser selbst verbieten.“ — Ein Bogel von einem Bauer kam zu einem Goldschmidt in Pernau und fragte ihn, was er ihm für ein Stück Silber geben wolle, das er ihm bringen würde? Der Goldschmidt, sagte er müsse es erst sehen, und setzte ihm, um einen wohlfeilen Kauf zu machen, eine Bouteille Wein vor, durch die er ihn bald zu berauschen glaubte. Der Bauer ließ sich es treflich schmecken, und nachdem er die Bouteille ausgeleert hatte, wollte jener das Silber sehen. „Ja, antwortete dieser, ich habe es noch nicht, ich sagte nur, daß ich Euch ein Stück Silber bringen wollte, wenn ich einmal eins finden würde. Bis jetzt habe ich aber noch keins gefunden. Ich bedanke mich für die Bouteille Wein. Adieu.“ — Einst auf einem Spaziergange an einem schönen Wintertage begegnete mir ein Bauer mit einem Schlitten. Er fuhr langsam vor mich vorbei,

sah

sah sich oft um und hielt endlich stille. Als ich näher kam, fragte er mich und wieß dabei auf seinen Schlitten: „ob ich Lust zu fahren hätte?" Er sahe mich wahrscheinlich für einen Reisenden an, der wohl müde seyn könnte und gern eine Strecke führe. „Ach nein, lieber Mann, sagte ich, ich danke dir; ich gehe blos spatzieren." Er schien sich zu wundern, wie man bei einer starken Kälte auf der Straße herumgehen könnte und fuhr fort. Dieser Zug von Gefälligkeit gefiel mir sehr. Hier ist noch ein andrer. Als ich von Reval nach H. abgeholt wurde, kam noch denselben Nachmittag ein ehrlicher alter Bauer zum Major von P. Gesundheit und Redlichkeit glänzten von seinem heitern Gesichte. Was sein Mund sprach, schien auch sein Herz zu bestätigen und sein zitterndes Knie versagte ihm schier das Stehen. Der Major lies ihm daher einen Stuhl bringen und hieß ihn sich setzen. Dies wunderte und freuete mich zugleich, da eine so gütige Begegnung gegen Leute, die durch weiter gar nichts als durch ihren Stand von uns unterschieden sind, sonst unter den Liefländischen Edelleuten etwas seltenes ist. Auf sein Befragen, was er bringe, antwortete er, er wolle gern den Herrn sehen, den sein Sohn — (er war der Hofskutscher) heute aus der Stadt gefahren habe. „Hier steht er, sagte der Major

jor zu ihm.“ Er stand auf und umfaßte meine Knie. Abends nach Tische, ehe ich schlafen gieng, stand vor meiner Thür der Kutscher, sein Sohn, der mich geholt hatte, und überreichte mir ein Körbchen mit frischen Erdbeeren. Ein Geschenk von 5 Rubeln wäre mir nicht so lieb gewesen, als diese Erstlinge eines dankbaren und gutgesinnten Herzens, für einen halben Rubel, den ich ihm gegeben hatte. Ich dankte ihm für sein Geschenk und gab ihm noch ein kleines Trinkgeld. Solche Züge von Gutmüthigkeit habe ich mehrere unter den Ehsten gefunden. Sie stehen aber freilich immer nur als einzelne Ausnahmen unter der Menge von Beispielen fürs Gegentheil da.

Wirft man von den Einwohnern einen Blick auf die Kultur und ökonomische Verfassung des Landes, so wird man bald gewahr werden, daß hier beinahe alles dasselbe einförmige und durch langen Gebrauch gestempelte Ansehen hat. Eben weil die Ehsten alle Neuerungen verschmähen, und nur mit Widerwillen und Gewalt dahin zu bringen sind, von ihrer einmal angenommenen Lebensweise und Art zu wirthschaften abzugehen, ist sobald noch an keine reelle Verbesserung des Ackerbaues, der Viehzucht und überhaupt der Oekonomie zu denken. Die Bewirthschaftung der Hofsfelder sowohl als der Bauernäcker hat so viel Eigenthümli-

thümliches und Sonderbares, daß ich ein ganzes Buch über die Landwirthschaft in Ehstland schreiben müßte, wenn ich alles hieher gehörige sagen wollte. Es mögen also nur einzelne Winke, kurze Bemerkungen und Erfahrungen, sowohl eigne als fremde, über die Vortheile und Nachtheile der ländlichen Verfassung in Ehstland im Allgemeinen hier stehen. Ueber manches Einzelne der Landwirthschaft der Ehstnischen Bauern werde ich noch in der Folge Veranlassung finden, dieses und jenes anzumerken.

Im Ganzen genommen wird die Erde in Ehstland lange nicht so benutzt, als sie benutzt werden könnte. Eine der vornehmsten Ursachen dieses Mangels und dieser Vernachläßigung liegt auch hier wie fast überall, wenn von Verderbnissen und Gebrechen die Rede ist, in der Leibeigenschaft, unter welcher die Bauern seufzen. Der Erbherr hat das Recht, seinen Bauer von einem Stücke Landes auf das andere zu versetzen, und es, wenn es gut kultivirt worden ist, für sich zu behalten; ja er kann ihm alle eigne Wirthschaft nehmen, und, welches das allerempörendste ist, mit Weib und Kind vom Gute weg, wohin er will, verkaufen. Wo soll da Erwerbfleiß, Lust zur Arbeit und Emsigkeit mit Anstrengung herkommen, wo das Eigenthum nicht gesichert ist? ganz natürlich

lich wird da alles schläfrig und blos zum elenden Nothbehelf betrieben, kein Raffinement, keine Spekulation, kein Erfindungsgeist kann da keimen, viel weniger Wurzel schlagen, gedeihen und mit Erfolge angewendet werden. Alles wird daher, die Güter und Pastoratsfelder ausgenommen, meistens nur ins Kleine und nach dem alten Schlendrian getrieben. Man bleibt bei dem vom Großvater her geerbten Verfahren im Ackerbau und weicht nicht ein Haar breit davon ab. Die Hauptzweige der Landwirthschaft haben freilich auch mit ihren natürlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Das rauhe Klima erfordert eine pünktliche Bearbeitung der Felder einmal wie das andremal, zu welcher der kurze Sommer nicht immer hinreichen will. Der lange Winter erlaubt wegen des bisweilen entstehenden Mangels an Fütterung nicht allemal einem zahlreichen Viehstand und der Dünger wird dem Acker entzogen. Allein mancher dieser Schwierigkeiten wäre abzuhelfen, wenn die Herrn selbst an reelle Verbesserung dächten. Mangel an Menschen ist eine Hauptquelle von allerlei Verderbnissen eines Landes, und ihre Vermehrung ein wesentliches Stück einer weisen Staatsökonomie und einzelner Gebiete. Sie scheint da, wo an bearbeitbaren Lande Mangel ist, eben nicht nothwendig, allein dies ist ein bloßer Schein. Der Ueberfluß an Men-

schen

schen kann auf hunderterlei Art nutzbar seyn, bei Fabriken, zum Bauen, zum Verdienstverb an andern Orten, dahin man sie gegen Erlegung eines Stücks Geldes gehen läßt, zum Verkauf oder Vermiethen in solche Gegenden, wo es an Menschen fehlt. Die großen Moräste, die weiten Strecken wüster Länder, selbst die vielen unbenutzten niedrigen Buschländer sind ein Beweiß, daß das Land noch lange nicht hinlänglich bevölkert sey. Manche Herren wissen durch allerlei kleine Aufmunterungen die Menschenvermehrung in ihren Gebieten ungemein zu befördern. Sie geben z. B. einem jeden Heirathenden etliche Maas Brandtewein, und wenn er seine Braut aus einem fremden Gebiete bringt, ein Faß Bier zur Hochzeit; oder sie bewillkommnen die Nachricht von einem neugebohrnen Kinde mit ähnlichen trinkbaren Geschenken. Einem Vater vieler Söhne werden kleine Vortheile, Erlaß von schwerer Hofsarbeit und von Leibesstrafen bewilliget, ein Stück Landes ohne alle Abgaben zum Anbau und Unterhalt angewiesen. Lauter Mittel, die Bevölkerung zu befördern, und diese erfolgt gewiß, wenn man dem Bauer das ganze Jahr hindurch sein gutes Auskommen verschaft. Aber manche Erbherrn erschweren das Heirathen, sprechen vom Kitzel vertreiben, und bewillkommen den ehelustigen jungen Kerl,

wenn

wenn er um die Erlaubniß ansucht, heirathen zu dürfen, mit der Karbatsche: oder sie strengen den Bauer so an, daß ihm vor drückenden Hunger, Sorgen und Mattigkeit alle Lust zum Kinderzeugen vergeht, daß er seine eigne Arbeit versäumt und wohl gar davon läuft. Der nur einigermaßen sein Auskommen findet, wird niemals entlaufen, selbst bei begangenen Verbrechen nicht; verbergen wird er sich, aber auch bald wieder zum Vorschein kommen. Den Armen hält nichts auf, selbst sein Weib und seine Kinder nicht, wenn er zu Hause bei schwerer Arbeit noch hungern muß; denn wo er hinkömmt, giebt man ihm doch für seine Arbeit wenigstens hinlängliches Brod.

Es ist himmelschreiend und für jedes gefühlvolle Herz empörend, wenn mancher geitzige und harte Erbherr einem Vater, der unter Kummer, Gram und sorgenvoller Beschwerde seine Kinder erzogen hat, dieselben unter diesem und jenem Vorwande wegnimmt und sie für seinen Dienst braucht. Sie, die jetzt erwachsen sind, sollten dem Vater zur Stütze dienen, von ihrer Beihülfe hofte er seine Belohnung, und siehe! der Herr zwingt ihn, einige davon an den Hof als Domestiken, oder an andere Bauernwirthe zum dienen abzugeben. Nun verwünscht der traurige Vater die Nacht, in der er sein Weib umarmte, und die kinderlose

Mutter fühlet die Schmerzen noch einmal, die ihr bei der Geburt den nahen Tod droheten. Jeder Bauer muß hinlängliches Gesinde, so wie der Hof seine Bedienung haben, aber muß man deshalb dem Vater den Sohn, der Mutter die Tochter mit Zwang und Gewalt wegnehmen? gemeiniglich kann man ohne Härte, durch Ermunterung und Beweggründe, den Bauer willig machen, das ihm überflüßige Kind auf einige Jahre einem andern als Knecht zu überlassen. Viele, denen es an Arbeit oder Brod fehlet, bieten ihre Kinder, besonders wenn sie deren viele haben, (welches jedoch ein seltner Fall ist), ohne geschehene Foderung an, vornämlich wenn sie wissen, daß sie am Hofe gut gehalten werden. Es ist beinahe in ganz Ehstland der Gebrauch, daß jeder Neuverheirathete unter den Bauern sogleich nach seiner Hochzeit seine eigene Gesindewirthschaft anfangen, daß heißt seine Einrichtung, Hofsarbeiten thun zu können, machen muß. Der Edelmann giebt zu dem Ende jedem jungen Anfänger zu seiner Unterstützung ein Haus, ein Pferd und etwa noch eine Kuh. Aber ist dies wohl für ganz arme Leute, von denen man Hofsarbeit in ihrem gangen Umfange fodert, hinreichend? sie müssen in Elend versinken, ihr kläglicher Zustand muß andere vom Heirathen abschrecken und so die Bevölkerung,

hin-

hindern. Es ist die Menschenmenge daher im ganzen Lande, wie schon im ersten Abschnitte ist gezeigt worden, zu der Arbeit, welche die Gutsherrn fodern, und auch die Bauern für sich zu verrichten haben, so unverhältnißmäßig, daß älternlose leibeigne Kinder leicht unter den Bauern Pflegeältern finden, in der Hofnung, daß diese einst durch die Arbeit derselben Belohnung und Ersatz für die Mühe und lange Beköstigung erhalten werden. Aber da geschiehet es gar oft, daß die Kinder, wenn sie herangewachsen sind, den Pflegeältern von dem Herrn genommen werden, und der Grund zur Entschuldigung eines solchen unbilligen Verfahrens ist dann gewöhnlich dieser: „es gehe nicht anders an, man müsse die Leute dahin setzen, wo sie zur Arbeit am besten zu gebrauchen sind.“ Ei, so ernähre der Herr doch auch die Waisen! — Wie kann nun unter solchen Umständen der Ackerbau und die Landwirthschaft gedeihen und Fortschritte machen? wird nicht recht geflissentlich aller Trieb dazu erstickt, und den Bauern alle Neigung und Hülfsmittel dazu benommen?

Das Brandteweinbrennen ist eine zweite Quelle von dem Verfalle des Ackerbaues und von der vernachläßigten Viehzucht. Es ist dies eine der sauersten Plagen und ein wahrer Verderb der Bauern. Es gehört mit zu

den härtesten Arbeiten, unter deren Last sie seufzen, und unter die Ursachen der wenigen Bevölkerung des Landes. Da, wo eine unermeßliche Menge Brandtewein oder Ziegel gebrennt wird, leidet allemal der Ackerbau, diese einzige und wahre, nie versiegende Quelle des Reichthums, und allemal sind die Bauern auf solchen Gütern die geplagtesten. Schon die unmittelbaren Arbeiten dabei sind drückend. Sie müssen, wenigstens zum Theil, über die gewöhnlichen Frohndienste verrichtet werden; und dann kömmt noch das Verführen in die Stadt dazu, das oftmals dem Bauer nicht einmal des Sonntags Ruhe gönnt. Hierdurch sind also die Bauern nicht nur im Ganzen elender, sondern auch dem Trunke ergebener geworden. Die Zeit, welche sie dem Felde und der Viehtrift widmen konnten, mußten sie in der Brandteweinbrennerei zubringen, und mancher fand sogar seinen Tod darin. Die Edelleute, welche vormals nur Liefland mit Brandtewein versorgten, setzen jetzt einen großen Theil desselben auch in Rußland ab, und versorgen sogar in manchen Jahren die ganze Flotte damit. Dergleichen übermäßige Lieferungen von mehrern tausend Eimern erfordern ein unaufhörliches Brennen, und fressen Holz und Korn in unglaublicher Menge. Sowohl das Brennen als der Genuß dieses Getränks verzehrt die

Kräfte der Bauern, und die Kontrakte mit der Krone ruiniren auch nicht selten den Edelmann, dessen Güter mit unerbittlicher Strenge sequestriret und dann verkauft werden, wenn er die versprochene Menge Brandtewein nicht liefert. So wird demnach der Brandteweinbrand in vielen Betrachte schädlich und dabei waldverderblich. Aber es bleibt nicht einmal dabei. Das Verführen des Brandteweins und der Ziegel in die Stadt oder auf andere Güter, ist eine neue Beschwerde. Die Bauern müssen beides oft zwanzig, dreißig, ja mehrere Meilen weit fahren und oft eben so schwere Lasten wieder zurückbringen. Die natürlichen Folgen von dergleichen schweren Transportfuhren sind, daß dem Bauer die Pferde in Menge fallen, und er nicht selten Schulden machen muß, um ein anderes Pferd zu kaufen. Damit aber die Bestellung der Hofsfelder nicht darunter leide, so leihet ihm gewöhnlich die Herrschaft das Geld dazu. Kaum ist aber die Aerndte geschehen, so wird dem Bauer ein Zahlungstermin gesetzt, binnen welchen er das Dahrlehn in Gelde oder Früchten abtragen muß. Um es zu können, muß er oft seine Produkte zu einer Jahrszeit, da sie am wenigsten gelten, verschleudern und hat also noch Schaden dazu. Mancher hat wohl sogar sein Leben beim Brandteweinbrennen eingebüßt.

Auf

Auf dem Gute Jeddefer fiel im Winter 1795 ein Mensch in den kochenden Brandteweinkessel, und gab am dritten Tage unter großen Schmerzen seinen Geist auf. Auf Kokenkau geschah einige Jahre vorher das nämliche, und ich könnte mehrere Fälle anführen, wo manche entweder ihre Glieder oder ihr Leben verlohren. Dennoch lassen die Adlichen das Brennen nicht, dennoch schonen sie ihre Menschen nicht, sondern brennen immer fort wie toll Brandtewein, diesen Verderb des Ehsten und vieler Deutschen. Ein braver Mann sagte mir einst: „und wenn über dem Brandteweinbrennen ein Mensch bei mir das Leben einbüßte, ich ließe es Zeit meines Lebens seyn; aber ich kenne Adliche, welchen das verdammte Brennen schon mehrere Menschen gekostet hat, und dennoch unterlassen sie es nicht.“

Es würde folglich ein wahres Glück für das Land seyn, wenn das Monopolium der Brandteweinbrennerei dem Adel abgenommen würde. Sie würden alsdann auf mehrere Artikel als das bloße Korn spekuliren, sie würden die Viehzucht eifriger betreiben, mehr Obst, Hopfen, Kartoffeln, Gemüse und Futterkräuter anpflanzen; sie würden aus den Waldungen mehr Nutzen ziehen und sie besser hegen; von der bösen, höchstverderblichen Gewohnheit des Rhödens und Küchisbrennens, das heißt der

Aus-

Ausrottung der Wälder durchs Feuer, (wovon hernach) von selbst zurückkommen und ihren Kornvorrath, den sie jetzt dem Brandteweinskessel opfern, williger zur Unterstützung der verarmten hungrigen Bauern anwenden. Welcher Segen würde auf ihnen ruhen! die ganze Landwirthschaft würde eine andere, eine bessere Gestalt bekommen und die Herren würden es durch die Erfahrung bestätigt finden, was sie jetzt nicht glauben, daß ihr Brandteweinbrennen der Grund vieler Uebel und ihr und ihrer Unterthanen Verderben sey. Würde ihnen dieser Weg zum Gewinn versperrt, so würde dagegen vielen andern Vortheilen die Thür geöffnet. Die Edelleute würden ihre Leibeignen mehr zur Ordnung und Nüchternheit gewöhnen und nicht zugeben, daß diese ihr Geld in den Krügen vertränken, (das doch am Ende wieder in ihren Beutel zurückkehrt), während sie kein Brod haben. Kurz, es würde ein neues und glückliches Leben unter ihnen beginnen, ein neuer Tag anbrechen, welcher der Anfang zum goldnen Zeitalter für Ehstland werden und die Herrn samt den Unterthanen beseligen und erfreun würde; aber freilich nicht auf einmal, sondern allmählig, wie die Genesung nach einer langwierigen Krankheiten. — Die wenigen Vortheile, welche das Brandteweinbrennen als Erwerbszweig für den Staat

und

und durch die mit denselben häufig verbundene Viehmastung nebst dem daher entspringenden vermehrten Dünger zum Besten des Ackers, hat, kommen nicht in Anschlag gegen die vielen Nachtheile desselben, vermehrte Getraidekonsumtion und daher entstehende Theurung, einen erstaunlichen Holzaufwand, der nothwendig Holzmangel und Theurung dieses unentbehrlichen Bedürfnisses in der Folge erzeugen muß, und, welches die Hauptsache bleibt, das Gesundheit- und Sittenverderbniß, das durch die mit den Brandteweinbrennereien vermehrten Krüge oder Brandteweinschenken in der Stadt und auf dem Lande unausbleiblich entsteht. Es ist nicht nur in Ehstland, sondern auch in Deutschland notorisch und ganz zuverläßig gewiß, daß seit zehn Jahren sich die Anzahl der Krüge und Brandteweinschenken beinahe verdoppelt hat, und in gleichem Verhältnisse das Sittenverderbniß unter den niedrigen Ständen allgemeiner und wie der Krebs um sich greifend geworden ist. Wann werden doch endlich für das wahre Wohl ihrer Unterthanen besorgte Erbherren und Landesregierungen erwachen und dem Unwesen mit Ernst steuern, das durch Vervielfältigung der Brandteweinbrennereien und Saufkrüge gestiftet wird! —

Der Holzmangel und die daher entstehende Theurung dieses wichtigen und nothwendigen

Arti-

Artikels fängt auch bereits in Ehstland in manchen Gegenden sich zu äussern an. Dennoch denkt man nicht an die Holzersparung, und wüstet unverantwortlich auf dieses unentbehrliche Bedürfniß los, sowohl von Seiten der Herren als der Unterthanen. Von Forstwissenschaft und Waldhegen haben die Herrn keinen Begriff, und die Bauern hauen oft um eines Hackeklotzes in die Küche willen, den schönsten Stamm um, lassen ihn verfaulen und gehen zu frischen Bäumen, wenn sie den andern Tag Holz brauchen. Zu den verderblichen Zäunen um die Kornfelder und Gärten werden tausende von jungen Stämmen umgehauen, und an neue Anpflanzungen wird gar nicht gedacht. Gleichwohl ist es gewiß, daß mancher alte verbesserte, oder neu angelegte, dabei sonst gut gelegene und geschonte Wald einträglicher seyn würde, als ein eben so großer Acker von der ersten Nummer. Das Säen ist mühsam, erfodert Zeit und kann nur füglich auf trocknem Lande geschehen. Die vielen Moräste und sumpfigten Gegenden aber könnten ohne sonderliche Mühe mit Pappeln, Weiden, Erlen und dergleichen bepflanzt und in kurzer Zeit reichlich davon Brennholz genommen werden. Das schönste Lagerholz läßt man ungenutzt verfaulen, und dadurch den Nachwuchs junger Bäume ersticken. Im Herbste und Frühjahre

jahre sollte man dergleichen Plätze, wo Stämme, Zweige, Reisig liegen, reinigen und das Holz fertig hauen, was im Winter soll abgeführt werden, denn durch trocknes Holz erspart man nicht nur beim Heizen, sondern auch bei dem Herbeiführen die Hälfte. Es giebt Höfe, die jährlich 2000 Klaftern Brennholz, und mit Inbegriff der Bretter eben so viel Balken verbrauchen. Das Bauen, sowohl der Bauernhäuser als der Hofsgebäude, das Heizen, der Heerd, der Brandteweinbrand, die Darröfen und Riegen *) fressen unbeschreiblich vieles Holz. Man setze noch das Küttisbrennen und die Rhödungen hinzu, und man kann, ohne Divinationsgabe, mit höchster Wahrscheinlichkeit, ja Gewißheit voraussagen, daß die Nachkommen bei den strengen Nordischen Wintern in Zukunft Mühe haben werden, bei allem Reichthum der Natur in den Waldungen, sich gegen die Kälte zu schützen, wenn die Herren nicht sorgfältiger auf die Erhaltung der Wälder bedacht sind.

Un-

*) Dasjenige Gebäude, das wir die Scheuer nennen würden, darinnen das Korn, wenn es vom Felde kommt, getrocknet und zu dem Ende ein ungeheurer Ofen geheizt wird. S. weiter unten.

Unter die vornehmsten Verderbnisse des Ackerbaues und der Landwirthschaft gehört auch das schon mehrmahls erwähnte Küttis-brennen und Rhödungschlagen. Beides heist nichts anders als neues Land machen, wie man es in Ehstland nennt, das ist, wenn man öde, unfruchtbare Plätze urbar macht, oder auch schon tragbares altes Erdreich, das aber ausgemergelt oder queckigt ist, durch Hülfe des Feuers erneuert. Es geschiehet dieses auf zweierlei Art, entweder durch das sogenannte Rhödungschlagen oder Küttis-brennen. Ist ein Stück trocknes Land mit Birkenbusch, jungen Erlen und andern Gesträuchen bewachsen, so werden diese umgehauen und bis tief in die Wurzel zu Asche verbrannt. Das Land wird hernach umgerissen, gepflügt und besäet. Das heißt röden, Rödungschlagen oder neues Land machen. Ein gerödetes Land trägt drei bis vier Jahre hintereinander vortrefliche Früchte, und wenn es von neuem gedüngt wird, auch wohl länger, selten aber über sieben Jahre. Dann muß es zehen und mehrere Jahre wüste liegen, ehe es wieder bebauet und besäet werden kann. Indessen schießt auf demselben wieder allerlei Buschwerk und Gesträuch an, es wächst gutes Gras da, das zur Viehweide gebraucht wird. Nach vielen Jahren kann es wieder einmal abgehauen

hauen und zu Rödungslande gemacht werden, da es denn wie vorher trägt. Ist aber ein Stück Land nicht hinlänglich mit Busch und Strauch bewachsen, um Rödung zu schlagen; so wird es tief umgepflüget, voll Strauch, Torf, Quecken, Wurzelwerk und anderer brennbaren Materialien getragen, und damit überall belegt, so dick und hoch, daß man die Erde kaum durchsiehet. Nun wird dieses Reißbund angezündet, es schmaucht und lodert abwechselnd, bis endlich der ganze Acker mit Asche und Kohlen bedeckt ist. Dies giebt gute, lockere, schwarze Erde und dient zugleich statt des Düngers. Man nennt es Küttisbrennen. Das Land wird dadurch ebenfalls auf vier bis fünf Jahre fruchtbar, taugt aber nachher zu weiter nichts.

Von diesem neugemachten Lande unterscheidet man die Mutterfelder oder Brustäcker, welche aus ordentlichen Ackerlande bestehen und Jahr aus Jahr ein bebauet werden. Jene Buschländer hingegen wechseln immer. Durch das ganze Gebiet, sowohl auf Hofs- als Bauernlande wird nach und nach alles Strauchland, das in 20 und 30 Jahren Wald geworden wäre, in Rödung und Küttisland verwandelt und wenn man durch ist, so fängt man wieder von forn an. Da es in Ehst- und Liefland noch Waldungen und Holz genug giebt,

achtet

man freilich dergleichen Strauch und niedriges Buschwerk wenig. Allein der Schaden, der aus diesem Rödungschlagen und Küttisbrennen entsteht, ist unbeschreiblich groß. 1) Werden dadurch die Wälder ruinirt. Strecken Landes von 10, 15 und mehr Acker würden nach 20 bis 30 Jahren die schönsten Birken, Erlen, Linden und Eichen tragen, und alsdann gewiß einträglicher seyn, als die eben so großen Felder von der ersten Güte. Aber Schonen und Anziehen solcher jungen Bäumchen hält man für lächerlich und viel zu mühsam. An den Holzmangel in der Zukunft denkt man viel zu wenig, und hält sich lieber an den näßern als entferntern Vortheil, daher die Erhaltung und Wartung der Wälder in Ehstland unter die frommen Wünsche gehört. 2) Ist dieses Röden und Küttisbrennen eine der sauersten Plagen und ein wahrer Verderb für die Bauern. Nächst dem Brandteweinbrennen auf dem Hofe gehört es mit zu den härtesten Arbeiten, welche die Ehsten zur Hölle verwünschen. Wie Lastthiere müssen sie, die sich mit weit nützlichern Arbeiten beschäftigen könnten, einen grossen Theil des Frühjahrs und Sommers in Wildnissen und Dickigten zubringen, um den gnädigen Herrn auf einige Jahre urbares Land zu verschaffen. Gute Oekonomen haben daher auch längst schon diese verderbliche Gewohnheit

abge-

abgeschaft, und kultiviren dafür desto besser die Brustäcker. 3) Wird hierdurch die Zeit zur Austrocknung der Moräste und zur Ausrottung des schlechten Holzes in denselben weggenommen. Dies wäre nicht nur eine leichtere Arbeit, sondern auch ein wahrer Zuwachs und Gewinn an Lande, das vorher ungenutzt da lag. Da wo man es versucht hat, geben die Felder in den ersten Jahren 20 und 30 fältig. Durch Abzugsgräben und Ausrotten der Wurzeln könnten nach und nach alle Moräste in gutes urbares Land verwandelt werden. Man wendet zwar ein, die Arbeit sey zu schwer, kostbar und es fehle dazu an hinlänglichen Händen. Allein sie ist wenigstens nicht schwerer als das Küttisbrennen und Rödungschlagen und fodert auch nicht mehr Menschen; zudem lohnt sie in der Folge reichlicher und auf längere Zeit. Endlich 4) leidet auch durch das Sengen und Brennen die Viehweide. Zwar hat Ehstland Wiesen, Heuschläge und Weideplätze genug; aber dadurch, daß man lauter solches Land, welches die schönste Viehweide und das herrlichste saft- und kraftvollste Gras trägt, zum Küttis und zur Rödung nimmt, wird mit der Zeit desselben doch immer weniger, und wenn solches Erdreich nach vier bis fünf Jahren ausgemergelt und entkräftet ist, trägt es doch nur schlechtes und mag-

res Gras. Daher die elende Beschaffenheit der Viehzucht und des Viehes selbst in Ehstland, besonders bei den Bauern. Diese hat Mangel an Dünger zur Folge, und so fehlt es hernach auch den Feldern daran, sonst würde Ehstland sowohl als Liefland noch ein weit kornreicheres Land seyn. Von Klee, Esparsette und andern Futterkräuterbau, so wie von der Stallfütterung wissen die Ehstländer nichts. Sie pflanzen noch nicht einmal allgemein die nützliche Kartoffel an, und wenn ihre Herrschaft sie dazu ermuntert, so sagen sie gewöhnlich: „was soll mir diese Frucht für Kräfte geben, unsere Väter und Großväter haben sie auch nicht gekannt und sind dennoch nicht verhungert.“ Das Vieh treiben sie frühzeitig auf die Weide, von der es aber, wegen der dürftigen Nahrung, mager und kraftlos zur Melke zurückkommt.

Einige Güterbesitzer vermehren ihre beständigen Aecker und Wiesen durch Austrocknen sumpfiger Gegenden vermittelst Kanäle und Abzugsgraben, lassen auch wohl das schlechte Holz und einzelne Gesträuche auf Morästen ausrotten, wenn der Boden fruchtbar und die Lage derselben zur Austrocknung hoch genug ist. Sie verdingen dann, weil es ihnen an eigenen Händen fehlt, die das Röden, Küttismachen und Branndtweinbrennen wegnimmt, das Ausrot-

ten und Grabenziehen an Russische oder Finnische Teichgräber, deren Gewerbe diese Arbeit ist, Quadratklafter, oder Ruthenweise, und weil sie in dieser Art von Arbeit sehr geübt sind, so machen sie dieselbe wohlfeil, und sie geht ihnen hurtig von der Hand. Solche Felder sind in den ersten Jahren ungemein ergiebig, und die höhern auf festern Boden bleiben auf immer gutes Land; auf torfigem Grunde aber sinken sie durch das Austrocknen des vom Wasser schwammigen Torfes ein bis zwei Fuß, und werden für Aecker zu naß und zu kalt, verwandeln sich aber dadurch in ergiebige Wiesen. Sobald die Kanäle und Abzugsgraben verschlammen, so schwellen diese Fluren wieder bis zur ersten Höhe an, geben viele Niedrigungen, und die vorige Mühe und Kosten sind verlohren. Eben deswegen, weil diese Arbeit schwer und kostbar ist, und mehr Hände erfodert, als die Güter entbehren und auftreiben können, auch die Vortheile nur vorübergehend und nicht wie bei den Brustäckern gleich, beständig und vor Augen sind, haben nur erst hier und da einzelne Güterbesitzer angefangen, sie in Ausführung zu bringen.

Die Bauart der Häuser auf dem Lande ist durchgängig, selbst bei den meisten Höfen des Adels, auf Holz eingeschränkt. Seit etwa 20 Jahren aber haben doch viele Herren

ans

angefangen, sich schöne steinerne Wohn- und Nebenhäuser, Wirthschaftsgebäude und Stallungen zu bauen, wodurch manches große Gut von weitem das Ansehen eines kleinen Städtchens bekommen hat. Die im ganzen Norden gewöhnliche Art zu bauen, nämlich mit queer über einander gelegten Balken, deren Ritzen und Zwischenräume mit Moos ausgestopft werden, ist überaus holzverwüstend und dem Feuer sehr unterworfen. Blos die Gewohnheit macht es, daß man sich ohne Zittern schlafen legt. Diese Häuser sind von kurzer Dauer und Haltbarkeit, dem Schwamme und der Fäulniß unterworfen, sonderlich auf feuchtem Grund und Boden, und sehen daher nach 50 oder 60 Jahren ihrem Untergange entgegen. Der einzige Vortheil ist, daß sie wegen ihrer Trockenheit gesund zu bewohnen sind und warm halten. Steinerne Gebäude sind freilich kostbarer, aber von ewiger Dauer, noch von den spätesten Enkeln bewohnt, in Feuersgefahr leichter zu retten, oder wenigstens bald und mit leichten Kosten wieder hergestellt. Von den Schlössern und festen Häusern, die Liefflands erste Eroberer baueten, sind noch einige bewohnbar, (die ich im ersten Abschnitte erwähnt habe,) weil ihre Mauern allen Verwüstungen trotzen. Eben daher wundert man sich billig, warum das Bauen von Stein nicht allgemeiner wird, denn

an Steinen und Steinbrüchen fehlt es nicht. Manche Besitzer müssen sogar ihre Balken kaufen, und ich weiß Fälle, da sie an ihr neuerbautes hölzernes Haus mehr wenden mußten, als wenn sie von Stein gebauet hätten. Die in Sachsen gebräuchliche Bauart von Fachwerk mit Zinsel- oder Wellerarbeit, da die Leimwände mit dazwischen gezogenen Stecken oder mit gespaltenen schlanken Weiden durchflochten werden, kennt man weder in Ehst- noch in Liefland. Die Mauern der Wohnhäuser werden entweder von Feldsteinen, Fliesen oder gebrannten Backsteinen, und wegen der Kälte und Festigkeit im untern Stockwerk drei und im obern dritthalb, auch nur zwei Fuß dick gemacht. Die zwei erstern Gattungen Steine geben insgemein kalte, feuchte und deswegen ungesunde Wohnhäuser, daher jetzt viele bei der dritten bleiben. Die Dächer sind in den Dörfern durchgehends von Stroh, und geben den Bauernhütten ein warmes, dichtes Ansehen, sie sind wohlfeil, leicht und fest, aber bei Feuersgefahr auch ohne Rettung verlohren. Viele Güter mit ihren Wirthschafts- und andern Nebengebäuden, Kirchen und Thürme, haben bretterne Dächer, die aber bald verfaulen, die Wälder ruiniren, sich werfen und nicht selten Schnee und Regen durchlassen. Schindeln sind nicht sehr häufig, und wo man

sie

sie anwendet, werden sie, so wie die Dächer von Brettern, roth angestrichen, wodurch sie nicht nur eine Zierde geben, sondern auch nicht so bald faulen. Schieferdächer sind ganz unbekannt, aber die Ziegeldächer, welche in Städten jetzt obrigkeitliche Verordnung sind, werden seit etwa 20 Jahren auf den Landgütern allgemein, sie bedürfen aber wegen der rauhen Witterung einer alljährlichen Ausbesserung, der häufige Regen macht sie mürbe, die Hitze und der Frost aber zersprengt sie. — Wenn man in den Vorstädten hölzerne Häuser duldet, so sollten sie doch aus der Stadt selbst ganz verbannt werden. Hierüber wäre in Dorpat eine Verordnung nöthig, da jetzt, wegen der neu anzulegenden Universität, viele Häuser gebauet werden.

Wie wenig man noch an eine reelle Verbesserung des Ackerbaues, der Wiesen und der Viehzucht, so wie überhaupt der Wirthschaft der Bauern, von Seiten der Gutsherrn in Ehstland gedacht hat, erhellet schon daraus, daß die meisten Ackerbauwerkzeuge und wirthschaftlichen Geräthe, die Stallungen, die Vorkehrungen gegen Viehseuchen u. s. w. in einem sehr kläglichen Zustande sind, und neuere Erfindungen, Entdeckungen, Mittel, Vortheile, fast gar nicht benutzt werden, obgleich viele der Herrn auf deutschen Universitäten Kollegia

über Oekonomie, Forst- und Kammeralwissenschaften gehört haben. Die wenigsten geben sich die Mühe, mit eignen Augen zu sehen und sich von der Oekonomie der Bauern zu überzeugen, sie zu verbessern und ihnen mit Rath und That an die Hand zu gehen. Wenn auch die Ehsten alle Neuerungen scheuen und gegen jede andere Einrichtung widerspenstig sind; so müßte diese endlich doch Eingang finden, da die Bauern ihren Herren unbedingten Gehorsam leisten müssen. Aber es ist den letztern selbst kein Ernst, ihre Leibeignen klüger zu machen. Wenn man so ihr Treiben, Thun und Wesen ansieht, so empfindet man alle Augenblicke Lust, sowohl Herren als Knechten in den allergemeinsten Dingen Unterricht zu geben. Es ist ein Jammer, die Wohnungen, häusliche Einrichtung und das Ackergeräthe der Leute zu sehen; man kann sich des Mitleids kaum erwehren und möchte ihnen das Alles besser sagen und zeigen. Aber einen Fremden hört man nicht: „das verstehen Sie nicht," Ihre ausländische Art zu wirthschaften passet bei uns nicht, sind die Formeln, mit denen sie alles abweisen, was man zu ihrer Belehrung ihnen etwa mittheilen will. Von den Bauern diese Sprache zu hören, befremdet einen nicht, aber daß auch viele Herren sie führen, beweiset, daß man sich selbst und seine Methode zu

wirthschaften für die klügste hält. Von einem Fremden würde also jedes Bemühen hierin eine vergebliche Unternehmung seyn, aber die Gutsherren, welche mitten unter den Leuten wohnen, ihre einzigen Befehlshaber sind, ihre Sprache, Denkungsart und Gewohnheiten am besten verstehen, die ihre Väter und Vormünder sind, sollten es sich zur angelegentlichsten Pflicht machen, die armen Leute hierin zu belehren, sie zu einer vernünftigern, vortheilhaftern und bequemern Landwirthschaft anzuführen und ihrer Schwachheit aufzuhelfen. Zur Erläuterung will ich der Kürze wegen nur ein Paar Beispiele anführen. Es fehlt beinahe überall, sowohl den Hofs- als Bauerfeldern weil sie zu zerstreut und weitläuftig sind, an der gehörigen Düngung. Und der Mangel an der letztern entsteht wieder daher, weil nicht Vieh genug gehalten wird. Das Vieh des ganzen Gutes, worunter ich hier vorzugsweise den Hof verstehe, ist gewöhnlich an einem Orte zusammen, und die Düngung muß mithin auf großen Gütern sehr weit, bisweilen zwei Meilen, gefahren werden, ehe sie auf den entfernt liegenden Feldern vertheilt wird. Zwar sind auf vielen, besonders großen Gütern, mehrere Ablager oder sogenannte Hoflager angebracht, deren jedes wieder besonders seinen Viehstand hat, aber das ist doch noch nicht zureichend.

reichend. Den Viehstand oder Stall nennt man dort einen Viehgarten, d. i. ein Viehhof, der ins Gevierte angelegt, auf den vier Seiten mit Ställen bebauet ist, und in der Mitte einen großen ofnen Raum hat, der bisweilen noch besonders umgattert und umpfählt ist. In der Mitte desselben ist die Miststätte. Bisweilen begreift man auch die Heerde mit darunter, daher der Ausdruck: er bauet einen neuen Viehgarten; sein Viehgarten bringt ihm große Einkünfte. Innerhalb diesem Raume, der von ansehnlichem Umfange ist, in den Ställen, wird den Winter hindurch das Vieh aufbewahrt, oftmals nicht angebunden, sondern los und frei wie die Schaafe. Im Sommer wird das Vieh, weil man die Stallfütterung nicht kennt, sobald als möglich auf die Weide getrieben, um das Futter zu ersparen; da geht nicht nur der meiste Dünger verlohren, sondern das Vieh findet auch im Frühjahr und Herbst wenig zu seiner Nahrung, daher das runzlichte, verschrumpfte und magere Ansehen desselben, die wässerige und wenige Milch. Eine Kuh, die 5 Maas Milch täglich giebt, wird schon für sehr nutzbar gehalten. Klee, Esparsette und andere Futterkräuter hat man nicht. Würde man sich auf deren Anbau legen und lieber weniger Rödung schlagen und Küttisbrennen; so könnte das Vieh den Sommer

mer hindurch auf dem Stalle gehalten, gefüttert, es könnte desselben weit mehr gehalten, mehr Dünger gewonnen und folglich das Feld besser gedünget werden.

Zweitens. Die Ehsten brauchen im Sommer zu Allem, was sie fahren, kleine, von ihnen selbst verfertigte vierrädrigte Wagen. Sie sind sehr niedrig, ungeschickt und unhaltbar, denn am ganzen Wagen ist kein Stückchen Eisen zu finden, selbst nicht einmal die Räder sind mit Eisen beschlagen. Leicht sind sie zwar, aber auch nicht dauerhaft und zerbrechen gern, daher man auf den Landstraßen in Ehstland immer Stücken von zerbrochnen Wagen, besonders Räder, findet. Die Axen sind schwach, statt der Wagenleitern sind einige dünne Bretter oder Schalen, in Form eines Schiffsbodens, zusammengelegt, in welche die Ladung eingelegt wird. An der Vorderaxe hängen zwei Stangen, zwischen welche das Pferd vermittelst eines Krummholzes, das über dessen Kopf gehet, gespannt wird. Dieses Krummholz ist ein starker, fast in einen halben Zirkel gebogener Stock, welcher bei einspännigen Fuhrwerken, dergleichen alle ehstnische Bauernwagen sind, durch seine Federkraft die Kummetriemen an jene Ziehestangen anklemmt. Da die Bauernpferde alle sehr klein sind, und es ihnen, wegen Mangel an hinlänglicher Nahrung

rung an Kraft fehlet; so haben sie an dem Wagen, wenn er beladen, der Weg schlecht ist und der Kerl noch etwa überdies darauf sitzt, schon etwas zu ziehen und können mit unter kaum fortkommen. Die Bauern aber, die gegen ihr Vieh sehr unbarmherzig sind, lassen ihre Peitsche keinen Augenblick ruhen, sondern hauen damit ohne Aufhören auf die armen Thiere, bis sie an Ort und Stelle kommen. Die Axen sind selten geschmiert, ob es gleich Theer genug im Lande giebt; ganz trokken bewegt sich das Rad um die Axe herum, und verursachet durch das harte Reiben einen unangenehmen Ton, als wenn man auf einer alten Violine krazte, oder als ob ein schweres Thor knarrte, welches man weit auf der Straße hören kann, ja bisweilen entzünden sie sich und gerathen in Brand. Da der ganze Wagen wegen der schlechten Zusammensetzung und des Mangels an Eisen beim Fahren oft dem Zerbrechen ausgesetzt ist, so verursachet dies dem Fuhrmanne viele Ungelegenheit. Wie leicht ließen sich diese Bauernwagen verbessern und so einrichten, daß zwei Pferde vorgespannt werden könnten, und nicht jedes Pferd besonders nöthig hätte, die unnütze Last eines Wagens nachzuschleppen. Sagt man nun seine Meinung hierüber und stellt den Herrn vor, daß, wenn der ganze Wagen 100 Pfund wiegt

und

und die darauf liegende Last 200 Pfund, zwei Pferde einzeln vorgespannt 400 Pfund Last ziehen; wären sie aber an einen Wagen zusammengespannt, so könnten sie 500 Pfund und mehr ziehen, weil ein ganzer Wagen wegfiele, und daß überdem zusammengespannte Pferde leichter als einzelne ziehen; so bekommt man nie eine befriedigende Antwort. Man wendet gemeiniglich vor, die Wege wären nicht fest genug, um schwer beladene Wagen zu tragen. Allein es ist bekannt, daß die Straßen in Lief- und Ehstland vortreflich sind, denn die Russen fahren mit großen Lastwagen auf allen Haupt- und Nebenwegen; auch die Kurländer, die ebenfalls weiches Land haben, fahren mit zwei und vier Pferden. Ja die Herren selbst rollen mit ihren stolzen vier- und sechsspännigen Wagen im ganzen Lande herum, ohne zu versinken oder einzubrechen. Die wahre Ursache von der schlechten Verfassung der Ehsten sowohl als der Letten, ist in der Gleichgültigkeit und Nachläßigkeit ihrer Herren zu suchen, von denen ein großer Theil es ungerührt und unbekümmert mit ansiehet, wenn ihre Unterthanen in dem tiefsten Elende schmachten. Ein böses Zeichen, wo man den Bauernstand vorsetzlich in Verfall kommen läßt, den Stand, welcher nicht nur die Stütze der Landgüter, sondern auch die Macht und der Reich-

thum des Staats ist, mit deren Wohlstand der Herren und der Fürsten ihrer genau zusammenhängt! — Es sey fern von mir, alle Gutsbesitzer in diese Klasse zu setzen. Es giebt viele unter dem Adel, die eine Veränderung in der Landesökonomie nicht nur wünschen, sondern auch Hand anlegen, heilsamen Vorschlägen Gehör geben und Eingang zu verschaffen suchen, die auch schon selbst auf ihren Gütern neue Einrichtungen eingeführt haben, und auch die Wirthschaft ihrer Bauern zu verbessern suchen. Besonders muß ich hier manche Prediger rühmen, die alle neue Entdeckungen benutzen und dankbar annehmen. Aber sie finden überall zu viel Widerstand, und diejenigen vom Adel, welche in manchen Stücken auf ihren Gütern für sich verbesserte Einrichtungen getroffen, und etwa ihren Leibeignen das Joch erleichtert haben, sind deshalb von ihren Mitbrüdern mit Spott und Verachtung behandelt worden, so daß ihr Muth endlich erliegen mußte, und sie alles wieder den alten Gang gehen ließen. Es ist zu beklagen, daß die Güterbesitzer in Liefland auf ihr Erb- und Herrschaftsrecht über ihre Bauern so stolz und eifersüchtig sind. Wer diese Seite berührt, der ist ihnen sogleich verdächtig, und sollten sie ihm auch im Herzen Recht geben. Spricht man mit ihnen von Verbesserung der Oekonomie,

nomie, so sind sie nur allzugeneigt zu glauben, man wolle die Leibeigenschaft ihrer Bauern abgeschaft wissen und eine Revolution anfangen. Zeigt man ihnen die Vernachläßigung ihrer eignen Vortheile, so argwöhnen sie gleich, man habe die Parthei der Bauern ergriffen, setzt sich schiefen Urtheilen aus und wird für einen gefährlichen Menschen gehalten. Eine vornehme deutsche Dame, die sich nach Liefland verheirathet hatte, äußerte einst ihre unverhohlene Meinung über die Bedrückung der Bauern und die Verbesserung ihrer ökonomischen Verfassung, mußte sich aber gefallen lassen, daß alle Achtung gegen ihr Geschlecht und ihren Stand aus den Augen gesetzt wurde. „Das verstehen sie nicht," sagte ein sonst feiner Herr, der sich getroffen fühlen mochte, „und überhaupt habe ich gemerkt, daß sie sich bei jeder Gelegenheit des liederlichen Gesindels annehmen." — Eine andre Dame behauptete in einer großen Gesellschaft, daß sie gar nicht wisse, was dem Ehstländischen Bauer fehle. Er habe es ja recht gut; wenn er einen Rock und zwei Hemden habe, so sey das genug. Wozu mehr? eins auf dem Leibe, das andere in der Wäsche, so könne er sich gar wohl behelfen.

Jeder Erbherr in Ehstland (und auch in Liefland) hat das grausame Recht, den Bauer

von

von einem Stücke Landes, das er sich kultivirt, urbar und durch seinen Fleiß einträglicher gemacht hat, auf ein anderes, vielleicht schlechteres, nicht selten noch wüstes, zu versetzen, und jenes entweder als das bessere für sich zu behalten, wenn es ihm gefällt und bequemer liegt, oder einem andern Wirthe anzuweisen. Ja er kann ihm seine ganze Wirthschaft und alles sein prekäres Eigenthum abnehmen, seinen Stand unter den Knechten des Hofes sowohl als einer Bauernwirthschaft anweisen, (ihn also vom Wirthe zum Knechte herabsetzen) seine Kinder, wozu er nur will, bestimmen, und, was das empörendste ist, ihn mit Weib und Kind von dem Gute weg verkaufen, wohin es ihm gut dünkt. Die Folgen davon sind — unabgesehen auf die Menschheit — für die Wirthschaft und den Zustand des Gutes, nicht zu berechnen. Einen Menschen von seinem väterlichen Erbgute wegjagen und ihm die Früchte seines Fleißes rauben, muß allen Muth niederschlagen, jeden Sinn und Trieb zur Thätigkeit und Arbeitsamkeit ersticken und faules, schlechtes Gesindel machen. Thäte man es blos gegen liederliche, schlechte und verschwenderische Wirthe, so möchte es noch hingehen. Aber so geschiehet es vielfältig blos aus Eigennutz, und man ist so einfältig, nicht zu sehen, daß es für das Gut, für den sittlichen Charakter

und

und Erwerbfleiß der Bauern, so wie für den eigenen Vortheil der Herrn, höchst schädlich und nachtheilig ist. Einen Wirth, daß heißt, einen Bauer, von seinem Gute absetzen, sollte nur ein äusserst seltener Fall seyn und blos zur Strafe geschehen. Leute, die aus der Hand ihrer Vorältern in ununterbrochener Folge ihr Land gleichsam als ein Erbstück empfangen haben, befinden sich allezeit am besten, sind treu, fleißig und arbeitsam. Die Sicherheit, daß nicht nur sie, sondern auch ihre Kinder und einst ihre Enkel und spätesten Nachkommen, ihres Fleißes Früchte genießen werden, macht sie allein unverdrossen und zu folgsamen Unterthanen. Wäre es daher immer ein stiller Vertrag zwischen dem Herrn und seinen Bauern, daß er sie auf ihrem Lande sichere, wenn sie ihre Schuldigkeit thäten und ihre Abgaben entrichteten. Beide würden dabei gewinnen. Einen guten Wirth auf schlechtes Land setzen, daß er es verbessere, lähmt allen Muth. Ist es doch nicht einmal zu rathen, einen graugewordenen Wirth das Gut zu nehmen um es seinem Sohne zu geben: lieber unterstütze man ihn, damit er nicht seiner Kinder Gnade leben darf, und ihm verächtlich begegnet werde. Dies wird des Herrn eigne Hochachtung und Liebe sichern, und das geehrte Alter wird in dem ganzen Gebiete eine Ermunterung zur Rechtschaffenheit, Treue und Gerechtigkeit seyn.

Manche Herren fehlen wieder auf einer andern Seite. Sie zwingen bisweilen einen Bauer wider seinen Willen zur Antretung einer Wirthschaft. Die Folgen davon sind Schulden, und Davonlaufen der Beschluß. Ein anderer Gutsherr machte es klüger. Dieser gab jedem neuangesetzten Wirthe, außer dem nöthigen Anspann und Geräthe, noch zehn Rubel zum Anfange, daher es ihm nie an Wirthen fehlte. Ein andrer Gebrauch, dem Neuansäßigen drei Freijahre zu bestehen, damit er sich anbaue und die wüsten Felder urbar machen könne, hat den Nachtheil, daß der Faule und Nachläßige in dieser Zeit ohne Anstrengung nicht weiter kömmt, sondern sich aller Hofsarbeit und Abgaben entwöhnt und erst recht träge wird, wenn er es vorher noch nicht war. Man gebe ihm lieber ein fertiges Haus, Anspanne und besäete Felder, so ist er gleich ein nutzbarer, geborgener und wohlbehaltener Bauer. Wer seine Wirthschaft mit Schulden anfängt, wird sich vielleicht derselben entledigen; allein er steht immer in Gefahr, den Muth zu verliehren. Würde ihm der Herr das ganz schenken, was er zum Anfange nöthig hat; so könnte er seiner Bezahlung aus der richtig geleisteten Arbeit gewiß seyn, und würde seine höchste Belohnung aus dem göttlich schönen Gefühle, Menschen glücklich gemacht zu haben, er-

halten. — Wer sein Gebiet etwas stärker nuzzen will, muß dasselbe natürlich nachdrücklicher unterstützen. Der Herr von . . . . vertheilte alle Herbste und Frühjahre an seine Bauernwirthe die ihnen fehlende Anspanne ohne Bezahlung. Wer dieselbe durch Liederlichkeit zu Grunde richtete, bekam Ruthenstrafe, blieb aber dabei immer Wirth, und mußte das ihm von neuen geschenkte Pferd durch Leistung richtiger und reichlicher Arbeit ersetzen. Ein Bauer ohne Anspanne ist in Ehstland lächerlich und wird ein Lostreiber genannt, weil er weder für sich noch für den Hof sonderlich arbeiten kann. Wo soll er im Winter Holz und im Sommer Brod hernehmen? Ein solcher hat selten einen festen Sitz, weil ihm von seinen Herrn keine Ländereien angewiesen sind, daher treibt er sich herum und muß sich als Taglöhner nähren. Im Dorpatschen, Pernauschen, Fellinschen und andern Kreisen, wo es viele Lostreiber giebt, müssen sie auch gewisse Tage zu Fuß am Hofe frohnen. Viele von ihnen dienen auch nicht um Lohn, welches man blos von Knechten zu sagen pflegt, sondern blos für Kost und Kleidung. In Lettland weiß man wenig von Lostreibern. Solche Arbeiten oder Frohndienste, welche ein Lostreiber wöchentlich seinem Hofe leisten muß, heißen Loostreibertage. Dergleichen Lostreiber aber, besonders wenn ihrer

viele

viele sind, werden ein Verderb des Gebiets, indem sie die Wirthe aussaugen, und die besten Buschländer *) derselben gegen geringe Dienste nutzen. Läßt man sie ohne alle Hofsarbeit, so erzeugt dies Faullenzer, indem sich auch andere diesen Stand der Ruhe wünschen. Zuviel Arbeit darf man ihnen aber auch nicht auflegen, weil sie kein Land haben, sondern sich und ihre Kinder durch mancherlei Geschäfte ernähren müssen.

So wie im Nothfall jedes Gut seinen Bauern Korn vorstrecken muß, welches eine billig gesinnte Herrschaft ohnehin thut und ihre Unterthanen ernährt, bei Mangel und Theurung ihnen Vorschüsse macht und sich dann das Getraide nach der Aerndte wieder geben läßt; so giebt es auch geitzige und habsüchtige Herrn, die auf vorgeschossenes Korn von ihren Erbleuten

*) Sind Gegenden und Strecken Landes, die mit Busch bewachsen sind, und oft mitten im grösten Walde, bisweilen auch auf Flächen liegen. Sie werden durch Hülfe des Feuers oder durch Säuren zum Kornbau tauglich und fruchtbar gemacht, etliche Jahre nach einander genutzt und dann der Ruhe überlassen. Nach Verlauf eines Zeitraums von 8 bis 10 Jahren bearbeitet man sie wieder auf dieselbe Art, und dies geht periodisch immer so fort.

ten nicht nur ein Uebermaas statt der Zinsen beim Zurückgeben nehmen, sondern oft noch ein großes Uebermaas fodern. Man nennt dies in Ehstland Bath. Auf Krondomänen muß der Bauer, wenn er Korn borgt, ein Sechstel Bath bezahlen. Viele Edelleute geben Korn auf Bath und fodern dann für zwei vorgestreckte Scheffel deren drei zurück. Dergleichen jüdischer Wucher ist durch obrigkeitliche Verordnungen verboten. Die Bauern sinken dadurch immer tiefer in Schulden, und ein Herr der dieses thut, befördert seinen und seiner Leibeignen Ruin. Selbst beim Eintreiben der sogenannten Gerechtigkeit, das heißt, der gesetzlichen jährlichen Abgaben oder Zinsen an Getraide, Geld, Flachs, Eiern und dergleichen, welche der Gutsherr von seinen Unterthanen oder der Prediger von den Bauern seines Pastoratslandes und Kirchspiels erhebt, ist Gerechtigkeit ohne Güte und Billigkeit, schädlich und das höchste Unrecht. Noch härter ist es, wenn sich manche die rückständigen, nicht geleisteten Arbeitstage ihrer Bauern mit Korn, das sie niedrig genug anschlagen, ersetzen lassen. Es ist himmelschreiender Wucher und Schande für die Menschheit, Leute, die ohnehin ihr Brod sauer genug verdienen müssen, so zu drücken. Ich sage dies nicht den edeldenkenden unter dem Ehstländischen Adel, die mein

Vorwurf gar nicht trift, und unter denen ich viele vortrefliche Männer als meine ehemaligen Gönner, Freunde und Bekannte verehre, sondern jenen feigen, elenden und niedrigen Seelen, die sich von dem Marke ihrer Leibeigenen nähren, und wenn es möglich wäre, ihnen auch die Seele aus dem Leibe zapften, um damit Wucher und Gewinn zu treiben.

Nach dem bisherigen wird man sich schon ein ziemlich treues Gemälde von dem traurigen Zustande der Sklaverei der Ehsten entwerfen können. Wenn die Farben des folgenden noch stärker aufgetragen seyn sollten, so bedenke man, daß die Natur der Sache es so mit sich bringt, daß alle Empfindungen und Gefühle sich aufregen, daß das Herz stärker schlägt, und das Blut aufs neue in Wallung geräth beim Andenken an jene Greuel und Unmenschlichkeiten, davon der Verfasser so oft Augenzeuge gewesen ist. Nicht Partheiligkeit, sondern strenge Wahrheitsliebe wird meine Feder leiten, und wenn ich in die traurige Nothwendigkeit versetzt bin, viele Schandthaten und Grausamkeiten zur Entehrung der Menschheit zu entdecken; so werde ich doch auch manche edle, große und erhabene Züge des menschlichen Herzens zur Ehre unsrer Natur offenbar machen, und mit Hochachtung und Dankbarkeit die Männer nennen, an denen ich sie fand, sie mochten im

Pracht-

Prachtkleide mit Orden und Band erscheinen, oder im lumpigen Kittel gehüllt einhergehen, in stolzen und prächtigen Palläſten mit orientalischer Weichlichkeit residiren, oder in niedrigen Hütten, von aller Bequemlichkeit des Lebens entblößt, oft aber mit mehr Zufriedenheit und einem edlern Herzen, wohnen. Ich erzähle gern Thaten und Handlungen, in welchen sich die Würde und Achtung der Menschheit, Selbstständigkeit und Eifer für das Gute darstellen; aber Einrichtungen und Behandlungen, welche die Menschheit schänden, werde ich auch in ihren kleinsten Zügen schildern, weil man hier nicht genug ins Detail gehen kann, wenn der Beweiß möglich ist, daß man nicht übertrieben habe.

Jeder Sachkundige behauptet, daß, seitdem Lief- Ehst- und Ingermannland Schweden entrissen worden, und unter Rußische Bothmäßigkeit gekommen ist, die Sklaverei in diesen Ländern mehr zu-, als abgenommen habe. Die Bauern hängen daher auch noch immer im Herzen der Schwedischen Regierung an, ohngeachtet die gelindere und leidlichere Modifikation der Leibeigenschaft unter derselben blos noch durch Erzählungen fortgepflanzt wird. Ich hörte oft während des letzten Schwedisch-Rußischen Kriegs ohne Widerspruch behaupten, daß, wenn es den Schweden gelingen sollte,

Herren des Landes zu werden, die Bauern ihnen ohne Ausnahme haufenweise zufallen würden, und dem Adel ein schweres Unwetter drohen könnte. Die Regierung in Reval und Riga wurde sogar hierauf aufmerksam und verbot, von diesem Kriege zu sprechen. Es ist wahr, auch in Meklenburg, Holstein und in der Lausiz existirt noch die Leibeigenschaft, aber sie erscheint hier lange nicht in der schrecklichen entehrenden Gestalt als in Ehst- und Liefland. In keinem kultivirten Staate kann sie härter gedacht werden, und mit mehr Bedrükkungen und Plagen verbunden seyn, als in Ehstland. Personen, die in Afrika und Amerika gewesen sind, versichern, daß selbst die härteste Negersklaverei nicht viel grausamer und barbarischer sey, als in diesem Lande. Menschenhandel zu treiben, steht jedem Erbherrn frei, wenn er es mit seinem Interesse vereinbar findet. Zwar dürfen die Bauern nicht mehr auf öffentlichen Markte oder in Auktionen verkauft werden; allein im Revalschen und Rigischen Wochenblatte findet man beinahe in jedem Stücke die Leibeignen einzeln und familienweise feil geboten. Ich war mehr als einmal Zeuge davon, daß mancher Edelmann einen Bedienten oder Bauer aus dem Dorfe gegen ein schönes Pferd oder ein Koppel Hunde vertauschte. Alle Jahre kommen Rußische Offiziere,

re, Bergwerksbeamte, Fabrikenunternehmer tief aus Asien heraus, ziehen im Lande umher und kaufen Bauern zu Rekruten und Arbeitern. Da wird von geitzigen, geldgierigen adlichen Seelenverkäufern mancher Vater oder Bruder seiner Familie entrissen und tief nach Rußland hinein verkauft, wo er seinen väterlichen Boden, sein Weib und seine Kinder, seine Brüder und Schwestern nie wieder siehet. Gewöhnlich werden freilich nur Taugenichtse, liederliche Wirthe und das faulste Gesindel, das durch keine andere Strafe mehr zu bessern ist, verkauft, und der Ehstnische Bauer kennt auch keine fürchterlichere Drohung, keine schrecklichere Strafe, als das Verkaufen unter die Russen. Wenn kein Mittel, ihn zur Ordnung und zum Gehorsam zu bringen, etwas hilft, so ist dieses noch das wirksamste. Aber es bleibt dennoch eine unmenschliche Grausamkeit, für ein Paar hundert Rubel einen Menschen seinem väterlichen Heerde zu entreißen, und ihn seine übrige Lebenszeit den schrecklichsten Mißhandlungen roher Barbaren Preiß zu geben. Man hält immer den Negerhandel für die tiefste Erniedrigung der Menschheit, aber ich weiß nicht, ob der Liefländische Menschenverkauf nicht eben so erniedrigend ist. Zwar findet man hier nicht solche Unmenschen, die, wie

die

die Westindischen Plantagenbesitzer, ihrem Sklaven, wenn er wegläuft und wieder erwischt wird, einen Fuß abſägen, oder durch andere Verstümmelungen zum Entlaufen unfähig machen. Aber manche würden vielleicht auch hier kein Bedenken tragen, dieſes zu thun, wenn es die Geſetze erlaubten, und der Bauer hernach noch zu ſeiner Arbeit tüchtig wäre. Einer mächtigen Caſte von Menſchen, unter deren willkührlicher Gewalt Tauſende von Sklaven auf das härteſte gemißhandelt, wie das Vieh gegeiſelt und nicht ſelten bis auf den Tod geprügelt werden, kann man es wohl zutrauen, daß ſie für dieſe Unglücklichen kein Mitleid fühlen werde, und daß alle Schonung, die ſie ihnen etwa noch angedeihen läßt, entweder blos aus Eigennutz, oder vom Zwange der Geſetze herrühre. Da wird der arme Leibeigne, oft eines kleinen Verſehens halber, oder wenn ſein Herr eben in übler Laune iſt, hingeſtreckt, von einem ſeiner Mitbrüder längſt der Erde beim Kopfe gehalten, während ein andrer mit einer zwei Finger breiten Karbatſche unbarmherzig auf ſeinen Rücken ſchlägt und ſo lange zuhaut, bis ſein Herr ſagt, es iſt genug. Ein Herr von U...ll, der wegen ſeiner Härte im ganzen Lande bekannt iſt und von den Beſſerdenkenden ſeines Standes verachtet

achtet wird, ließ einst einen Riegenaufseher *) durch dessen Nachläßigkeit eine Scheuer mit 500 Fuder Korn im Feuer aufgegangen war, so peitschen, daß ihm die Eingeweide — horrendum dictu! — aus dem Leibe drangen und der Unglückliche den andern Tag unter unsäglichen Schmerzen sterb. Um der Verantwortung vor Gericht deswegen zu entgehen, soll er vorläufig eine Summe an das Gericht eingeschickt und ein falsches visum repertum durch einen ebenfalls bestochenen Wundarzt gestellt haben.

Seit der neuen Stadthalterschaftsverfassung und schon vorher sind dergleichen schreckliche Mißbräuche der erbherrlichen Gewalt zwar eingeschränkt, und das Recht über Leben und Tod seiner Unterthanen dem Adel gänzlich genommen, auch durch den letzten Landtagsschluß der Liefländischen Ritterschaft das Verkaufen der Menschen sehr eingeschränkt worden. Es darf auf den adlichen Höfen keine eigentliche Gerichtsbarkeit mehr Statt haben, sondern alle Verbrechen, vornämlich kriminelle, gehören schlechterdings vor die Kaiserlichen Gerichte,

*) Der in der Scheune und Dreschtenne die Aufsicht hat, sie heizet und das ausgedroschene Getraide reiniget, auch das Korn in das Hofsmagazin schaft und dem Herrn berechnet.

richte, und die Bauern, welche strafbar sind, sollen dahin abgeliefert werden. Der Adel kann, wenn es genau genommen wird, keine eigentliche Leibesstrafe mehr über seine Leibeigenen verhängen, auch keine mehr verkaufen, als blos solche, die von ihren eignen Mitbrüdern für ausgemacht schlechte und inkorrigible Menschen erklärt werden. Allein unter dem Titel Hauszucht sind sie immer noch der Wuth und tyrannischen Willkühr ihrer Herrn, so wie der Geisel und Peitsche der Verwalter Preiß gegeben. So lange diese das Recht behalten, die Bauern durch Hülfe des Stocks, der Karbatsche und der schmerzhaften Ruthenstrafe zur Arbeit anzuhalten, die Arbeiter auf dem Hofe eigenmächtig für Faullenzerei und Liederlichkeit zu züchtigen; so lange es nicht durchgehends zum Gesetz gemacht wird, daß niemand ohne gerichtliche Autorität auf den Bauer zuschlagen, niemand durch Schläge seinen Zorn an ihm auslassen oder seinen Muthwillen an ihm ausüben dürfe; so lange bleiben gewiß die armen Bauern noch immer der Gegenstand der tyrannischen Wuth, nicht nur des Herrn und der Frau, sondern auch der Kinder, und vorzüglich des Amtmanns oder Kubjas, der bald ein Deutscher, bald ein Ehste ist, und oft härter verfährt als der Herr selbst. Beides wird aber schwerlich sobald geschehen.

schehen. Die Herren befinden sich so behaglich dabei, andere für sich arbeiten zu lassen und von ihrem Schweiße zu schwelgen, daß sie es klüglich zu hintertreiben und allerlei Hindernisse in den Weg zu legen wissen, wenn etwas zum Besten der Bauern höhern Ortes geschehen soll. Von Jugend auf an den Anblick der gemißhandelten Menschheit gewöhnt und in den stolzen Gedanken oberherrlicher Gewalt bestärkt, fällt es vielen gar nicht ein, daß das wohl anders seyn könnte. Der Bauer ist mein, denken sie, und ich bin sein Herr von Rechtswegen. Er ist dazu gebohren, mir zu dienen, dafür ernähre ich ihn, und ich kann von ihm fodern was ich will. Als ich einst mit dem Major von B. von einer liederlichen Dirne in seinem Gebiete sprach, die schlechterdings zu nichts taugte, und ihm den Rath gab, sie, wenn sie sich durchaus auf keine andere Art wollte bessern lassen, nach der Methode á la Siegfried von Lindenberg, die er bei des Küsters Bartholomäus Schwalbe Ehehälfte brauchte, zu kuriren; antwortete er: „ja, das wird auch wohl das Beste seyn. Ihr Leib und alles was sie hat, gehört mir: damit kann ich machen, was ich will. Ihre Seele aber gehört Gott zu, daran habe ich keinen Theil.“ So sehr kann die Gewohnheit auch bei sonst guten Gesinnungen das Gefühl der Menschen-

würde

würde unterdrücken! Der Major B. ist sonst ein guter, ehrlicher und billigdenkender Mann; aber hier — ist er wie die übrigen Erbherrn.

In diesem Stücke ahmen denn auch viele andere Deutsche diese Großherrn nach, und masen sich eine trotzige Herrschaft über die armen Bauern an, die das Unglück haben, unter ihrem Befehle zu stehen, z. B. Amtleute, die nichts anders als Deutsche Verwalter sind, Gärtner auf adlichen Gütern, Maurer, Zimmerleute u. s. f. Dies that auch der Gärtner auf dem Gute Pajak, der die unter ihm stehenden Arbeiter nicht nur mit Maulschellen, sondern auch mit Stockschlägen zur Arbeit antrieb. Der edle Herr von Knorring, dem das Gut damals gehörte, verbot ihm dies harte Verfahren, „weil seine Leute durchaus mit Güte und Menschlichkeit behandelt werden sollten;" der Mensch sollte auch schon einmal aus seinen Dienste, weil er diesen Befehl übertreten hatte. Wenige Wochen darauf schlug er wieder einen Bauer und nun bekam er seinen Abschied. Ueberhaupt ist der arme Leibeigene gewissermaßen der Zielpunkt eines jeden von der Hofsdienerschaft, und dem Spotte und der Mißhandlung aller, die über ihn stehen, Preiß gegeben, fast als wäre er dazu gebohren, Schläge auszuhalten. Und da nicht leicht jemand dem beleidigten Bauer beistehet, oder

viel

vielmehr, da der Bauer, so wie bei den Römern der Sklave, für seine Person fast gar nicht beleidigt werden kann; so mäßiget sich niemand, wenn er auf den Bauer zuschlägt, sondern strengt vielmehr alle seine Kräfte an, und ergreift das erste beste Instrument, das eben bei der Hand ist, am liebsten die Karbatsche oder Peitsche. Er sieht sich auch nicht lange um, wohin er schlagen oder welchen Theil des Leibes er treffen will; er schlägt, wohin er kommt und zielt meistentheils gerade nach dem Gesichte. Die Bauern wissen das auch, und pflegen deswegen, sobald einer ihrer Treiber den Stock oder die Peitsche gegen sie in die Höhe hebt, die Hände vor die Augen zu halten. Weil sie unter den grausamen Peitschenhieben und blutigen Ruthenstreichen oft vor Schmerz fortlaufen, und dann in einer Entfernung von 50 oder 100 Schritten sich auf die Kniee oder auf das Gesicht niederwerfen und um Schonung und Erbarmen bitten; so pflegen viele Herren und ihre Amtleute, wenn sie zum Voraus alle Gnade zu verweigern sich vorgenommen haben, den Sklaven auf die Erde niederstrecken, auch wohl einen oder zwei Mann auf ihm knieen zu lassen, bis er das volle Maas des unerschöpflichen Grimmes empfangen hat. Alle dergleichen Grausamkeiten geschehen auffergerichtlich, unter dem

Titel

Titel Hauszucht, ohne daß deshalb Ahndung von der Obrigkeit erfolgt, oder nur darnach gefragt wird. Die Verzweiflung und Furcht vor der Strafe treibt die Unglücklichen nicht selten zum Selbstmord. Ich habe schon Beispiele hiervon angeführt. Hier ist noch ein anderes. Unter dem Gute Tuttemäggi brachte eine Bäuerin ihrem Kirchspielsprediger ihr Kind zu begraben. Es war ihrer Aussage nach Hungers gestorben, weil der Herr des Gutes ihrem Hause nichts an Getraide habe vorstrecken wollen. Der Prediger meldet dies dem Gutsherrn. Dieser, höchst ergrimmt läßt die Mutter holen, binden und vor ihren Augen funfzig Bund Ruthen einweichen, in Salzwasser, wurde gar hinzugesetzt, mit welchen sie den folgenden Tag sollte gestrichen werden. Sie wird eingesperrt, fand aber in der Nacht Mittel, sich los zu machen und erhenkte sich. Ihr Adlichen! wie viel unschuldiges Blut eurer zertretenen Unterthanen schreiet gegen euch auf zu Gott! wie wollt ihr es vor diesem Richter verantworten, durch eure Tyrannei so manchen eurer armen Mitmenschen, die schon durch das Joch der Sklaverei unglücklich genug sind, gemordet zu haben! —

Man sollte kaum glauben, daß Personen von so feiner Erziehung wie die meisten Liefs und Ehstländischen Edelleute sind, solcher ent-

ehren-

ehrenden Grausamkeiten fähig wären. Man denke aber doch ja nicht, daß der Hang dazu, die falschen herabwürdigenden Begriffe in Absicht auf die Bauern, und solche Handlungen, die kaum ein fühlloser Heuker mit Gleichgültigkeit verrichtet oder ansieht, auf Rechnung der schlechten Erziehung und wenigen Ausbildung kommen. Die meisten sind, wie ich schon mehrmals gesagt habe, eben so kultivirt als ihre Standesbrüder in Deutschland, manche noch mehr. Viele studiren im Auslande und bilden sich auf Reisen, oder bringen ihre Jahre in St. Petersburg zu. Aber auf ihre armen Leibeignen hat ihre Verfeinerung so wenig Einfluß, daß selbst das sanftere Geschlecht, welches ebenfalls durch Gouvernanten und Hofmeister gebildet wird, im Hause und in der Küche ein strenges Regiment ausübet; viele ohrfeigen ihre Mägde mit der Hand und dem Pantoffel nach Herzenslust, lassen sie auch wohl bei wichtigern Versehen niederstrecken und mit der Karbatsche züchtigen. Dies thun auch nicht selten Ausländerinnen, wenn sie nach Lief- oder Ehstland verheirathet werden, und man will bemerkt haben, daß diese an Härte und Grausamkeit bisweilen die Inländerinnen übertreffen. Auch geschiehet es vielfältig, daß die Damen, wenn sie von Jugend auf ihr Leben auf dem Lande zugebracht haben, gegen ihre

Dienst-

Dienstboten viel härter sind als die Herrn; und daß auf manchen Gütern, welche adlichen Wittwen gehören, die Bauern unter einem weit härtern Drucke stehen, als bei den Herrn. Dieses scheint freilich mit dem sonst sanften Charakter des schönen Geschlechts in Widerspruche zu stehen. Wenn man aber bedenkt, daß sie von Jugend auf zur Unempfindlichkeit gegen die Leibeignen gewöhnt werden; so hört man auf, sich zu verwundern. Als Kinder sehen sie auf dem Hofe ihres Vaters Tag für Tag dem Schauspiele gemißhandelter und gezüchtigter Bauern zu, sie hören das Wimmern und Geheul dieser Unglücklichen unter den schrecklichen Ruthen- und Karbatschenstreichen: ja manche Aeltern sind so wenig vernünftig, daß sie ihre Kinder auch wohl herbeigehen und zusehen heißen, damit sie frühzeitig einen Begriff von der ihrem Stande zukommenden Gewalt und Herrschaft bekommen. In den meisten Häusern bekommt jedes Kind, sobald es der Amme entwachsen ist und allein gehen kann, einen Aufwärter von den Kindern der Leibeignen, über welchen dann das adliche Kind nach Gefallen schalten und walten kann und eine unumschränkte Herrschaft ausübt, auch wohl die Erlaubniß hat, es nach Willkühr zu schlagen und zu mißhandeln; wenigstens werden in manchen Häusern den Kindern in diesem

sem Stücke keine Schranken gesetzt, und sie werden wohl eher dafür gelobt, wenn sie sich frühzeitig streng und gebieterisch zeigen. Manchem rechtschaffenen Hofmeister blutet dabei das Herz, allein was kann er machen? er muß schweigen und thut wohl, sich nicht einmal merken zu lassen, daß er das harte Verfahren der gnädigen Herrschaft mißbillige oder für Unrecht halte, denn alles andere wird man ihm eher verzeihen als die Vertheidigung der Sklaven. Wagt er es, seinen Zöglingen hierüber andere Grundsätze, als die im Lande gewöhnlichen, beizubringen, oder ihnen mit Wärme und Freimüthigkeit, Güte, Humanität und Nachsicht gegen die Leibeignen zu empfehlen; so kann er unter zehen Fällen neune rechnen, daß solche Hofmeister mit dem größten Verdruße aus dem Hause gekommen sind, und auch er kann sich gefaßt halten, daß der Herr des Hauses unter irgend einem Vorwande Ursach finden werde, ihn als einen unbrauchbaren Mann wegzuschaffen. Schwer hält es dann für einen solchen, wieder eine Stelle zu finden, weil er in der ganzen Gegend als ein Bauernadvokat verschrieen wird. Er muß sich weit davon weg, am besten in ein anderes Gouvernement, machen.

Und dieser eiserne Druck dauert nicht etwa 20, 30 Jahre — nein, sein ganzes Leben hin-

hindurch muß der geplagte Ehste die Sklavenketten schleppen, noch in seinem Alter oft die Geisel und Streiche der Ruthen fühlen, und auch seine Kinder dem unaussprechlichen Sklavenelende entgegenwachsen sehen. Er nimmt sogar das peinigende Gefühl mit in die Gruft, daß sie nach seinem Tode entweder nichts, oder nur wenig von dem erhalten, was er besaß oder erwarb. Muth- und kraftlos, gelähmt am Geiste und Körper sinkt er hin zu seinen Mitbrüdern, und überläßt sich dann mit ihnen der Völlerei, um seinen Gram zu ersticken, oder auch nur der Trägheit, die ihm wohl thut, da Fleiß ihm selten Früchte trägt, sondern mehr Wasser auf seines Herrn Mühle führt. Mit seinem Vermögen — doch das hat er nicht, es gehört seinem Herrn, — also über seine Wirthschaft schaltet der Edelmann nach Gefallen und disponirt auch meistentheils nach Willkühr über die Hinterlassenschaft des Bauern, versiegelt seine wenige Habe und vergiebt das Land desselben, oder zieht es zu den Hofsfeldern, wenn es gut kultivirt ist. Man sieht hier, was der Geiz und die Habsucht vermag. — Aber, fragt man, wo bleibt denn die so oft gerühmte Humanität des Liefländischen Edelmanns, seine Bildung und sonstige Aufklärung? muß er nicht um seines eignen Vortheils willen dahin sehen, daß der Bauer geschont,

schont, sein Land erhalten und er nicht über seine Kräfte angestrengt werde, damit er nicht vor der Zeit alt werde und sterbe? — Die erstere Frage habe ich schon oben beantwortet, und die letztere, welche oft von den Edelleuten selbst aufgeworfen wird, wenn man sie auf die Folgen ihrer Härte und den Mißbrauch ihrer Rechte aufmerksam macht, ist auch leicht beantwortet. Eine Menge von Beispielen beweißt, daß die Vorstellung des eignen Vortheils bei weitem nicht immer so kräftig wirkt, als sie dem Anscheine nach wirken sollte. Was ist wohl einem Gutsbesitzer nachtheiliger als das Hinsterben seiner Arbeiter? gleichwohl strengen viele ihre Leute so über alle menschliche Kräfte an, und sorgen bei Krankheiten so wenig für Arznei und Heilung derselben, daß ihre Zahl sichtbar abnimmt. Bei Mangel an Brod unterstützen manche die darum bittenden Bauern so wenig mit Korn, daß sie statt dessen ihnen die Peitsche geben und manchen Hungers sterben lassen, während sie das Getraide lieber theuer in die Stadt verhandeln und ausschiffen lassen. O auri sacra fames! Und überdies kann ja eine vorsichtige Habsucht den armen Bauer unendliche Lasten auflegen, ohne eben fürchten zu dürfen, dabei einzubüßen. Der Scharfsinn in diesem Stücke geht eben so weit als die Arglist, mit der viele den bestimm-

brechende Eis über Seen und Flüsse, wissen es, daß unter ihnen der Tod wogt, und schon vor ihnen welche umgekommen sind, und achten es dennoch nicht.. „Wenn es meine Bestimmung nicht ist, sagen sie, daß ich jetzt sterben soll, so kann mir nichts widerfahren.“ Sie sind überhaupt entschiedene Fatalisten. Beispiele habe ich schon angeführt. Hier noch eins. Ein Mädchen, welches ein Handtuch gestohlen hatte und verrathen worden war, sollte eben nach Hofe zur Strafe abgeführt werden. Sie stürzte sich mit der größten Gleichgültigkeit in einen Brunnen. Zum Glück wurde sie noch herausgezogen und bekannte, daß sie dies gethan habe, um der wahrscheinlich harten Züchtigung zu entgehen. Ihr schien also der Tod ein kleineres Uebel zu seyn als die schmerzlichen Ruthen- oder Karbatschenhiebe. — Auch andere barbarische Auftritte entstehen aus dem Despotismus des Adels und seiner entadelten Denkungsart. Ein Erbherr hatte einen Leibeignen, der etwas von der Mahlerei verstand. Er befahl ihm, sein Wappen auf seinen Wagen zu mahlen. Der Mensch gab sich alle Mühe und glaubte, es sey ihm gelungen, und er werde den Beifall seines Herrn, seine ganze Belohnung, erworben haben. Als aber der gnädige Herr die Arbeit ansahe, mißfiel sie ihm so sehr, daß er den Mahler hinstrecken

und so lange prügeln ließ, bis er seinen Geist aufgab. Die Sache kam nicht zur Untersuchung, und der Edelmann blieb ungestraft. — So macht die Sklaverei das Talent mehr schädlich als nützlich und unterdrückt alles Genie. — Auf dem Gute P. hatte der Baron Cl. v. J. — einen Böttcher, welcher in seinem Handwerke ein geschickter Arbeiter war, nur dabei dann und wann dem Trunke nachhing. An Pfingsten 1791 hatte er sich die drei Feiertage hindurch nicht am Hofe sehen lassen: der Baron lies ihn daher suchen und Ruthenstrafe drohen, wenn er nicht an den Hof kommen würde. Endlich erschien er nach zwei Tagen und sollte gezüchtiget werden. Mit der grösten Gleichgültigkeit foderte er von der Ausgeberin ein Messer, das er schleifen wolle und schnitt sich damit in die Gurgel. Er wurde wieder kurirt und gestand hernach, daß er es gethan habe, um der Strafe zu entgehen. — Ein andrer Edelmann verreisete und hinterließ der Viehaufseherin den gemessenen Befehl, daß alle Woche, so lange seine Abwesenheit dauern würde, so und so viel Butter, Milch und Käse müßte geliefert werden. Als er zurückkam und die vorgeschriebene Quantität nicht fand, ließ er das Weib, ohne auf ihre Entschuldigungen zu hören, an einen Pfahl binden und so stark mit Ruthen geisseln, daß das Blut

von ihr strömte und die Unglückliche beinahe gestorben wäre. — Was ich hier von dem Drucke und der Sklaverei der Gutsbauern gesagt habe, gilt mit weniger Einschränkung auch von den Pastoratsbauern. Da die Prediger in Ansehung ihrer Bauern, beinahe gleiche Rechte wie der Adel haben, so darf man sich nicht wundern, wenn ihre Bauern eben so tief unter der Leibeigenschaft seufzen als die übrigen. Es giebt menschenfreundliche Predigen, (und ihre Zahl ist bei weitem die stärkste,) welche ihrer Bauern Loos, mit edelmüthiger Resignation auf manche Vortheile, ungemein erleichtern und sie mit väterlicher Güte behandeln; aber ich kenne auch welche, die mit ihren Leuten eben so tyrannisch verfahren, als die strengsten Erbherrn, und mit den letztern wohl gar gemeinschaftliche Sache machen, die Bauern zu tyrannisiren.

In dieser grausamen Leibeigenschaft liegt auch der Grund, warum die Ehsten, die sonst nicht ohne gute natürliche Anlagen sind, noch auf einer so niedrigen Stufe der Kultur stehen. Sie lernen bei einiger Anweisung, oft von sich selbst ohne alle Beihülfe, Künste und Handwerke mit leichter Mühe, und jeder Hof ist ein Beweiß, daß es unter ihnen Musiker, Gärtner, Tischler, Weber, Schuster, Schneider und geschickte Köche giebt. Sie sind Dich-

ter, sinnreich, satyrisch, erfinderisch, geistvoll, wenn sie Muse und Athem haben es zu seyn, und ihr Geist nicht ertödet wird. Ich habe welche unter ihnen gesprochen, die durch sehr treffende Räsonements den Charakter ihrer Herrn genau schilderten, mir von ihrem Lande und den Städten recht interessante Sachen erzählten, und über lächerliche Dinge, z. B. über die rothen Absätze an den Schuhen, mit beissendem Spotte urtheilten. In Reval predigte einst in der Ehstnischen Kirche ein Pastor, welcher der Ehstnischen Sprache nicht recht mächtig war. Nach geendigter Kirche fragte ein Bürger einen Bauer, wie ihm der heutige Prediger und sein Vortrag gefallen habe? „Ach, war die Antwort, Gottes Wort ist immer lauter und gut, was wollen wir armen Leute darüber urtheilen! aber halb deutsch muß der Herr Pfarrer mit unter geprediget haben, denn wir haben vieles gar nicht verstanden.“ Sie sagen dieses jedesmal, wenn ihnen ein Prediger nicht so recht gefallen hat. Und so beissend, bisweilen sogar witzig drücken sie sich oft aus, und reden vielfältig wie die Morgenländer in Bildern und Vergleichungen. — Auch ihr Kunstfleiß verdient Bewunderung, denn sie machen ihre Haus- und Ackergeräthe, ihre Werkzeuge und Kleider meistentheils selbst. Zuweilen versteht einer mehrere Gewerke zugleich,

gleich, ist Tischler, Drechsler, Böttcher, oder Friseur und Schuhmacher, Schneider und Gürtler, künstlicher Weber und Schmidt zusammen. Viele liefern so gute Arbeit, daß ihre Herrschaft oftmals gar keine Deutschen braucht, und ihre Arbeit der letztern ihrer den Preiß streitig macht. Wenn nur nicht die entehrende Sklaverei solche Mißverhältnisse hervorbrächte, und den guten Geist bei allen Unternehmungen und Gewerben erschlafte! Denn gemeiniglich gereicht dem armen Ehsten das Talent, das ihn in andern Ländern Brod und Bewunderung einbringen würde, zum Nachtheil und Verderben. Er muß an den Hof kommen und unaufhörlich arbeiten, ja manche Herrschaften verkaufen seiner Hände Arbeit und nehmen den Gewinn für sich. Er bekömmt höchstens Essen und Trinken, Kleider und ein Stück Buschacker. Er wird gar nicht gefragt, wie hoch er seine Arbeit schätzt, sondern er bekommt die Materialien dazu, und nun muß er sie liefern, wo nicht, so erhält er nicht selten statt der Bezahlung, Schläge. Will man ihm ja etwas geben, so sieht er das als gar nicht in der Regel an und bedankt sich zehnmal dafür. Ohne spezielle Erlaubniß darf keiner für einen Fremden arbeiten und sich etwas verdienen. Ein Tischler brachte einst ein halbes Dutzend schön gearbeitete und nach Mahagonyart ge-

beizte

beizte Stühle. Er ward von seinem Herrn dafür gelobt und die Belohnung — „siehest du, die sollen auch ins Putzzimmer kommen.“ Welche Ehre und hohe Gnade! weiter erhielt der Mensch nichts? nein, denn der Herr hatte das Holz dazu gegeben.

Die Ehsten sind nicht ohne besonderes musikalisches Gefühl. Ich will hieher nicht rechnen, daß sie bei allen ihren Vergnügungen, sogar beim Schneiden in der Kornärndte, zur Aufmunterung den Dudelsack haben müssen. Diese Liebhaberei ist allen nicht sehr gebildeten Völkern eigen. Manche verrathen eine feinere Anlage und einen tieferliegenden Geschmack. Ein Bauer hörte einst eine vierhändige Sonate von Mozart auf einem Forte-Piano spielen, trat ans ofne Fenster, hörte sehr aufmerksam zu, und gab durch allerlei Freude und Bewunderung ausdrückende Gebehrden seinen Beifall und sein Vergnügen zu erkennen. Er kam darauf nach erhaltener Erlaubniß ins Zimmer und hörte immer aufmerksamer zu. Als die Sonate geendigt war, hüpfte und sprang er, und rief aus, „das sey eine himmlische Musik, so etwas müßten die Engel da oben spielen, und dies Instrument sey tausendmal besser als sein Dudelsack.“ Darauf ließ er sich das Forte-Piano öfnen und betrachtete mit vieler Neugierde die Struktur und den Mechanismus

des-

desselben. Derselbe Mensch hat zu Hause eine liegende Harfe von zwölf Saiten, die er sich selbst verfertigt hat, auf der er Ehstnische Liedermelodien und Tänze spielt. — Würde der Ehste mehr Aufmunterung erhalten, gewiß er könnte in seiner Art viel leisten. Sehr künstliche, zusammengesetzte Werke lassen sich freilich von seinem in dem Kindheitsalter schlummernden Geiste nicht erwarten. Aber dieser dürfte nur geweckt werden, und er würde bis zur Bewunderung steigende Fortschritte machen. Jetzt ist alles, was er macht, noch einfach und natürlich; die Werkzeuge, die er zur Verfertigung seiner äusseren Bedürfnisse braucht, gleichen der Einfalt der daraus hervorgehenden Produkte, und zeigen in ihrem Mechanismus noch die ersten Vorstellungen ihres Erfinders, die sich auf ganz einfache Begriffe gründen. Die Weberstühle, auf welchen jedes Haus seine grobe und feinere Leinewand, so wie seinen Wattmann, (das ist, einen aus wollenem Garne gesponnenen oder mehr gedrehten, bisweilen mit Haaren versetzten groben Zeug, der, wenn er gewalkt und zubereitet wird, gegen Kälte und Nässe undurchdringlich ist,) verfertiget, sind sein vornehmstes und kunstreichstes Geräthe, und mit diesem Handwerke vereiniget er noch die des Gerbers, Tischlers, Zimmermanns, Maurers und andrer in sich, die

er

er vermuthlich so lange, als er in der engen Sphäre seiner Kenntnisse und Bedürfnisse bleibt, entbehren wird. — Mangel an Bedürfnissen setzt immer Mangel an Kultur voraus. Kein Wunder daher, wenn die Ehsten um mehrere Jahrhunderte in der Ausbildung zurück sind. Rechnen und schreiben können die allerwenigsten. Zwar sind überall Bauernschulmeister angestellt, aber die Bauern, welche ihre Kinder zwei, drei und mehrere Meilen weit zur Schule schicken müßten, sind zu arm, ihnen im Winter den nöthigen Unterhalt mitzugeben, und im Sommer wird wegen der vielen Arbeit an gar keine Schule gedacht. Die Schulhalter sind meist abgelebte Ehsten, die, um nicht Hungers zu sterben, noch nebenher allerlei andere Gewerbe treiben, und froh sind, wenn die Kinder höchstens etwas lesen und die fünf Hauptstücke herbeten lernen. Den unwissenden Aeltern bleibt es in den meisten Fällen überlassen, die Kinder zu unterrichten. Daher sieht es um die Geistesbildung dieses Volks äusserst kläglich aus, und Dummheit und Aberglauben erbt unvermindert auf jede folgende Generation fort. Der Adel sieht dies auch gerne und befördert es nach seinen besten Kräften und Vermögen.

Daß aus dem Ehsten allerdings etwas zu machen sey, wenn er Gelegenheit hat, die in

ihm schlummernden Anlagen zu entwickeln und seine Kräfte in Wirksamkeit zu setzen, zeigen so mannichfaltige Beispiele. In Wesenberg lebt der Landmesser Frei, von Geburt ein Ehste, der früh schon eine entschiedene Neigung zu mechanischen Arbeiten, zum Zeichnen, Mahlen und zur Musik äusserte. Er stahl in dem Hause seines Herrn während der Lehrstunden des Hofmeisters mancherlei ab, und lernte heimlich für sich schreiben. Da er ordentlich und treu in seinem Dienste war, schenkte ihm sein Herr, der einer von den wenigen Gutdenkenden war, die Freiheit, ließ ihn in der Stadt etwas lernen, besonders die Mathematik, und jetzt ist er einer der geschicktesten Feldmesser. Es ist ganz etwas gewöhnliches, daß diejenigen Bedienten, welche dem Hofmeister und den Kindern zur Aufwartung gegeben werden, bald schreiben und mahlen lernen, wenn sie nur einige Anweisung erhalten, ja manche lernen es vom bloßen Absehen. Die, welche es können, sind auch gegen ihre unwissenden Mitbrüder stolz darauf; ein Beweiß, daß sie nicht ganz ohne Ehrgefühl sind. Daß die meisten niederträchtig sind und gegen Ehre und Schande eine stumpfe Gleichgültigkeit zeigen, beweißt blos, daß man nie das Ehrgefühl in ihnen rege zu machen gesucht hat. Gebt ihnen nur erst wieder Muth und Selbstschätzung,

schätzung, Freiheit und ungehinderte Thätigkeit, öfnet ihnen Aussicht zu Aemtern und Ehrenstellen, ohne daß sie deswegen ihren Stand zu verlassen brauchen, laßt sie dabei Gewinn und Vergrößerung des Eigenthums im Prospekte sehen, sie werden sich bald auf eine höhere Stufe der Kultur empor schwingen, Eigenschaften, Tugenden, Vollkommenheiten zeigen, wie diese bei andern Nationen keimen und Früchte tragen. So lange man sie aber ins Knechtschaftsjoch einzwängt, kriechen sie Polypenartig in die dunkeln Höhlen ihrer Wälder, und scheuen das öffentliche Hervortreten unter die überverfeinerten obern Stände. Einsichtsvolle Prediger haben mir versichert, daß die natürlichen Anlagen, (nicht die Ausbildung) der Ehsten mit denen jeder andern Europäischen Nation wetteifern könnten. Daß aber dieses geplagte Volk noch nicht so kultirirt ist, wie es seyn könnte, wenn es die Mittel zur allgemeinen Bildung in den Händen hätte, und schon längst dazu Anstalten gemacht worden wären, kömmt gar nicht auf seine Rechnung, sondern es ist die Schuld ihrer Herrscher. Die Kaiserin Katharina II. that einen großen Schritt, den Bauern Muth und Selbstachtung zu geben, dadurch, daß sie verordnete, es sollten in der Ober- und Niederrechtspflege, so wie im Niederlandgericht,

einige

einige Bauernassessoren mit gegenwärtig seyn, und persönlich in den Händeln ihrer Mitbrüder, welche vor diese Gerichte gehören, mit schlichten. Der Präsident ist ein Adlicher und der Sekretär meist ein Deutscher. Allein der Adel weiß dieses weise und wohlthätige Gesetz der Kaiserin so unwirksam zu machen, daß damit für die Kultur der Ehsten nichts gewonnen ist. Obgleich ein solcher Bauernbeisitzer nicht das geringste Ansehen oder Gewicht im Staate hatte; (denn seit 1797 sind alle diese Einrichtungen wieder aufgehoben,) so konnte doch durch ihn die Kenntniß der Landesgesetze zu mehrerer Publicität unter die Bauern gebracht werden, und diese lassen sich noch überdies immer am liebsten durch ihres Gleichen richten. Es erhebt auch die Seele der Landleute, wenn sie sehen, daß sie gewürdigt werden, neben den vornehmen Deutschen Sitz und Stimme zu haben. Wenn nur dergleichen Bauernassessoren nicht zu bloßen Jaherrn von den Adlichen gemacht worden wären, und diese letztern nicht in allen den Absichten der weisen Gesetzgeberin Hindernisse in den Weg gelegt hätten! Die Lage der Bauernbeisitzer ist übrigens so wenig angenehm als ehrenvoll. Sie sind mit derselben Verachtung gebrandmarkt, die an ihren Mitbrüdern haftet. Man bietet ihnen nicht einmal einen Stuhl, son-

dern sie müssen auf einer Bank besonders sitzen und werden blos pro forma um ihre Meinung gefragt. Sie müssen das Licht zum Siegeln anzünden, den adlichen Besitzern und dem Sekretär die Mäntel abnehmen, und mehr dergleichen niedrige Dienste thun. Kann wohl so Kultur und Selbstschätzung befördert werden?

Um einigermaßen beurtheilen zu können, wie sich der Ehste vor seinem Herrn anstellt, und seine Art sich auszudrücken, so wie seinen Anstand, kennen zu lernen, setze ich ein Gespräch her, wie er es mit seinem Gebieter etwa halten würde. Seine Antworten sind manchmal so trocken und doch dabei so drollicht, daß man sich des Lachens kaum enthalten kann. Er redet gern durch Umschweife und vergrößert oft die Sache, ganz nach morgenländischer Art. Es ist z. B. einer geschlagen worden, kommt und beklagt sich deshalb bei seinem Erbherrn. Er tritt in die Stube, nachdem er vorher im Hause den Hut oder die Mütze abgelegt und sich tüchtig geräuspert hat, faltet die Hände oder läßt sie natürlich sinken, redet kein Wort und bleibt auch so gemeiniglich an der Thür oder beim Ofen, stehen, bis ihn der Edelmann anredet:

Was sagst du, oder: was willst du? (mis sa raegit? miss sa tahhat?)

Der Bauer. Gott weiß, lieber Herr! (hier kratzt er sich hinter den Ohren, eine allen hiesigen Bauern zur Gewohnheit gewordene Unanständigkeit, wenn sie mit einem Deutschen sprechen. Mehrentheils ists ihnen da so nicht ganz recht.)

Herr. Nun, was willst du denn?

Bauer. Ich hätte wohl etwas bei dem Herrn anzubringen, wenn ihr mich nur anhören wolltet.

Herr. Nun, so rede doch. Sag, was ist es?

Bauer. In unserm Dorfe ist kein Leben mehr.

Herr. Wie so?

Bauer. Arro Jürri raset wie ein toller Mensch, prügelt und schlägt tod was er findet. Gott weiß was ihm fehlt, ich begreife es nicht.

Herr. Was hat er denn gethan?

Bauer. Leider Gottes! was hat er gethan; er kam über mich her wie ein Räuber, und hätte mich auf der Stelle erschlagen, wenn ich nicht entlaufen wäre. Zerprügelt hat er mich, daß das Fleisch von dem Knochen fällt. Da seht nur her.

Nun zieht er sich ohne Bedenken, auch wohl die Beinkleider, aus, (die Permissiones müßte ich sagen, wenn ich höflich Liefländisch.

disch reden wollte) und zeigt ohne Schaam die Beulen oder Wunden von den erlittenen Schlägen, versichert, er könne weder Arm noch Fuß regen und in vielen Tagen nicht arbeiten. Und nun macht er noch eine weitläufige Beschreibung über die Ursachen und den Anfang der Schlägerei, und hört nicht eher auf, als bis sein Herr sagt: nun genug.

Durch den steten Umgang mit Deutschen und Russen hat das Volk viel von seinem ursprünglichen Charakter, Sitten und Handelsart verlohren, dagegen aber auch wieder an Kultur und Kenntnissen gewonnen. Manche von seinen jetzigen Gebräuchen, Ausdrücken, Gewohnheiten, Kleidungsstücken, Manieren, hat es von jenen beiden Nationen entlehnt, selbst ihre Denkungsart schimmert hier und da hindurch; besonders scheint durch den wohlthätigen Einfluß der christlichen Religion, seitdem diese unter ihnen gelehrt worden, ihr Charakter in manchen Stücken umgestimmt zu seyn. Doch ist er noch nicht so ganz unverkennbar geworden, daß nicht noch zuweilen sehr deutliche Spuren davon hervorblicken sollten. Wie viele sind nicht unter ihnen, die schon ganz das Gepräge deutscher Abkunft und die von den Deutschen angenommene Kultur an sich tragen, besonders unter den Hofsdomestiken? Diese müssen sich nach ihren deutschen Herrn

bilden, deutsch kleiden, auch häufig deutsch lernen, welches den meisten gar nicht schwer wird. Von ihnen kommt alles dies in die Dörfer unter ihre Ehstnischen Brüder. Sie lernen, sehen von ihnen ab, machen nach und arten folglich aus. Und — quod caput rei — wie viel Deutsches, Rußisches und Schwedisches Blut ist nicht seit Jahrhunderten unter dieses Volk gemischt worden! Der stolze Deutsche, gemeine und edle, beide ohne Unterschied, finden ihr innigstes Vergnügen in der Umarmung eines feisten, frischen Bauernmädchens. Wer geht hin und fragt, wie viel Erbkinder Ehstnische Väter haben! — So wie aber die Ehsten den Deutschen vieles abgeborgt haben, so theilen sich auch auf der andern Seite wieder diesen manche von den Neigungen und Lastern jener durch den täglichen Umgang mit. Dahin rechne ich besonders den häßlichen Schwarm von abergläubischen Vorstellungen und eingebildeten Vorurtheilen. Hexerei, Zauberei, Besprechungen, weiser Frauen Kram, Verschreien, Verschreibungen, Kobold-, Gespenster- und Geistergeschichten haben in mancher Deutschen Kopfe und Herze mächtig tiefe Wurzel geschlagen, und zwar gerade mit denselben Vorstellungen und Nebeningredienzien wie bei den Bauern. Ferner gehört hierher ein ausserordentlicher Hang zu steter Waschhaftigkeit und

Plau-

Plauderei. Der Ehstnische Bauer oder die Bäuerin weiß immer etwas zu sprechen. Es steht ihnen der Mund gar nicht stille und nie fehlt es ihnen an Stoffe zum Schwatzen. Was und wovon sie immer reden, weiß ich so genau nicht, aber gemeiniglich betrift es ihre Herrschaft, den Preiß des Getraides, Brandteweins und Biers in diesem oder jenem Kruge, ihre Dorfsnachbaren, was im Kruge vorgegangen ist, wie viel der oder jener im Spiele verlohren oder gewonnen hat, wer in der Stadt gewesen ist, was er dort gethan, gekauft oder verkauft hat, was auf dem Hofe passire, ob der Herr streng oder gelind sey, ob dieses oder jenes Mädchen — — — Kurz sie werden nie müde und leer zu plaudern; das geht, so lange sie bei einander sind, Tag und Nacht, denn auch des Nachts halten sie wenig Ruhe, und sie scheint ihnen nicht blos zum Schlafe bestimmt zu seyn. Sie schlafen und wachen, wenn es ihnen einfällt, es mag Tag oder Nacht seyn. Diese Neigung zu steter Plauderei ist auch vielen deutschen Einwohnern auf dem Lande, (denn die städtischen haben nicht so vielen Umgang mit den Ehsten,) eigen. Da wollen sie immer etwas zu schwatzen haben, und findet sich nichts, so kramen sie alte Geschichten aus, die sich sonst zugetragen haben, und da entsteht manchmal wahrer Galli-

mathias und noch öfterer Nonsens und nonsensikalische Wiederholungen. An vernünftige und geistvolle Unterhaltung ist unter einer solchen Gesellschaft freilich nicht zu denken, und der Ausländer ist oft genöthiget, unter den Wölfen mit zu heulen.

Gelehrsamkeit, schöne Künste und tiefe Wissenschaft, große Weißheit und Klugheit sucht man bei einem Volke, daß unter dem härtesten Despotismus seufzt, und sich blos vom Ackerbau, der Fischerei und Viehzucht nährt, vergeblich. Die Sprache ist noch zu arm, zu wenig ausgebildet; Kunst- und wissenschaftliche Ausdrücke, abgezogene Begriffe finden sich in derselben gar nicht, ausser den wenigen, die aus der deutschen Sprache übergegangen sind und das Bürgerrecht erhalten haben. Man darf auch folglich keine witzigen Ausdrücke, keine sehr scharfsinnigen Gedanken, keine feinen Spott- und Scherzreden bei ihnen suchen. Aber an List und Verschlagenheit wird schwerlich ein Volk die Ehsten übertreffen. Ihre natürlichen Anlagen und Fähigkeiten, Fassungskraft, Lehr- und Lernbegierde sind nicht ganz und gar von der Natur vernachläßiget, wenn man nur besser an ihrer Entwickelung arbeiten, und sie beim rechten Fleck in ihren Wirkungskreis bringen würde. Ich habe schon Beispiele angeführt, die für meine

Behauptung zeugen, von solchen, die für sich rechnen und schreiben gelernt haben. Sie stehlen deutschen Handwerkern, blos durch das Zusehen, wie der Blitz, etwas von ihrer Kunst ab, daher diese sie auch nicht gern zusehen lassen. In einigen Wochen lernen viele lesen, ohne vorher das A B C gekannt zu haben, lauter Autodidakti. Sie sind kühn, unternehmend und Erzwagehälse. Unter der schwedischen Regierung, was für gute Soldaten waren sie da? die an dem Seeufer hin wohnen, sind von jeher gute Schiffer und Matrosen von Hause aus gewesen, daher auch manche auf Revalschen Schiffen dienen, die nach Lübek gehen. Ohne Unterricht wagen sie sich in schlechten Fahrzeugen tief in die See hinein. Aus dem Kopfe verstehen sie große Summen auszurechnen, und auf langen Kerbhölzern wissen sie auf eine bewundernswürdige Weise lange Verzeichnisse über zehnerlei Sachen aufzubewahren, oft durch bloße Zeichen, ohne Zahlen und Buchstaben. Was ihnen zu hoch, dunkel und unbegreiflich ist, das bewundern sie und staunen es ganz kaltblütig mit einem dumpfen, hm! oder einem gleichgültigen Kopfschütteln an. Um Dinge, deren Gebrauch und Nutzen sie nicht geradezu und augenblicklich einsehen, bekümmern sie sich wenig oder nicht. Daher wissen manche verwaisete Kinder kaum

von

vor ihrem 20ten Jahre ihrer Aeltern Namen; daher bietet mancher Lehrling seinem Pastor in der Fastenlehre Geschenke von Korn, Flachs, Honig, Butter u. s. w. an, um ihn nur bald aus der Lehre zu entlassen, damit er von dem beschwerlichen Lesen und Lernen loskomme. Den Unterricht in der Religion fassen sie so gut, als er sich von 15 bis 20jährigen Menschen fassen läßt. Daher wissen viele nicht weder was, noch daß sie selbst Christen sind. Wenn man sie fragt; wes Glaubens bist du? so antworten sie: ich habe den Landglauben oder den Glauben meines Kirchspiels, gerade wie jene: ich glaube, was die Kirche glaubt. Die an den Rußischen Gränzen haben viele kirchliche und häusliche Gebräuche von den Russen angenommen. Viele bekennen sich zur Herrnhutischen Brüdergemeine, die auch in Ehstland ihren Sitz genommen hat.

Von Höflichkeitsbezeugungen wissen sie äußerst wenig, im Gegentheil sind sie grob, beleidigend und unverschämt. Den Hut ziehen sie gegen einander gar nicht, nur selten gegen Deutsche, am gewöhnlichsten vor ihrem Prediger, vor ihrer Herrschaft und den dazu gehörigen deutschen Personen. Von Komplimenten oder fein gewählten Ausdrücken bei ihren Begrüssungen unter einander sowohl als gegen ihren Herrn, von Titeln und andern Ehrenbezeu-

zeugungen verstehen sie gar nichts. Ihr Eintrittsgruß ist nach der Zeit des Tages, terre omikost, guten Morgen, terre launat, guten Mittag, terre öuchtuft, guten Abend; ihre allgemeinen Begrüssungsformel: terre terre, sey gegrüsset; die Antwort darauf: sey gegrüsset in Gottes Namen, (terre jummalaga oder jummal appi,) Gott segne dich, oder gebe dir Glück und Heil. Ihrer Herrschaft umfassen und streichen sie dabei die Kniee. Selten reichen sie einander die Hände, ausser wenn sie sich versöhnen, oder einem Freunde begegnen und Zärtlichkeit erweisen wollen, oder wenn sie einen Handel und Kontrakt schließen. Das Bücken oder Kopfnicken kennen die Männer so wenig als die Weiber, und die Mädchen das Verneigen. Das Händeküssen haben sie erst von den Deutschen entlehnt. Bei ihren Bitten bedienen sie sich allerlei Schmeichelworte, z. B. Goldchen, Zuckerchen, Liebchen, (kulla, pai,) auch unter sich fehlt es ihnen nicht an Liebkosungen, und selbst mitten im bittern Wortwechsel nennen sie einander lieber Bruder, liebe Schwester, obgleich sie sonst im Zorn keine Gränzen kennen. Eben dies habe ich auch an mehrern Deutschen bemerkt, die hier gebohren waren. — An Schimpfwörtern, Schmäh- und Lästerreden fehlt es ihnen nicht. Am häufigsten belegen sie sich

mit

mit den Worten Siggah, Schwein, Siggahwit, Schweinhund, sinna kurrat, du Teufel und raib, Luder. Doch ich wende mich weg von solchen Eckeltiteln, die auch bei gesitteten Völkern nichts ganz Ungewöhnliches sind. Sie sind auch nicht alle ohne Ausnahme solchen Unsittlichkeiten und rohen, einfältigen, abergläubischen Vorstellungen zugethan. Wäre dies, so würde man mit Recht der Natur vorwerfen können, daß sie sich sehr stiefmütterlich gegen dieses Volk bewiesen hätte. Nein, es giebt auch rechtschaffene und gewissenhafte Menschen unter ihnen, gute, ehrliche Herzen und nach ihrer Art, einsichtsvolle Köpfe. Nicht alle machen die lächerlichen Gebräuche mit, viele verabscheuen sie. Manche haben eine gute Erkenntniß in ihrem Christenthume und wirkliche Tugend und Gewissen, ob sie gleich in ihrer Sprache keine Worte dafür haben. Es ist wahr, sie sind tückisch, boshaft, rachsüchtig, und begehen mit kaltem Blute einen Todschlag, den sie sonst verabscheuen. Aber sie kennen auch menschenfreundliche Gefühle. Selten wird ein Ehstländer einen Bettler ohne Gabe abweisen, und wenn er selbst noch so arm ist. Lügen, Schwören und Fluchen geht unter ihnen sehr im Schwange. Sie haben dabei schreckliche Ausdrücke, als: der Teufel soll in dich fahren! — ich will blind werden! Gott

soll

soll mich strafen! ich will auf der Stelle versinken! — Viele bezeugen davor ihren Abscheu, indem sie den Flucher davon abmahnen: „Hanns, thun doch das nicht, gieb dich doch zufrieden," u. s. w. So gern sie auch ihre alten Gebräuche, Meinungen, Vorurtheile, Kleidertracht, Wirthschafts- und Ackerbaugeräthe ꝛc. beibehalten, und äusserst schwer daran gehen, etwas darin zu ändern; so finden sich doch auch viele, besonders die lange am Hofe gewesen sind, welche von den Deutschen vieles annehmen und sich vor ihren übrigen Brüdern klüger zeigen. Blos die Unreinlichkeit und ein gewisses säuisches Wesen hängt ihnen allen an, das sie auch nie ablegen, und wenn sie noch so lange mit Deutschen umgegangen sind. Den Ekel kennen sie gar nicht, mit einerlei Messer essen und schinden sie. Um das Gemälde nicht zu ekelhaft zu machen, wenn ich es weiter ausmahlen wollte, breche ich davon ab und glaube, daß alle dergleichen Auswüchse mit der Aufhebung der Leibeigenschaft nach und nach von selbst wegfallen werden. Zwar wird diese sobald noch nicht erfolgen, da alle Versuche und Veranlassungen bis hierzu ohne Wirkung geblieben sind, und nach den Zeichen der gegenwärtigen Zeit, wo schon das bloße Wort Freiheit Wuth und Schrecken erregt, dieselbe auch nicht einmal

wohl-

wohl thunlich ist; aber erfolgen wird sie doch einmal, früh oder spät, gewiß.

Aus dem erwachten Gefühl der zu tief gekränkten Menschenwürde und der zu Boden getretenen natürlichen Rechte entstehet bisweilen wahrer Heroismus, ein Muth und eine Heldentugend, die sich über Drohungen und Strafen hinaussetzt. Ein Arrendator, (Pachter,) von einem Krondomänengute faßte ein schönes Bauernmädchen und bot ihr vieles Geld, wenn sie sich ihm überlassen wollte. Als dies nichts half, drohete er, und da sie sich auch hierauf seinen Lüsten noch nicht ergeben wollte, ließ er ihr eine Zahl Karbatschenhiebe auf den bloßen Hintern geben. Allein das Mädchen blieb standhaft, und der Herr Arrendator schien selbst von ihrer Tugendfestigkeit so überzeugt zu seyn, daß er bei der Erzählung seiner Heldenthat hinzusetzte: „ich glaube, sie hält noch hundert Streiche aus, ehe sie sich ergiebt.“ — Ein junger Herr gieng einst in dem zu seines Vaters Gute gehörigen Walde spatzieren, wo ihm ein niedliches Bauernmädchen begegnete. Er that ihr einen unanständigen Antrag, aber sie wies denselben ab, und als der gnädige Junker zudringlich wurde, drohete sie ihm, die Heugabel in den Leib zu stoßen, so daß er abziehen mußte. — Ein anderer Edelmann nöthigte die jungen Mädchen

seines

seines Gebietes eine nach der andern, ihn in der Badstube zu bedienen, da er sie dann zur Befriedigung seines wollüstigen Triebes mißbrauchte. Eine von ihnen, welche die Reihe traf, und die die Absichten ihres Herrn vorauswußte, versahe sich mit einem spitzigen Messer, mit dem sie ihn, als er sie nothzüchtigen wollte, so herzhaft in den Leib stach, daß er an der erhaltenen Wunde starb. — Major Handwich, ein Bruder des Generals in Petersburg, hatte einen seiner Bedienten, der wegen der Härte seines Herrn davon gelaufen war, mit Ruthen streichen lassen, und ihn als Bauer ins Dorf mit abgeschnittenen Haaren zur Arbeit gesetzt. Das kränkende Gefühl dieser Beschimpfung trieb ihn an, seinen Herrn, als er eben auf die Jagd gegangen war, bei einem Busche zu erschießen, so daß er Knall und Fall tod blieb. Der Thäter entlief; stellte sich aber hernach freiwillig nach Reval, nachdem er vorher zu seinen Mitbrüdern gesagt hatte: „habe ich euch doch nun von dem Wüterich befreiet, mit mir mag man machen, was man will.“ Als er seinen Vorsatz einigen andern Gebietsbauern vorher kund gethan hatte, haben diese gesagt: „recht so, schießest du den Hund nicht über den Haufen, so thut es ehestens einer von uns.“ Der Entleibte war allgemein als ein Tyrann und

Schin-

Schinder seiner Bauern bekannt. Er ließ sie oft wegen Kleinigkeiten unbarmherzig prügeln. Den, welcher ihn erschoß, hat er nicht anders als den rothköpfigen Hund genannt, weil der Mensch ein rothes Haar hatte. Der Unmensch bekam also seinen verdienten Lohn. Die Sache machte damals einen starken Eindruck auf den Adel. Es waren mindere Greuel, die in Frankreich eine Revolution möglich machten!

Der Zustand der leibeignen Ehsten wird in seiner ganzen schrecklichen Gestalt noch sichtbarer durch die Frohndienste und Abgaben, welche dieses geplagte Volk von Jugend auf, begleitet von der stets aufgehobenen Peitsche des Treibers, dem Hofe entrichten muß. Sein ganzes Leben ist ein langer schwerer Arbeitstag, davon der Gewinn in dem Beutel seines Erbherrn fließt. Er kennet ausser dem Vergnügen des Rausches in Brandtewein am Sonntage wenig Freude und nur Beschwerden; sein Erwerb ist Hunger, den das gesegnereste Jahr kaum halb zu sättigen vermag, weil er alles blos für seinen Gewaltigen nuzbar machen muß. Er hat zwar Aecker und eine Hütte, aber den Ertrag jener muß er großentheils seinem Peiniger abgeben, und diese kann er nur prekär sein nennen, so lange bis es dem Erbherrn gefällt, ihn heraus zu

jagen

sagen und sie einem andern einzuräumen. Er trägt einen ansehnlichen Theil seiner arm seligen Habe zur Erhaltung des Staats mit bei, er arbeitet, frohnt, kämpft für ihn, und doch wird er nicht einmal für einen Theil desselben gehalten. Die Menschheit schaudert und das Gefühl empört sich, wenn man die Lasten dieser Elenden sieht, hört, liest; und doch läßt sich, — o mit Schmerz schreibe ich es, — so lange keine allgemeine Verbesserung vorgenommen wird, schwerlich Errettung oder nur Erleichterung für diese Armen hoffen. Das Interesse der Edelleute ist zu fest an den Druck und Zwang geknüpft, sie stehen sich zu gut dabei, als daß man sobald einer Veränderung entgegen sehen könnte. An den dabei zum Grunde liegenden Urvertrag denkt niemand mehr, und wenn von Rechten und Pflichten gegen die Bauern die Rede ist, so lacht der stolze Erbherr, oder hält den, der so etwas äussert, für einen Aberwitzigen. Die Bauern sind ja sein Eigenthum, mit dem er machen kann, was er will; sie sind blos zu seinem Dienste da, als Parcelen seines Vermögens. Pflichten und Rechte, also auch Beleidigungen und Missethaten, scheinen ihm gegen diese Unglücklichen gar nicht denkbar, denn gegen sie ist alles erlaubt. Man kann ihnen folglich so viel auf-

legen

legen als man will, und Frohnen und Abgaben nach Willkühr von ihnen fordern.

Selten hat der Bauer Zeit, sein Landgut zu bauen. Im Sommer bei guter Witterung, die wegen der Kürze des erstern sehr in Acht genommen werden muß, wird er nach Hofe beordert und muß für den Herrn, entweder in seiner Wirthschaft oder auf dem Felde arbeiten; die schlechte Witterung und die unschicklichste Zeit zur Bestellung des Ackers behält er für sich. Daher entsteht die ganz natürliche Folge, daß er kaum das halbe Brod auf seinem Acker gewinnt. Nun geht er zum Herrn, um Korn zu borgen oder zu betteln; und dies geschieht gar oft schon im März, wo sein ganzer Vorrath aufgezehrt, verkauft oder ins Hofsmagazin abgeliefert ist. Fast täglich werden die Gutsherrn und ihre Verwalter von Bauern angelaufen, die bald dies, bald jenes brauchen und um Unterstützung bitten. Dem einen fehlt es an Brod oder an Saatfrüchten; der andere braucht ein Pferd; dem dritten ist seine Hütte abgebrannt; der vierte hat eine Kuh nöthig; dem fünften ist ein Kind oder sein Weib gestorben und er braucht Geld, es zu begraben; der sechste klagt über den Amtmann, (Verwalter) der ihm wegen der Schulden an seine Herrschaft alles wegnehmen will, u. s. w. Der Edelmann muß immer im Vorschuß seyn,

und

und es sind wenige Bauern unter einem Gute, die bei ihrer Hofsherrschaft nicht so verschuldet sind, daß ihnen auf ihre Lebenszeit die Hofnung benommen ist, schuldenfrei zu werden. Wie sehr dies den Muth niederschlagen müsse, erhellet ohne Beweiß. Da aber den meisten Herren an der Zahl und dem Wohlstande der Bauern gelegen ist, so helfen die vernünftigern ihnen gern auf, halten sie zum Fleiß und zu einer guten Haushaltung an, beschäftigen jeden nach seinen ökonomischen Talenten und Fähigkeiten, erleichtern die Industrie der Arbeitsamen, u. s. f. wodurch wirklich manche dieser Leibeignen zu einem Grade von Wohlstand kommen. Die meisten aber fühlen ihren Druck, erliegen unter der Menge der Lasten und Auflagen, werden unentschlossen, fühllos, träge, und überlassen sich kalter Gleichgültigkeit und ihren Folgen, eben weil sie nie mit Sicherheit für sich erwerben, sondern die Früchte ihres Schweißes nach Hofe tragen müssen. Viele Herrn wollen auch gar nicht, daß ihre Bauern mit ihnen liquidiren, sondern fangen es recht darauf an, daß sie immer Forderungen an sie zu machen haben. Wenn daher ja einmal ein fleißiger und ordentlicher Wirth sich so weit herausgearbeitet hat, daß er schuldenfrei ist; so steht er, bei einem schlimmen und eigennützigen Herrn in Gefahr, von

seinem Acker und Hause auf ein schlechtes Stück Land im Gebiete gesetzt zu werden, wo er sich nicht nähren kann, damit er Schulden machen müsse, und sich sodann jede ihm aufgelegte Arbeit gefallen lasse. Zwar ist eine bestimmte Vorschrift vorhanden, in welcher die Abgaben und Frohndienste den Bauern genau verzeichnet sind. Sie heißet das Wackenbuch, *) worin auch die Beschaffenheit eines Landgutes und dessen Gebietsleuten nach ihrem Vermögen und ihren Pflichten beschrieben werden. Allein wenn die Bauern ihren Herrn mit untilgbaren Schulden verhaftet sind; so müssen sie so viele Frohndienste leisten, und so viel Geld und Naturalabgaben entrichten, als die Willkühr dieser Gestrengen ihnen auflegt. Kann der arme Bauer nicht bezahlen und will er auch nicht arbeiten; so ist er den härtesten Zwangsmitteln ausgesetzt, und wenn diese nichts helfen, kann er von seinem Herrn einzeln und Familienweise verkauft oder vertauscht werden.

Daß

*) Von Wacke, einem schon in alten Liefländischen Urkunden vorkommenden Worte, das Gebiet, Gegend bedeutet, jetzt aber besonders einen kleinen Distrikt in einem Kirchspiel anzeiget, den mehrere Bauernwirthschaften ausmachen.

Daß die Leistungen und der Hofsgehorch auf das willkührlichste eingetrieben werden, habe ich oben gesagt. Es ist jetzt noch übrig, einzeln anzugeben, worin die Frohndienste und Abgaben der Ehsten bestehen, und wie weit die Gewalt der Erbherrn in diesem Stücke gehet. Sie sind fast auf jedem Gute nach der Gewohnheit, dem Herkommen, den Begriffen, Bedürfnissen und dem Eigenwillen der Herrschaft verschieden; denn gesetzliche Bestimmungen sind zwar da, werden aber nicht gehalten: Sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas, ist hier der einzige Grundsatz, und da dieser beinahe allgemein angenommen ist, so findet kein großer Unterschied Statt, es müßte denn die Verschiedenheit des Bodens, die Beschaffenheit der Bauern und die Lage eines Gutes einen Unterschied in den Frohndiensten und Abgaben machen. Hat irgend ein Gutsherr eine neue Leistung, die einträglich ist, ersonnen, und wird dieselbe bekannt, so ahmen sie die Nachbarn nach, und in wenig Jahren ist sie allgemein eingeführt. Ob sie des Bauern und seiner Anspanne Kräften angemessen ist, darnach wird selten gefragt, und in den wenigsten Fällen sind seine Leistungen nach dem Werthe des Landes, das ihm zur Bewirthschaftung überlassen ist, mit Billigkeit bestimmt. Es giebt nur wenige so billig und gerecht den-

kende Edelleute, die ihren Bauernwirthen, welche ihre Abgaben entrichtet, ihre Frohnen geleistet und kein Verbrechen begangen haben, den Besitz des von ihnen gebaueten Landes bis an ihren Tod sicherten, und nach demselben in einer bestimmten Ordnung forterben ließen, die Leistungen nicht eigenmächtig vergrößerten, oder die Erbschaften nach Willkühr vertheilten. Es steht jedem Gutsherrn frei, von seinen Bauern alle Arbeiten zu fodern, wodurch er Gewinn hofft, und Klagen bei den Kaiserlichen Gerichten darüber werden selten gehört. In der Regel behält der Bauer immer Unrecht und wird mit seiner Klage abgewiesen, bekommt auch wohl noch obendrein für die Verwegenheit, über den gnädigen Herrn sich beschwert zu haben, Prügel, wenn auch nicht von Gerichtswegen, doch am Hofe, damit er sich dergleichen fernerhin nicht wieder unterfange. Daher kann der Erbherr mit ihm thun, was er will, alles, was ihm ansteht, nehmen, behalten, verkaufen oder verschenken, und wäre es auch die schönste Tochter des Bauern. Der härteste Frohndienst in Deutschland ist für nichts zu rechnen, gegen die mühsame Arbeit des Ehsten, der im Winter und Sommer mit Wagen und Pferd und mit eigner Fütterung für sich und sein Thier, fünf bis sechs Tage in jeder Woche, die Arbeit

heit seines Herrn bestreiten muß, und daher kaum so viel Zeit übrig behält, sein Land, das ihn nun kümmerlich nährt, zu bearbeiten. Im Winter muß der geplagte Ehste, wenn es sein Herr befiehlt, in der schrecklichsten Kälte, beim grausamsten Wetter, Sturm und Schneegestöber fort, oft 16, 20 und mehr Meilen weit, um den Handel des Edelmanns an Getraide, Leinewand, Brandtewein, Holz, Flachs und andern Produkten, nach Narwa, Dorpat, Riga, Reval und Petersburg zu betreiben. Ist die Spinnezeit, das heißt, den ganzen langen Winter hindurch, so müssen die Weiber und Töchter der Bauern für den Hof spinnen, so viel und so lange als es die gnädige Frau haben will, und es werden ihrer deswegen oft 50 bis 60 nach Hofe bestellt, ohne daß sie einen Bissen Essen dafür bekommen. Ueberdem muß jeder Bauer jährlich gewisse Lieferungen oder sogenannte Gerechtigkeiten an Früchten, Hühnern, Schaafen, Eiern, Flachs, Gänsen, Garten- und Hülsenfrüchten, sogar Säcke, an den Hof abgeben, so, daß ich nicht zu viel sage, wenn ich behaupte, daß sich fast jeder Edelmann von dem sauern Schweiße der Bauern, an seiner kostbar besetzten Tafel, die sich oft unter der Last der Schüsseln biegen möchte, uneingedenk dieser Armen, mästet. — Im Sommer wenn die

Zeit der Heu- oder Kornärndte eingetreten ist, bestimmt der Herr des Guts die Bauern an solchen Tagen zur Arbeit nach Hofe, die zum Einsammeln der Früchte die schönsten sind. Die kalten regnigten Tage hat der Bauer zur Bestellung seiner Aecker und Wiesen für sich; daher es denn wohl kein Wunder ist, wenn sein abgemähtes Heu auf dem Schlage in Fäulniß geräth, weil er vor den überhäuften Arbeiten auf dem Gute keine Zeit hat, sein gemachtes Heu bei schönen Sommertagen zu sammeln und einzuführen.

Es ist in ganz Lief- und Ehstland der Gebrauch, die Güter nach Haken zu berechnen. Einen Haken nennt man dasjenige Stück Land, auf welchem eine gewisse Anzahl arbeitsfähiger Bauernw ohnt. Man unterscheidet dabei Rigasche und Revalsche Haken. Ein Rigascher Haken enthält zwölf arbeitleistende Männer, und ein Revalscher halb so viel. Nach ihnen berechnet man auch die Abgaben an die Krone und den Betrag der Frohnen der Bauern. Jeder Haken ist in zwei, vier oder mehrere Bauerngüter eingetheilt. Hat ein Bauer einen halben Haken Landes, so heißt er ein Halbhäkner, und ist ihm der vierte Theil desselben angewiesen, so nennt man ihn einen Viertler. Die letztern sind die zahlreichsten und im Ganzen versteht man sie, wenn man von Bauernwirthen

wirthen oder Gesinden *) redet. Die Berechnung nach Haken ist aber ein höchst ungewisser Maasstab und noch dazu sehr verschieden. Unter der Schwedischen Regierung mußte ein Halbhäkner die ganze Woche mit einer Anspanne frohnen, jetzt muß oft ein Viertler so viel leisten, und ausserdem von seinem nothdürftig kultivirten Lande, das ihm kaum mit den Seinigen hinlänglich Brod giebt, noch dem Hofe, dem Prediger, hier und da auch dem Schulmeister, Abgaben geben, ja auch wohl die Schulden des vorigen Jahres mit einem Surplus oder Uebermaas statt der Zinsen bezahlen. Die Folge davon ist, daß er Gerste, Hafer, nicht selten Hülsen und Spreu unter sein Mehl

*) Gesinde heißen in Lief- und Ehstland ausser der gewöhnlichen Bedeutung für Dienstboten, auch alle Bauernhöfe oder Bauernhäuser mit ihren Ländereien. Daher die Gesinder für Bauernhäuser. Ist solches ein einzeln stehendes Bauernhaus mit seinen Feldern, so heißt es ein Streugesinde; ist es ohne Menschen, so heißt es ein wüstes Gesinde, im Gegensatz des besetzten, welches bewohnt und bewirthschaftet wird. Der Gesindewirth ist das Oberhaupt desselben. Es entstehen daraus bisweilen ganz besondere Redensarten, z. B. in jenem Gesinde fehlt es an Gesinde, daß heißt, an Menschen.

Mehl mischt und sich elendes kraftloses Brod bäckt, und daß er schon im März wieder Vorschuß vom Hofe nehmen, also Schulden machen muß. Zur Befriedigung seiner übrigen Bedürfnisse bleibt ihm wenig übrig. Seine Kleidung gewinnt er von seiner Schaafheerde und seinem Flachsfelde, seine Kinder und sein Weib nothdürftig auch. Zu seiner Erholung im Kruge — dem einzigen Orte seiner Freude — die Kosten aufzutreiben, muß er im Walde Holz stehlen, Theer und Kohlen brennen, oder sein Heu und Stroh verkaufen und sein Vieh hungern lassen. Daß die meisten schon im Herbste gleich nach der Aerndte ihre Früchte losschlagen, und dann, wenn sie in guten Preißen sind, nichts mehr haben, ist eine gewöhnliche Erscheinung. Viele Bauern kaufen daher, nicht nur zur Zeit des Mißwachses, sondern selbst nach guten Aerndten, den Bäckern in den Städten die Kleie ab und verbacken sie mit unter ihr Brod.

Die Frohndienste und Abgaben sind gar nicht so bestimmt, daß den Gutsherrn nicht bei jeder Gelegenheit ein unübersehbarer Spielraum übrig bleiben sollte. Der Bauer soll einen Tag, eine Woche, zum Ackern mit Anspanne kommen. Das scheint bestimmt, ist es aber in der That nicht. Denn der Herr läßt ihm ein Stück Feld anweisen, das er in einem

Tage

Tage umackern soll, welches oftmals gar nicht möglich ist. Vermag er es nicht, so ist er faul gewesen, und muß nachholen, was er versäumt hat. Tritt schlechtes Wetter ein, so läßt man ihn nach Hause gehen, ohne zu bedenken, daß er auf seinem Acker eben so wenig arbeiten kann. Wird die Witterung wieder schön, so verdoppelt man die Arbeiter und zur Saat- oder Aerndtezeit fodert man sie wohl dreifach, um das unschuldig Versäumte einzuholen, indessen das Feld der Bauern liegen bleibt. Muß da nicht seine Aerndte schlecht ausfallen? — Mit andern Arbeiten ist es eben so, und bei manchen geht die Bestimmung so aufs Ungewisse, daß sie so gut als gar nicht existirt. Es ist ein Gesetz da, daß der Bauer keine anderen Fuhren zu thun befugt sey, als um die Hofsgefälle in Umlauf zu bringen. Was gehört aber zu diesen? Wenn der Edelmann nicht nur sein eignes Getraide, Brandewein, Holz, Flachs ꝛc. zusammen bringt, sondern auch noch von seinen Nachbarn zusammen kauft, um Handel damit zu treiben, wer will entscheiden, was zugewachsen oder zugekauft ist? Wenn er eine unermeßliche Menge Brandtewein oder Ziegel brennt, gehören diese auch zu den Hofsgefällen? Noch mehr! durch Rödungschlagen und Kütnisbrennen vergrößert der Hof seine Felder fast alljährlich, und fo-

dert

dert dann natürlich auch mehr Arbeiter, ohne daß ein Gesetz ihn hierin einschränkt. Eigennützige Herrn gehen noch weiter. Sie lassen jedem Wirth ein Stück Feld zumessen, das er für den Hof bearbeiten und abärndten muß. Ueberdies muß er noch einen Arbeiter stellen, der die Hoflage, (das Nebengut) bestellet. Hier wird dann wieder das Land den Wirthen zugemessen. Die Menschen vermehren sich nicht so geschwind als das Feld sich vergrößert, mithin kommen immer mehr Lasten auf die Bauern, die man als geduldige Packesel ansieht, denen man auflegen kann, was man will.

Den Winter hindurch nimmt das Brandteweinbrennen, das Holzschlagen und Abführen desselben kein Ende. Viele tausend Fuhren werden da gethan, die noch über die gewöhnlichen Frohnen fallen, wobei nicht selten dem Bauer nicht einmal des Sonntags Ruhe gelassen wird, Wetter und Weg sey auch wie es wolle. Andere lassen ihre Bauern um diese Zeit fischen, die Eiskeller für die Sommerzeit mit großen Eisquadern, die mühsam aus Flüssen und Teichen gehauen und nach Hofe geschleppt werden, belegen. Der sogenannten Transportfuhren in die Städte, dahin beim Aufenthalte des Adels in denselben Holz, Lebensmittel, Hafer, Heu ꝛc. geschaft werden, sind jährlich auch eine beträchtliche Menge.

Wo stark Brandtewein gebrennt wird, muß jeder Viertler monatlich zweimal in die Stadt fahren, um ihn zu versilbern, obgleich nach dem Wackenbuche nur alle halbe Jahre so viel-mal gefahren werden soll. Bisweilen kommt der Bauer von solchen ausserordentlichen Fuhren erst des Sonntags Abends zurück, und wird doch schon auf den Montag früh wieder zu neuen Fuhren beordert. Keinen Tag läßt ihm die Habgier seiner Gewaltigen übrig, und es fehlt, wie man sieht, gar nicht an Mitteln, den Bauer auszusaugen und halbtod zu quälen, ohne daß den Gesetzen selbst zu nahe getreten zu werden scheint. Die unbestimmten Leistungen überschreiten alles Maas, und man kann sich kaum vorstellen, wie die Habgier so sinnreich spekulirt. Zum Beyspiel, in Gegenden, wo Flößung möglich ist, müssen die Bauern im Winter, über alle ordinären Frohnen, noch viele hundert Balken und eben so viele Klaftern Brennholz fällen und für ihre Rechnung nach der Stadt abflößen. Will der Erbherr bauen, so läßt er eine Anzahl Bauern aufbieten, Bauholz, Steine herbeizuführen, Kalk und Ziegel zu brennen, und die nöthigen Handlanger zu stellen. Will er Krebse oder frische Fische essen, Bretter sägen lassen, einen Boten auf die Post oder auf das Pastorat schicken, so läßt er herbeirufen, wen er will.

Die

Die vernünftigern und besser gesinnten Edelleute, die ihren Bauern gerne aufhelfen, rechnen ihnen dieses freilich alles zur Frohne an, oder suchen wenigstens aus Eigennutz ihnen die Fuhren zu erleichtern und zu vermindern. Gewinnsüchtige aber lassen ihre Leute so oft als möglich, und zwar gerade beim schlechtesten Wege und Wetter, ja selbst in der Saat- und Aerndtezeit karren, weil da die Zufuhr schlecht und der Preiß ihrer Produkte hoch ist.

Ausser diesen Arbeiten mit Anspanne müssen die ansäßigen Bauernwirthe auch noch wöchentlich eine Anzahl Fußarbeiter stellen, Wächter für den Hof, Viehhüter, Gartenarbeiter, Stallknechte, Flachsraufer und Erbsendrescher, und wie die Geschäfte alle heißen. Besonders bei den mehr gehäuften Aerndtearbeiten nimmt das willkührliche Bestellen gar kein Ende, da muß jeder Bauernhof nach Beschaffenheit der Bevölkerung und der Knechte, zwei, drei, vier Menschen schicken, so daß dann alle Arbeitsfähige des Gutes zur Frohne versammelt sind. Dabei werden sie aber in Essen und Trinken nicht frei gehalten, sondern müssen sich selbst beköstigen, daher jeder Arbeiter männlichen und weiblichen Geschlechts seinen Brodsack und eine Bier- oder Milchbütte mitbringt, wenn er an die Hofsarbeit geht. Ein Glück, wenn der Bauer für seinen

eignen

eignen Heerd noch einen Kerl oder etliche weibliche Arbeiter behält. Oft aber steht indessen seine Wirthschaft ganz still, sein Heu verdirbt, seine Früchte verfaulen; hat doch der gnädige Herr das seine in Sicherheit. Im Herbste müssen die Fußarbeiter Beere, Schwämme, Nüsse ꝛc. sammeln, und auch die gnädige Frau weiß sie zu benutzen, die männlichen, Besen zu binden und dazu das Birkenreiß zu suchen, Hanf und Flachs zu bearbeiten, oder das Obst abzunehmen; die weiblichen, Kohl zu pflanzen und zu schneiden, Kartoffeln zu stecken und zu raufen, zum Waschen, Bleichen, Flachs hecheln, Wolle kämmen, Spinnen, Bleichen u. s. w. und wenn dies Alles nicht nach ihrem Willen geschieht, oder nicht so ausfällt, wie sie es wünscht und befohlen hat, so stehet zur Belohnung Ruthe und Peitsche zu Dienste. — Bisweilen wird, besonders bei großen Arbeiten der Landwirthschaft, das ganze Gebiet aufgeboten, ohne Rücksicht auf den Kopfzins, den die Leibeignen auf manchen Gütern statt aller Leistungen bezahlen. Dieser ist ebenfalls ganz willkührlich. Ein Leibeigner, der als Handwerksgeselle arbeitet, muß in der Regel 20 bis 25 Rubel an seine Herrschaft jährlich entrichten und auf jeden Wink von dieser für den bloßen dürftigen Unterhalt arbeiten, wie und wo es ihr gefällt. Eine Magd, welche die

Er-

Erlaubniß hat, in der Stadt zu dienen, muß ihren Lohn, auf den sie nach der Verabredung ihres Erbherrn mit dem neuen Dienstherrn in der Stadt in Dienste getreten ist, entweder ganz oder wenigstens zur Hälfte an ihre Erbherrschaft abgeben. Mit diesem Zwange ist nicht selten die Trennung von Eheleuten, auf lange Zeit wenigstens, verbunden. Der Mann arbeitet dann für die Herrschaft, und die Frau mag sehen, wie sie mit ihren Kindern zu rechte kommt. Daher sehen viele Aeltern ihre Kinder gleichgültig und ganz gelassen sterben, und begleiten sie ohne Leid zu Grabe. „Besser jetzt, sagen sie dann gewöhnlich, als wenn es erst viel Brod gegessen hätte.“ — Daher das Heimtückische und Boshafte dieser Leute, weil sie tagtäglich alle Art des Unrechts dulden müssen, ohne ihre Unzufriedenheit darüber laut werden lassen zu dürfen. Daher ihre Niederträchtigkeit, sobald eine Aussicht zu dem geringsten Gewinn sich ihnen öfnet, ihre Trägheit, weil sie nie für sich mit Sicherheit arbeiten, ihr diebisches und liederliches Wesen, weil sie beständig darben, und der geringe Zuwachs der Bevölkerung, weil ihnen alle Kraft und aller Muth entgeht.

Eine andere Folge dieser übertriebenen Anstrengungen und der unaufhörlichen Fuhren ist das jauchze Fallen der Pferde im Frühjahre

und

und Herbste. Um sich wieder ein anderes anzuschaffen, muß der Bauer von seiner Herrschaft das Geld dazu borgen, also Schulden machen. Sie leihet es ihm ohne Zinsen, denn sonst blieben seine und ihre Aecker unbestellt. Nach der Aerndte aber wird ein Zahlungstermin gesetzt, den der Bauer bei harter Leibesstrafe halten muß. Um ihn halten zu können, muß er seine Produkte verschleudern, zu einer Zeit, wo sie wenig gelten. Und doch soll er nun auch seine Abgaben an den Hof entrichten, Geld, Roggen, Gerste, Hafer, Schaafe, Flachs, Heu, Hühner, Butter, Eier, Talg, Säcke ꝛc. die für jeden Viertler zusammen gegen 30 Rubel betragen, und auf deren Nichtentrichtung Ruthen, Karbatsche, Versetzung aus ihrem Gesinde auf ein wüstes Stück Land, oder Verwandlung der Wirthe in Knechte, und — für den Ehsten bei weitem das schrecklichste — Verkaufen unter die Russen, steht; gewiß es läßt sich kein schmerzlicheres Elend, kein geplagteres Geschöpf, als der Ehstnische Bauer denken! — Und in dieser unersättlichen Habgier des Adels folgen auch viele Prediger dem Beispiel ihrer adlichen Eingepfarrten: Sie lassen sich mit eben der unerbittlichen Strenge von ihren Vasocatsbauern die sogenannte Predigergerechtigkeit entrichten, plagen sie eben so sehr mit Fuhren und willkührlichen andern

Frohn-

nen und Leistungen, fordern eben sowohl ihre Auflagen an Geld, Früchten, Flachs und Wolle wie die Gutsherrn. Auch die adlichen Bauern und die Fastenlehrkinder müssen ihnen für die Seelsorge und den Unterricht Dienste thun, den Garten graben, Zäune machen, spinnen, Erbsen lesen, dreschen, Korn, Gerste, Hafer, Talg, Wolle, Gurte ꝛc. bringen. Und das heißt, den Prediger-Zehend, die Kirchengerechtigkeit entrichten — Du lieber Gott! auch das letzte nimmt man den armen Bauern ab. Was ihnen der Hof noch übrig läßt, müssen sie dem Prediger geben. Im Ganzen bleibt sich doch überall der geistliche Stand gleich. Zum Glück denken nicht alle so jüdischlevitisch, und es giebt sehr viele edle Männer unter ihnen, die das Elend ihrer Bauern auf alle Art zu erleichtern suchen. Ich nenne hierunter vorzüglich den vortreflichen Probst Glanström in Michaelis und seine beiden Brüder in Weissenstein und Johannis, den Pastor Schwabe in Katharinen und Herrn Pastor Hupel in Oberpahlen. Auch verfährt man überhaupt in Ansehung der Abgaben weniger willkührlich als bei dem Frohndienste, weil dadurch die Bauern zu sehr erbittert werden, und Abweichen vom Herkommen hier offenbare Rauberei wäre, deren sich zu schämen die meisten Adlichen sowohl als die Prediger doch noch Gefühl genug haben.

Unter

Unter den bestimmten jährlichen Abgaben, die aber so wie die Frohndienste ebenfalls nach den verschiedenen Gegenden verschieden sind, ist die Hauptabgabe die Kopfsteuer. Diese, welche auf die Person 1 Rubel beträgt, bringen die Bauern nach Hofe zu ihrem Erbherrn, da sie nach Beschaffenheit der Größe und Bevölkerung des Guts manchmal 200 bis 300, auf großen volkreichen Gebieten bisweilen aber auch 700; 800 Rubel beträgt. Der Herr liefert die ganze Summe ins Gericht und dieses an den Kameralhof, daß also kein Bauer seine Steuern selbst nach der Stadt zu tragen braucht. Und das ist auch seine einzige Geldausgabe an den Landesherrn. An Früchten giebt jeder etwa 1 Scheffel Roggen und eben so viel Gerste, (den Scheffel zu 4 Erfurtischen Metzen.) Aber die Abgaben an den Erbherrn betragen, wie schon gesagt, mehr. An Geld wird es jährlich 2 Rubel betragen. Ueberdies: 10 Metzen Roggen und eben so viel Gerste, 4 Scheffel Hafer, 1 Fuder Heu, 1 Fuder Stroh; 1 Schaaf, 1 Gans, 2 Hühner, 15 Eier und in manchen Gegenden noch 2 Pfund Garn, Wolle oder Flachs, 2 Pf. Hopfen und 1 Sack. Auf der Insel Dagö müssen sie noch weit mehr geben und überhaupt sich brauchen lassen, wozu sie der Gutsherr haben will.

Um diese Anmaſungen und Misbräuche erbherrlicher Gewalt und eigenmächtiger Willkühr einigermaßen einzuſchränken, verordnete eben die Kaiſerin Katharina II. bei der Einrichtung der neuen Stadthalterſchaftsverfaſſung im Jahr 1783, daß jeder Bauer für ſeine Perſon Kopfſteuer bezahlen ſollte. Hiedurch wurde er nicht nur gewiſſermaßen ein Kaiſerlicher Unterthan, ſondern ſelbſt ein Mitglied des Staats, zu deſſen Erhaltung er einen Theil von dem Seinen mit beiträgt. Allein der gehoffte Nutzen blieb aus, und der Adel bekam vielmehr hierdurch einen neuen Tummelplatz ſeines Eigenutzes und ſeiner Ungezähmtheit im Auflagenmachen. Da die Kopfſteuer nach der jedesmaligen letzten Reviſion oder Volkszählung auf alle Leibeigne männlichen Geſchlechtes, Kinder und Greiſe gleich gerechnet, ſich erſtrecket, (Weiber werden als zu den Männern gehörig, nicht beſonders angeſetzt,) und ſeit 1794 auf 1 Rubel von jedem männlichen Kopfe geſetzt iſt; ſo iſt ſie wirklich keine Kleinigkeit, zumal da ſie in gleicher Summe für die neugebohrnen Knaben eben ſowohl als für den erwerbenden Mann, und von einem Bauernwirthe auch für deſſen Knecht und männliche Kinder directe oder indirecte bezahlt werden ſoll. Für die ſeit der Reviſion Geſtorbenen muß bis auf die nächſte Zählung auch noch immer fort bezahlt werden,

wo-

wogegen aber die seit der Revision Gebohrnen ohne Zählung und Kopfsteuer mit eingehen. Es war also wirklich keine geringe Auflage, und auf den meisten Gütern waren die Bauern nicht im Stande, dieß Geld zu erlegen, so sehr sie sich auch durch diese neue Last geschmeichelt fühlten und sich hier und da schon frei wähnten. Da nun dieß der Adel wußte, und der Bauer schon vorher größtentheils in den dürftigsten Umständen war; so hatte er die Großmuth, die Bezahlung der Kopfsteuer für die Bauern auf sich zu nehmen. Dadurch drückte er sie aber vollends recht unter seine Ferse und kehrte zu der vorigen völligen Unbeschränktheit wieder zurück. Denn nun können sich die Bauern über ungemessene Leistungen, die sie als eine Art von Vergütung für die bezahlte Kopfsteuer verrichten müssen, nicht mehr beklagen; und wenn sie auch mehr als Vergütung wären, so nöthigt sie doch die Schwierigkeit, baares Geld zu erwerben, zur Ertragung des Uebermaaßes. Wenn z. B. ehemals der Viertler die ganze Woche hindurch mit einem Anspann frohnen mußte, so muß er jetzt vom April bis zum September acht Tage Knecht und Pferd, und auch wohl noch einen Fußarbeiter stellen. Man berechne nun den Betrag der alten Auflagen und das Tagelohn für die neuen Frohn-

dienste; so wird man sich die herablassende Wohlthätigkeit der gütigen Erbherrn erklären können, vor welcher sich die Ehsten so sehr fürchten. Auf den Krondomänen fällt dieser Ersatz weg. Da muß der Bauer ohne Ausnahme die Kopfsteuer selbst bezahlen, und wird nicht selten dadurch in das äusserste Elend an solchen Orten versetzt, wo er das Holz für baares Geld kaufen muß, und wegen der Entlegenheit der Städte seine Produkte nur schwer versilbern kann. Es war daher bei der Auflegung jener neuen Abgabe ein schlimmer Zustand, daß dabei die verschiedene Lage der Adlichen- und Kronbauern gar nicht in Betrachtung gezogen wurde. Bei jenen ist durch die Kopfsteuer der Willkührlichkeit der Frohndienste Thür und Thor geöfnet, und neuer Anlaß zu vielfältigen Bedrückungen gegeben worden, nicht nur für einzelne Bauern, sondern auch für ganze Dörfer und Gebiete. Und wenn Güter von 500 bis 600 Seelen auch etwa 8 oder 10,000 Rubel jährliche Revenüen einbringen, so ist dieß nicht anders möglich, als daß die Bauern in höchst elende Umstände versetzt sind, wie dies auch am Tage liegt.

Das bisher entworfene Gemälde von dem Elende der Ehsten berechtigt uns wohl eben nicht, besondere Rechte, wenn auch nur eingeschränkte Rechte bei ihnen zu suchen.

Ach,

Unter den bestimmten jährlichen Abgaben, die aber so wie die Frohndienste ebenfalls nach den verschiedenen Gegenden verschieden sind, ist die Hauptabgabe die Kopfsteuer. Diese, welche auf die Person 1 Rubel beträgt, bringen die Bauern nach Hofe zu ihrem Erbherrn, da sie nach Beschaffenheit der Größe und Bevölkerung des Guts manchmal 200 bis 300, auf großen volkreichen Gebieten bisweilen aber auch 700, 800 Rubel beträgt. Der Herr liefert die ganze Summe ins Gericht und dieses an den Kameralhof, daß also kein Bauer seine Steuern selbst nach der Stadt zu tragen braucht. Und das ist auch seine einzige Geldausgabe an den Landesherrn. An Früchten giebt jeder etwa 1 Scheffel Roggen und eben so viel Gerste, (den Scheffel zu 4 Erfurtischen Metzen.) Aber die Abgaben an den Erbherrn betragen, wie schon gesagt, mehr. An Geld wird es jährlich 2 Rubel betragen. Ueberdies: 10 Metzen Roggen und eben so viel Gerste, 4 Scheffel Hafer, 1 Fuder Heu, 1 Fuder Stroh; 1 Schaaf, 1 Gans, 2 Hühner, 15 Eier und in manchen Gegenden noch 2 Pfund Garn, Wolle oder Flachs, 2 Pf. Hopfen und 1 Sack. Auf der Insel Dagö müssen sie noch weit mehr geben und überhaupt sich brauchen lassen, wozu sie der Gutsherr haben will.

verfassung die rußischen Bauern gewannen, so hat in Liefs und Ehstland auch nicht ein einziger das Glück gehabt, seinen Zustand verbessert zu sehen, oder einige Rechte zu erhalten. Es sollen zwar in dem Niederlandgericht und in der Niederrechtspflege, als den für die Bauern bestimmten Gerichten, Beisitzer aus ihrer Mitte seyn, allein sie haben, wie die Leser sich aus dem Vorhergehenden erinnern werden, wenig oder keinen Einfluß auf die gerichtlichen Entscheidungen. Die Entlegenheit der Richterstühle macht es überdies schwer, die Gerechtigkeit zu handhaben, Recht zu finden und Ordnung zu erhalten. Der Beleidigte verschmerzt lieber das ihm angethane Unrecht aus Furcht vor der Beschwerde, und der Beleidiger wird dadurch nur desto kühner. Eingriffe in jemandes Rechte verlangen eine schnelle Entscheidung, ehe sie weiter um sich greifen.

Es ist übrigens ganz falsch, wenn man glaubt, daß durch die neuern Gesetze, Ukasen, Verordnungen der Krone und durch die Landtagsbeschlüsse des Adels in Reval und Riga das Schicksal der leibeignen Ehsten gebessert sey, oder daß sie nun dadurch eher in den Stand gesetzt worden wären, Recht gegen Bedrückungen zu finden. Die Erbherrn wissen tausend Kniffe und künstlich ersonnene Mittel,

die

die Gesetze zu eludiren. Hat der Bauer Klagen anzubringen, so muß er sich an Gerichte wenden, wo des verklagten Erbherrn Mitbrüder seine Richter sind, und wo er nicht einmal eine Stimme hat. Was in dieser Rücksicht noch zum Besten der Leibeignen gethan worden ist, aber nicht durch den guten Erfolg gekrönt wurde, schreibt sich von dem Anfange der Regierung der Kaiserin Katharina II. her. Auch kann man nicht behaupten, daß der liberale Geist, welcher in der neuen Gesetzgebung herrscht, einen günstigen Einfluß auf das Schicksal der Leibeignen gehabt habe. Die Hauszucht wird im Ganzen noch mit eben der empörenden Gefühllosigkeit und unerbittlichen Strenge wie zuvor über dieselben ausgeübt, und dagegen ist keine Hülfe, so lange die Strafen nicht die Gesundheit zerstöhren, oder für das Leben gefährlich werden. — Der letzte Landtagsschluß vom Jahre 1795 sollte die Rechte und Verhältnisse der Bauern gegen die Edelleute näher bestimmen und festsetzen; auch war eine ausdrückliche Vorstellung der Kaiserin an den versammelten Adel aus St. Petersburg gekommen, daß er dafür Sorge tragen solle, den Bauern Erleichterung in ihren Lasten zu verschaffen; es sey, hieß es, ihr Wunsch und Wille, widrigenfalls Befehle dazu erfolgen würden. Allein das folgende Jahr starb die Kaiserin,

und

und es erfolgte weiter nichts, als daß vielleicht der Adel mehr Aufmerksamkeit brauchte und etwas in Furcht gesetzt war.

Die prekären Rechte, welche der Adel den Bauern nothgedrungen, unfreiwillig und aus Besorgniß für Zwang durch höhere Gesetze, aber blos scheinbar und unter den strengsten Einschränkungen noch gelassen hat, sind oder sollen nach den letzten Landtagsschluß und einigen vorhergegangenen Abmachungen folgende seyn:

1) Der Bauer soll seine fahrende Habe als Eigenthum besitzen. Wie muß es in einem Lande hergehen, wo man solche Gesetze zu machen genöthigt ist! Also hatte der Ehste vorher kein Eigenthum, auch wenn er treu seine Abgaben entrichtete, seine Frohndienste leistete und kein Verbrechen beging? ach nein, alles gehörte dem Herrn, er erbte sein von ihm gebautes Land, stieß ihn aus seiner Hütte, wenn er wollte, und gab beides einem andern. Nun also soll er Eigenthum haben, und niemand soll ihn in dem Besitze desselben stöhren. Wenn nur die Erfahrung nicht dagegen spräche. Zwölf Jahre lebte ich unter diesem Volke, und fast alle Woche war ich Zeuge, daß man ihm das Seine raubte, und ihn von seinem Grund und Boden weg auf eine wüste Stelle setzte. Höchstens also

involvirt jenes Gesetz oder vermeintlich gestattete Recht nicht mehr als so viel: man soll dem Bauer nicht ohne gegründetem Vorwande sein Korn, Haus, Land, Vieh, sein Kleid und elendes Hausgeräthe, das er erbte, baute und kaufte oder sich sonst anschafte, nehmen. Also ist die Zeit der willkührlichen, vorwandlosen Raubereien vorbei und der Habsucht der Edelleute ein Ziel gesetzt? Ja auf dem Papiere, aber leider ist der Zustand der Bauern wenig gebessert. Man nimmt ihnen nicht mehr so viel directe aber destomehr indirecte, das heißt, durch übertriebene Frohndienste saugt man sie so aus, daß sie wenig mehr behalten. Viele vergraben daher auch sorgfältig ihr weniges baares Geld vor der Habsucht ihrer unersättlichen Herrn. Nur die Menschlichkeit und mildern Sitten einiger wenigen vortreflichen Männer unter dem Adel sichert die Ehsten in dem Besitz ihres Vermögens, ihres ererbten Landes und ihrer Wohnhäuser; dagegen zehen andere dem Leibeignen gar kein Eigenthum zugestehen, vielmehr dreist behaupten, sein Haus und Hof, Haab und Gut, ja selbst sein Leib, gehöre ihnen. Was helfen nun da, unter solchen Umständen, alle Zusicherungen des Eigenthums an Sachen, so lange der Bauer kein Eigenthum an Land hat, ja nicht einmal in seiner Hütte sicher ist? wozu Ge-

setze und Beschlüsse, wenn sie nicht befolgt werden? Also ist das vorgebliche Eigenthumsrecht des Ehstnischen Bauern blos scheinbar, erbettelt und ein Schattenbild.

2) Den willkührlichen Strafen der Gutsbesitzer gegen ihre Leibeignen sollen Gränzen gesetzt und gewisse Grade bestimmt werden, über welche hinaus die Erbherrn nicht gehen dürfen. Kleine Vergehungen sollten in continenti mit 30 Peitschenhieben, und größere, z. B. vorsetzlicher Ungehorsam, geringer Diebstahl, der keine satisfactionem publicam fodert, höchstens mit 10 Paar Ruthen geahndet und mit jedem Paare nur 3 Streiche gegeben werden. — Macht man wohl solche Gesetze zum Besten solcher Menschen, die nicht aufs unmenschlichste gedrückt und gemißhandelt wurden? Bei den kleinsten Vergehungen, oft aus bloßer Unachtsamkeit und Leichtsinn wurden die leibeignen Ehsten gleich mit 10 Paar Ruthen gestraft, und mit jedem Paar nicht etwa, nach dem Gesetz, dreimal, sondern so lange zugehauen, als noch ein Stumpf der Ruthe übrig war und bis Haut und Fleisch herunter fielen. — Dies Gesetz wurde schon 1765 gegeben und beim letzten Landtage erneuert. Was half es? unter dem Titel Hauszucht dauerten die Barbareien nach wie vor

fort.

die Gesetze zu eludiren. Hat der Bauer Klagen anzubringen, so muß er sich an Gerichte wenden, wo des verklagten Erbherrn Mitbrüder seine Richter sind, und wo er nicht einmal eine Stimme hat. Was in dieser Rücksicht noch zum Besten der Leibeignen gethan worden ist, aber nicht durch den guten Erfolg gekrönt wurde, schreibt sich von dem Anfange der Regierung der Kaiserin Katharina II. her. Auch kann man nicht behaupten, daß der liberale Geist, welcher in der neuen Gesetzgebung herrscht, einen günstigen Einfluß auf das Schicksal der Leibeignen gehabt habe. Die Hauszucht wird im Ganzen noch mit eben der empörenden Gefühllosigkeit und unerbittlichen Strenge wie zuvor über dieselben ausgeübt, und dagegen ist keine Hülfe, so lange die Strafen nicht die Gesundheit zerstöhren, oder für das Leben gefährlich werden. — Der letzte Landtagsschluß vom Jahre 1795 sollte die Rechte und Verhältnisse der Bauern gegen die Edelleute näher bestimmen und festsetzen; auch war eine ausdrückliche Vorstellung der Kaiserin an den versammelten Adel aus St. Petersburg gekommen, daß er dafür Sorge tragen solle, den Bauern Erleichterung in ihren Lasten zu verschaffen; es sey, hieß es, ihr Wunsch und Wille, widrigenfalls Befehle dazu erfolgen würden. Allein das folgende Jahr starb die Kaiserin,

und

Major P . . . . l, der durch seine Grausamkeit mehrere Menschen ums Leben gebracht hat, und um der Arretirung zu entgehen, flüchtig ward, kam nach Weisenstein. Aber auch hier hätte ihn der Verhaftsbefehl des Generalgouverneurs Grafen von Browne beinahe erreicht, wenn er nicht durch einen Eilboten vorher davon benachrichtigt und gewarnt worden wäre. Zur Strafe verlohr er die Verwaltung seiner Güter, die seiner Frau zu disponiren übergeben wurden. — Eine Frau von Drewnik liess ihren Erbmädchen, wenn sie nicht das Garn fein genug gesponnen hatten, gewöhnlich Flachs um die Finger wickeln und ihn anzünden. Wenn sie nun mit den wunden Fingern nicht feinere Fäden drehen konnten als vorher, wurden sie jämmerlich bis aufs Blut gepeitscht, und hinterher noch mit Hunger gequält. So wird die Hauszucht ein Mittel, alle Begierden und Leidenschaften zu befriedigen, und öfnet den schändlichsten Greuelthaten Thür und Thor. Die beschlossene Einschränkung derselben ist nicht mit Ernst durchgesetzt, und den neuen Gesetzen nicht hinlänglicher Nachdruck gegeben worden. Auch ist der Ausspruch der richterlichen Gewalt bei erwiesenen Klagen über Bedrückungen gar nicht der Gerechtigkeit gemäß. Erkennt auch die Regierung den Grund der Klage an, so trägt sie doch Bedenken, dies

den

den Bauern zu gestehen, und verfährt dabei so, daß Klagen aus größter Befugniß selten werden müssen, weil der Bauer keinen Schutz findet. Im Jahr 1793 wurde ein Edelmann unmenschlicher Härte wegen verklagt. Die Gerichte fanden die Klagen gegründet, und der Edelmann bekam deshalb — einen geheimen Verweiß. Der Advokat der Bauern wurde über die Gränze gebracht, (die gewöhnliche Strafe gegen Ausländer) weil er in seiner Supplik die Worte gesetzt hatte, daß die Sklaverei nicht im Natur-, sondern nur im Völkerrechte gegründet sey. — Wie oft werden tugendhafte Bauernmädchen bis aufs Blut gehauen, wenn sie den Wollüsten ihrer üppigen Despoten nicht fröhnen wollen! — Heißt das auch die Strafen eingeschränkt und den Bauern zu ihrem Rechte verholfen haben? — Sogar statt der Tortur wird die Hauszucht gebraucht. Wer in dem Verdachte eines Verbrechens ist, wird so lange gepeischt, bis er gesteht, wie ich noch in der Folge ein Beispiel anzuführen Veranlassung haben werde. Es sey an diesen genug, und ich setze nur noch hinzu, daß nicht alle Edelleute so barbarisch handeln, und wie Zuchtmeister gegen ihre Leibeignen wüthen. Die angeführten Beispiele zeigen aber, was die Hauszucht in den Händen der gefühllosen Tyrannen werde, und wie wenig hier von ei-

nem Rechte gegen die Bauern die Rede seyn könne.

3) Es soll in Zukunft kein Mensch, keine Familie mehr über die Gränze verkauft oder auf öffentlichem Markte feil geboten, vielweniger bei dem Verkaufe eine Ehe getrennt werden. Trotz dieses Gesetzes bin ich zehnmal Zeuge gewesen, daß Ehsten unter die Russen verkauft wurden. Sonst wurden die Bauern auf öffentlichem Markte und nachher in Auktionen feil geboten. Ist dieses auch seit 1765 verboten, so ist doch in der Hauptsache gar nichts geändert, denn in allen Nummern des Revalschen und Rigaschen Wochenblattes findet man noch die Menschen einzeln und Familienweise unter der Rubrik: Verkaufsstücke, wie Vieh feil geboten. Beim lezten Landragsschluße ist abermals ein Schritt zur Verminderung dieses entehrenden Menschenhandels geschehen, dadurch, daß nur notorische und von ihren eignen Mitbrüdern als inkorrigible Taugenichtse erklärte Kerle an jedermann dürfen verkauft werden. Kein Auswuchs willkührlicher erbherrlicher Gewalt ist auch häßlicher als das Vereinzelnen von Menschen, welche Natur und Religion vereiniget hat. Man trennt zwar deswegen nicht mehr unmittelbar die Ehen, aber man entreißt doch Kinder den Eltern, Brüder ihren

Ges

fort. Und ist denn etwa die Karbatsche weniger unmenschlich als die Ruthenstrafe? man kann mit ihr so gut als wie durch die letztere, ja noch mehr, der Gesundheit schaden und einen Menschen unglücklich machen. Ein Baron von Ue . . . ll lies einen Menschen, der aus Unvorsichtigkeit eine Scheune hatte im Feuer aufgehen lassen, so mit Ruthen zerfleischen, daß er den Geist davon aufgab. — Der Kapitän von V . . . . h . f wohnte im Pernauschen einer Hochzeit bei, und fand die Braut so nach seinem Geschmack, daß er zween seiner Leute Befehl gab, ihm das Mädchen zu holen. Die Abgeschickten wurden aber von den versammelten Hochzeitgästen, als diese ihr Anbringen vernommen hatten, mit Prügeln fortgewiesen. Er schickte darauf von seinem in der Gegend liegenden Bataillon vier Mann ab, mit dem Befehl, die Braut zu bringen. Da es diesen eben so gieng, detaschirte er ein Kommando von acht Mann, mit der ausdrücklichen Ordre, sich der Braut zu bemächtigen, oder wenigstens ihren Vater zu bringen. Das letztere geschah. Der viehische Unmensch forderte von dem Greise auf eine Nacht seine Tochter, und als er sich dessen weigerte, lies er ihm 100 Stockprügel geben, daß der Arme besinnungslos niederfiel. Die Sache blieb ununtersucht. Das heißt, die Strafen einschränken. — Der

Major P . . . . l, der durch seine Grausamkeit mehrere Menschen ums Leben gebracht hat, und um der Arretirung zu entgehen, flüchtig ward, kam nach Weisenstein. Aber auch hier hätte ihn der Verhaftsbefehl des Generalgouverneurs Grafen von Browne beinahe erreicht, wenn er nicht durch einen Eilboten vorher davon benachrichtigt und gewarnt worden wäre. Zur Strafe verlohr er die Verwaltung seiner Güter, die seiner Frau zu disponiren übergeben wurden. — Eine Frau von Drewnik liess ihren Erbmädchen, wenn sie nicht das Garn fein genug gesponnen hatten, gewöhnlich Flachs um die Finger wickeln und ihn anzünden. Wenn sie nun mit den wunden Fingern nicht feinere Fäden drehen konnten als vorher, wurden sie jämmerlich bis aufs Blut gepeitscht, und hinterher noch mit Hunger gequält. So wird die Hauszucht ein Mittel, alle Begierden und Leidenschaften zu befriedigen, und öfnet den schändlichsten Greuelthaten Thür und Thor. Die beschlossene Einschränkung derselben ist nicht mit Ernst durchgesetzt, und den neuen Gesetzen nicht hinlänglicher Nachdruck gegeben worden. Auch ist der Ausspruch der richterlichen Gewalt bei erwiesenen Klagen über Bedrückungen gar nicht der Gerechtigkeit gemäß. Erkennt auch die Regierung den Grund der Klage an, so trägt sie doch Bedenken, dies

den Bauern zu gestehen, und verfährt dabei so, daß Klagen aus größter Befugniß selten werden müssen, weil der Bauer keinen Schutz findet. Im Jahr 1793 wurde ein Edelmann unmenschlicher Härte wegen verklagt. Die Gerichte fanden die Klagen gegründet, und der Edelmann bekam deshalb — einen geheimen Verweiß. Der Advokat der Bauern wurde über die Gränze gebracht, (die gewöhnliche Strafe gegen Ausländer) weil er in seiner Supplik die Worte gesetzt hatte, daß die Sklaverei nicht im Natur-, sondern nur im Völkerrechte gegründet sey. — Wie oft werden tugendhafte Bauernmädchen bis aufs Blut gehauen, wenn sie den Wollüsten ihrer üppigen Despoten nicht fröhnen wollen! — Heißt das auch die Strafen eingeschränkt und den Bauern zu ihrem Rechte verholfen haben? — Sogar statt der Tortur wird die Hauszucht gebraucht. Wer in dem Verdachte eines Verbrechens ist, wird so lange gepeischt, bis er gesteht, wie ich noch in der Folge ein Beispiel anzuführen Veranlassung haben werde. Es sey an diesen genug, und ich setze nur noch hinzu, daß nicht alle Edelleute so barbarisch handeln, und wie Zuchtmeister gegen ihre Leibeignen wüthen. Die angeführten Beispiele zeigen aber, was die Hauszucht in den Händen der gefühllosen Tyrannen werde, und wie wenig hier von ei-

nem

wöhnlich Prügel bekommen. Zudem sind am Ende ihre Richter immer Adliche, die um ihres eigenen Interesses wegen ihre Mitgenossen selten oder schwerlich verurtheilen werden. „Sie machen immer den Advokaten meiner Domestiken, sagte einst der Baron Clodt zu mir, als ich einen Leibeignen gegen eine ungerechte Beschuldigung und Strafe vertheidigte.“ Bei den Gerichten gehet es den Advokaten und Sekretären nicht besser. Was hilft also den armen Ehsten die Erlaubniß, um Schutz flehen, was nützt ihnen das elende Recht, die Schande und der Spott des Jahrhunderts, Hülfe suchen zu dürfen, wenn die mächtige Caste ihrer Markaussauger dies, so wie das Entlaufen aus ihrem Elende, für ein großes Verbrechen erklärt? Daher haben sie auch das Sprichwort von einem, der Klage gegen seinen harten Herrn bei den Gerichten erhoben hat: er ist nach Ruthen gegangen. Und wirklich weiß ich etliche Fälle, daß Bauern, die bei einer eben auf dem Schlosse Oberpahlen gegenwärtigen gerichtlichen Kommission aus der Kreisstadt Fellin, gegen die Bedrückungen des Herrn und dessen Verwalter Klage erhoben, nicht nur abgewiesen wurden, sondern hinterher noch die grausamsten Ruthenstreiche erhielten. Nur die Kronbauern haben sich selten über Mangel an Hülfe bei Ungerechtigkeiten

zu

zu beschweren. Sie stehen fast alle unter Pachtern, (Arrendatoren) und wenn diese sich anmaßen, mehr Dienste und Abgaben zu fodern, als in den Rechten und im Kontrakte stipulirt worden war; so säumen die Kronbauern selten, ihre Beschwerden vor Gericht zu bringen, und der Kameralhof weißt gewöhnlich bei harter Geldstrafe den Pachter zu seinem pflichtmäßigen Verhalten zurück. Auch haben sie in der That allein noch den Nutzen von der neuen Einrichtung. Nur sie werden zu Beisitzern in den Gerichten genommen, sind aber freilich bloße Jaherren. Aber der unglückliche leibeigene Ehste sieht in seinen Richtern, zu denen er um Hülfe flieht, nur Verwandte und Freunde des Verklagten, der ihn unterdrückt, deren vornehme drohende und zornige adliche Miene ihm schon sein Urtheil ankündigt; keinen Sachwalter darf er annehmen, er muß selbst seine Sache führen, nicht einmal Rath ertheilen darf ihm jemand, wenn dieser nicht als ein Aufwiegler über die Gränze geschaft seyn will. Seine Gegner haben die verschmitztesten Rabbulisten zu Vertheidigern, und so muß er der Schuldige seyn, seine gerechteste Sache verlieren und als ein temere litigans mit Ruthen gestrichen werden.

6) Die Freier und Ehelustigen sollen in ihren Heirathen nicht durch

Einmischung der Herrschaft gestöhrt werden. Ueber dieses Recht und Gesetz wird noch von Obrigkeitswegen in Rücksicht auf die Kopfsteuer und Bevölkerung am meisten gehalten. Dennoch greift auch hier der adliche Despotismus in die geheiligten Rechte der Natur und häuslichen Verhältnisse ein. Es giebt Herren, die dem Bauerburschen vorschreiben, welches Mädchen er ehelichen soll, und findet es die gnädige Herrschaft ihrem Interesse nicht konvenabel, so stehen dem Ehelustigen Ruthen und Peitsche zu Dienste, die ihm den Kitzel vertreiben sollen. Die Stimme der Eltern gilt hier nicht, sondern — wenigstens in vielen Fällen, — der gnädige aber nicht gute Wille des Erbherrn. Um die Bevölkerung auf ihren Gütern zu vermehren, geben es viele zu, ja befehlen es, daß die jungen Kerle sich Mädchen aus fremden Gebieten holen sollen. Die Herrschaften der letztern, um nicht Menschen zu verlieren, verbieten, daß ein Mädchen ausserhalb ihrem Gebiete heirathen sollte. Gleichwohl sollen die Ehen auf keine Weise gehindert werden, und die Obrigkeit befahl, durch öftere Klagen bewogen, daß kein Gutsherr einem Freier die Braut abschlagen soll. Allein was half es? Der fremde abgewiesene Freier klagt, weil sein eigner Herr ihn unterstützt, und er ausser der Macht dessen ist, den er erzürnt

zu beschweren. Sie stehen fast alle unter Pachtern, (Arrendatoren) und wenn diese sich anmaßen, mehr Dienste und Abgaben zu fodern, als in den Rechten und im Kontrakte stipulirt worden war; so säumen die Kronbauern selten, ihre Beschwerden vor Gericht zu bringen, und der Kameralhof weißt gewöhnlich bei harter Geldstrafe den Pachter zu seinem pflichtmäßigen Verhalten zurück. Auch haben sie in der That allein noch den Nutzen von der neuen Einrichtung. Nur sie werden zu Beisitzern in den Gerichten genommen, sind aber freilich bloße Jaherren. Aber der unglückliche leibeigene Ehste sieht in seinen Richtern, zu denen er um Hülfe fleht, nur Verwandte und Freunde des Verklagten, der ihn unterdrückt, deren vornehme drohende und zornige adliche Miene ihm schon sein Urtheil ankündigt; keinen Sachwalter darf er annehmen, er muß selbst seine Sache führen, nicht einmal Rath ertheilen darf ihm jemand, wenn dieser nicht als ein Aufwiegler über die Gränze geschaft seyn will. Seine Gegner haben die verschmiztesten Rabbulisten zu Vertheidigern, und so muß er der Schuldige seyn, seine gerechteste Sache verlieren und als ein temere litigans mit Ruthen gestrichen werden.

6) Die Freier und Ehelustigen sollen in ihren Heirathen nicht durch

ihr habt alles Gefühl bei ihm unterdrückt, ihr hochwohlgebohrnen Despoten! ihr habt ihn gleichgültig gemacht, und dahin gebracht, daß es ihm einerlei ist, ob er eine Metze oder eine Unholdin, oder ein liebendes Weib heirathet.

7) Der Bauer hat das Recht, von seinem Herrn im Frühjahre Saat- und Brodtkorn zu seiner Unterstützung zu fodern. Man sieht es diesem Gesetze an, daß es mehr zu Gunsten und zum Vortheil der Herren als der Sklaven ist gemacht worden. Wie wollten die Aecker bestellt, wie die Bauern ernährt, und bei mangelnden Kräften zur Arbeit angehalten werden können, wenn sie kein Saatkorn noch Brod hätten? zu dem Ende ist obrigkeitlicher Befehl da, daß auf jedem Hofe ein Kornmagazin mit wenigstens 20 Scheffel Roggen für jeden Haken, für die Bauern bestehen soll. Dieser Befehl war nothwendig, weil die meisten Edelleute ihren ganzen Vorrath an Getraide verkauften oder zu Brandtewein verbrannten, und oftmals ihre Bauern darben ließen, so daß diese in fremden Gebieten Brodt kaufen mußten. Damit dies nicht geschähe und die Regierung überzeugt wäre, ob auf jedem Hofe so viel Korn vorräthig sey, als zum Baurenvorschuß gehöre, befahl sie, die Kleeten oder Speicher

alle

alle Frühjahre zu visitiren. Allein diese Visitation ist eine bloße Spiegelfechterei und ebenfalls ein unwirksames Mittel, den adlichen Räubereien Einhalt zu thun. Oft wird sie ausgesetzt und nie streng gehalten, es wird bloß nach einem oberflächlichen schnellen Blicke die Quantität beurtheilt und nicht nachgemessen; und wer hindert es, daß nicht das vorgewiesene Getraide sogleich nach der Visitation verkauft wird? — Und die Unterstützung selbst! ach, die trägt nur gar zu deutlich den Stempel des Eigennutzes und verkümmert den Bauer seine künftige Aerndte um einen beträchtlichen Theil, denn er muß auf den erhaltenen Vorschuß schweren Bath geben, das heißt, eine Zubuse oder Uebermaaß statt der Zinsen, oft auf drei Scheffel viere. Was sagen meine Leser zu diesem — nicht jüdischen, nein edelmännischen Wucher? — Ich kannte aber auch wahre Wohlthäter ihrer Bauern, die nicht nur keinen Bath nahmen, sondern den Aermern auch den Vorschuß ganz schenkten. Ein solcher Edler war der Herr von Mohrenschild in Nurms, der Herr von Bietinghof zu Addafer und der Herr von Rennenkampf auf Kosch. Diese Namen nenne ich mit Achtung.

8) In gefährlichen, besonders epidemischen Krankheiten sind die Kreis-

Kreis- und Wundärzte gehalten, den Bauern Hülfe zu leisten. Zu dem Ende sind durch den Stadthalterschaftsetat von 1783 in jedem Kreise ein Arzt und zwei Chirurgen angestellt, welchen die Gesundheitspflege der Bauern anvertraut ist. Wenn nur auch die armen Leibeignen so gut bezahlten wie die Gutsherrn, zu welchen die Söhne des Aeskulap auf den ersten Wink, auch wohl ungerufen kommen! bei dem Bauer begnügt man sich damit, auf die unzuverläßige Aussage eines unwissenden Boten ein Recept zu schreiben. Viele Herrn lassen zwar, um ihres eignen Vortheils willen, die Aerzte nach Hofe holen, und von da aus in der Runde Besuche in ihren Dörfern machen. Wie aber, wenn man nun 10, 15 und mehr Meilen nach dem Arzte geschickt hat und er nicht zu Hause ist, so können indessen die Bauern familienweise hinsterben. Oder er kömmt und muß, anderer dringender Geschäfte wegen, das Gebiet bald wieder verlassen, da hinterläßt er Verordnungen und Recepte, die bei verändertem Zustande der Kranken von keinem Nutzen mehr sind. Die Aerzte in den Städten sind blos an ihre Stadt gehalten. Manche Edelleute haben daher den Anfang gemacht, für sich und zum Besten ihrer Bauern, in Verbindung von zwei oder drei Häusern, einen Hausarzt zu halten,

den sie gemeinschaftlich salariren und die Arznei auf ihre Rechnung besorgen lassen. Dies geht schon besser, wenn der Ehste nur nicht so sehr an seinen Quacksalbern und alten Weibern hienge. Aerzte sind daher in Ehstland nur für Reiche, selten für den Mittelmann und Bauer eine zweckmäßige Hülfe. Der letzte sucht auch nur gar zu oft seine Zuflucht bei Hofe, wo er von der gnädigen Frau ein Pulver auf gerathewohl erhält, das bei seiner starken und durch künstliche Mittel noch nicht verwöhnten Natur meist von gutem Erfolge ist. Manche werden denn doch aber dabei zu Todte gequacksalbert, ohne daß die hochwohlgebohrnen Pfuscher andere Gewissensbisse darüber empfinden, als daß sie sich um zwei oder vier arbeitende Hände gebracht haben.

Dies ist der ganze ärmliche Kodex von Rechten und Gesetzen zum Besten der Bauerschaft in Ehstland. Wer ihrer mehrere weiß, der zähle sie mir her. Die Schuld der Regierung ist es nicht, daß ihrer so wenige sind, und daß diese wenigen größtentheils nicht gehalten werden. So lange die Ehsten der Macht und Willkühr ihrer adlichen Gewalthaber überlassen bleiben, sind alles verlohrne Bemühungen, wodurch ihr Zustand nicht besser wird. Bekommen sie mehr Freiheit und Abhängigkeit von den Kaiserlichen Gerichten, er-

hebt

hebt man sie zu Mitgliedern der Nation und Mitunterthanen des Adels, so wird man dergleichen Verordnungen nicht mehr nöthig haben, als die sind, daß sie Eigenthum besitzen, Schuz bei Bedrückungen vor der Obrigkeit suchen, und nicht mehr wie Vieh verkauft werden dürfen. Nur müßte dann der Landesherr auch nicht selbst sie in Englischen oder Amerikanischen Sold verkaufen! —

Unter solchen Umständen ist es nun wohl kein Wunder, wenn der so natürliche Trieb und Wunsch nach Freiheit in mehrere Versuche, dieses kostbare Gut zu erlangen, übergegangen ist. Die Ehsten sowohl als die Letten ergreifen jede sich ihnen darbietende Gelegenheit, entweder allein oder in Verbindung mit auswärtigen Feinden, das Joch der Knechtschaft abzuschütteln, und sich durch Wegräumung des Adels den Weg zur Unabhängigkeit und einer weniger drückenden Verfassung zu bahnen. Die neuere Geschichte ist reich an Beispielen, daß selbst bei den ungesittesten Völkern, unter dem Drucke des verjährtesten Despotismus, das Bewußtseyn der ursprünglichen Absicht des Schöpfers, das edle Gefühl der Freiheit, wieder erwacht, und daß es ihnen nur an Gelegenheit fehlte, die schwachen Schranken zu durchbrechen, um sich wenigstens von dem unerträglichen Joche der kleinen

Des-

Despoten loszumachen. Pugatschew, Passa Wanoglu, die Amerikaner, Kosciusko, die Neufranken, alle tummelten sich mit blutigen Händen um dieses Kleinod herum, träumeten alle den schönen Traum von Freiheit, wähnten sich zum Theil Märtyrer für die Menschheit, und schlachteten in ihrer Schwärmerei Tausende ihrer Nebenmenschen, die durch Religion und Meinungen theils von ihnen unterschieden, theils mit ihnen einstimmig waren, und nach ihrem Wahn jenes Gut, um welches sie rangen, nicht verdienten. Es ist wahr, daß die Ehsten bei ihren einmal eingepflanzten Gesinnungen von Tücke, Haß und Boßheit gegen die Deutschen, ihre Freiheit, wenn sie dieselbe auf einmal erhalten sollten, zum größten Schaden des Landes und dessen Herren mißbrauchen würden, und die Edelleute führen dies auch als die gewöhnlichste Ausflucht gegen die Freiheitsakte an. Aber wer hat denn je behauptet, daß dieses Volk so ganz mit einemmahle frei werden solle? eine weise Staatsverwaltung wird diesen Schritt allmählig thun. Es ist auch wirklich schon mehrmals zur Sprache gekommen und im Werke gewesen, die Bauern frei zu machen, oder ihre Sklaverei zu lindern, wenn nicht allezeit sich Personen gefunden hätten, die mit der Behauptung hervortraten, daß dies in dem gegenwärtigen

Zeit-

Zeitpunkte nicht rathsam wäre, sondern mit mehr Nutzen für die künftige Generation verspart werden könnte, weil sonst ihre Freiheit in Frechheit ausarten würde. Die Meinung hat gewissermaaßen ihren Grund, denn die Eysten sind sehr zur Zügellosigkeit und wilden Ausgelassenheit geneigt, wenn sie nur etwas mehr Nachsicht als gewöhnlich genießen; daher die Furcht, daß sie bei erlangter Freiheit alle Deutschen, als ihre Unterdrücker, todtschlagen würden, nicht ganz ungegründet ist. Der noch vielen geläufige Begriff von der alten heidnischen Wildheit und Ungebundenheit würde sich dazu gesellen, und der Gedanke: die Deutschen haben uns unsere Freiheit geraubt, sich damit amalgamiren, und sie bei dem ohnehin tief eingewurzelten Hasse gegen alles, was den Deutschen Namen führt, muthig machen, alles zu wagen, um sie zu vertreiben, und sich wieder in den Besitz ihrer ursprünglichen Ungebundenheit zu setzen. Das Heidenthum, die Finsterniß und der Aberglaube, die ohnehin noch gar nicht verdrängt sind, würden dann wieder mit ihrem ganzen Heere von Greueln um sich greifen, und so würde ihnen die Freiheit, die goldne, erwünschte Freiheit, mehr eine Pest als eine Wohlthat werden.

Allein wer versteht denn unter Freiheit Entbindung von allen Gesetzen und bürgerli-

cher

ther Ordnung? Die Ehsten können frei werden, ohne daß ein Rückfall in das Heidenthum, oder eine Metzelei unter den Deutschen zu befürchten wäre. Diese können immer ihre Herren und ihre Obrigkeit bleiben; müssen sie denn deswegen ihre Tyrannen seyn? sie können sie ja auch Theil an Staatsämtern nehmen lassen, und sie so zum Range aktiver Bürger erheben. Die absurde Einwendung aller Adlichen, wenn man mit ihnen auf diesen Punkt zu sprechen kommt: „die Ehsten sind nicht reif zur Freiheit, es würde ein wahres Unglück für sie seyn, wenn sie keine Herrn mehr hätten, die für sie sorgten," ist ein lächerliches Nichts, eine beschönigende Tirade und feiner Deckmantel, unter dem sie ihre grosherrliche Macht und ihr Unterdrückungssystem verbergen. Als wenn die Sorge dieser Herren für ihre Leibeignen ihnen sogar ein Ernst wäre! als wenn die Ehsten nicht Verstand genug hätten, bürgerliche Freiheit und Ordnung zu vereinigen; als wenn sie nun ihren Stand im Staate, als Ackersleute, verlassen müßten, ihre Pflichten nicht mehr erfüllen könnten, und den Gesetzen auf einmal den Gehorsam aufkündigen sollten! Ist denn die Sklaverei ein Glück für sie? Es giebt sehr viele unter den Edelherrn, welche von dem Schweiße und Blute ihrer Bauern schwelgen, und die Keckheit

haben,

haben, zu behaupten, daß die Leibeigenschaft eine wahre Wohlthat für die Ehsten sey, und von ihnen selbst als ein Glück anerkannt würde. Erst haben sie ihre Mitmenschen und Mitunterthanen mit dem Vieh in eine Klasse gesetzt, und nun behaupten sie, daß sie der Freiheit unfähig wären und nicht frei seyn wollten. O nein! so tief sind die Ehsten und Letten nicht gesunken als viele Ungarische und Böhmische Leibeigne, welche die von Joseph II. ihnen angebotene Freiheit verschmäheten, und mit Gewalt dazu genöthigt werden mußten. Die Edelleute haben ihnen nur das Streben nach derselben zum Vorwurf gemacht und ihnen die Erlangung erschwert, oder unmöglich gemacht. Die vielen Versuche, dieses theure Gut zu erlangen, die öfteren Empörungen und das Davonlaufen sind sprechende Beweise, wie tief der Trieb und Wunsch nach Freiheit in ihnen wurzelt. Zwar ist es natürlich, daß Sklavensinn und Sklaventücke bei einem Volke, daß unter beständigem eisernen Drucke seufzet, in einem hohen Grade angetroffen werden. Es sind zu viele Thatsachen für diesen sklavischen Charakter da. Die Niederträchtigkeit und kriechende Geduld, mit der die meisten die schändlichsten Mißhandlungen ihrer Obern ertragen, die Feigheit und Gleichgültigkeit bei den entehrendsten Beleidigungen,

da

da sie wohl noch die Ruthe, welche ihren Rükken zerfleischte, küssen, und sich vor ihren Gewaltigen demüthigen, sind häßliche Züge von Sklavensinn. Allein so tief sind sie doch nicht in das Knechtschaftsgefühl versunken, daß sie dieses dem Freiheitsgefühl vorziehen sollten. Wer dies zu behaupten wagt, hat die offenbarsten Thatsachen gegen sich. Nicht nur die strengen Gesetze, jeden Einfall zum Freimachen mit Gewalt zurückdrängen und jede Aeusserung von Freiheitsgeist auf der Stelle zu unterdrükken, ehe er um sich greift; (welches doch gar keinen Sklavensinn vorauszusetzen scheint,) sondern auch die Voraussetzung des möglichen Falles, daß ein kleiner Funke von Freiheitsliebe das ganze Land in Flammen setzen könne, und die mannichfaltigen Versuche, die Freiheit zu erringen, zeugen fürs Gegentheil. Man fürchtet z. B. daß die bessere Einrichtung der Schulen, die Uebersetzung deutscher Bücher in die Ehstnische Sprache, welche man von Seiten des Revalschen Konsistoriums den Ehsten wohlfeil in die Hände zu bringen sucht, dergleichen das Beckersche Noth- und Hülfsbüchlein, die Rochowschen Schriften ꝛc. indirecte die Liebe zur Freiheit nähren, und unsägliches Elend über das Land verbreiten könne. Ich habe mehrere Edelleute darüber gesprochen, welche geradezu behaupteten, es sey

besser,

besser, den Bauer in seiner Dummheit zu erhalten, als ihn klug zu machen, weil er sonst Streiche angäbe und sich frei zu machen suchen würde; denn man habe Beispiele, daß Bauern, die kaum etwas schreiben gelernt hätten, sich Freibriefe geschrieben, und damit davon gelaufen wären. Es sey mithin weit heilsamer für sie, nichts mehr als ihren Katechismus lesen zu lernen und die fünf Hauptstücke auswendig zu wissen. Das sey genug und mehr vom Uebel!

Dagegen habe ich wenig Spuren von dem Glauben gefunden, daß der Ehste durchaus mit der Leibeigenschaft zufrieden sey und sich selbst glücklich bei ihr fühle. Ist mancher weiter nicht lüstern nach Freiheit, so ist er es nicht deswegen, weil er sich wirklich wohl befindet, wenn er von seinem Herren ernährt wird, und nach der Aernte einige Monate wohlleben kann, wenn er in Trägheit auf seinem Ofen liegt und im Kruge sein Schälchen trinkt, dafür aber auch alle Tage seinen Nacken unter das Knechtschaftsjoch beugen und seinen Rücken der Karbatsche unterwerfen muß; sondern weil er vielleicht eben einen guten Herrn hat, der billig gegen ihn ist, nicht zu viel von ihm fodert, ihn gegen manche Beeinträchtigung schützt, oder ihm seinen Verdienst und Erwerb als Eigenthum läßt. Aber wie viel sind solcher Herrn? und ich kann auch Beispiele von Freimüthigkeit anführen, die mit Gehorsam verbun-

binden, stark gegen jenen den Ehsten zu allgemein beigelegten Sklavensinn sprechen. „Es ist nicht recht, Herr, daß ihr so mit mir verfahrt," sagte einst ein alter Ehste zu seinem Herrn, der ihn, welcher noch nie war gezüchtigt worden, zum erstenmale im Zorne wegen einer Kleinigkeit, schlagen ließ, ob dieser Mensch gleich sonst sehr gehorsam gegen die Befehle seines Herrn war. So gut fühlte er, was ihm als Menschen gebühre, und was er zu thun verbunden war. „Ich bin kein Hund, sondern ein Mensch" antwortete ein anderer, dem sein feiner Herr diesen Ehrentitel aufgeworfen hatte, und freilich bekam er für diese Dreistigkeit eine Tracht Schläge. Gesetzt aber, daß auch in der That Mangel und Druck mit der geduldigsten Gemüthsstimmung getragen wird; so ist dies höchstens bloß Unterwerfung unter die eisernen Gesetze der Nothwendigkeit, noch nicht Behagen an der Sklaverei. Die Versuche, sich frei zu machen, das Ergreifen jeder günstigen sich darbietenden Gelegenheit dazu, Weglaufen und Empörung gegen ihre Erbherrn, lehren nur gar zu deutlich, wie wenig Wohlgefallen die Ehsten an der Leibeigenschaft finden, trotz des Räsonirens und Deräsonirens der Edelleute, wodurch sie uns weis machen wollen, daß ihre Leibeignen bei der Freiheit nicht glücklich leben würden. Sie hassen die Abhängigkeit von diesen Markaus-

saugern, die sie in ihrer Sprache Saxat, die Sachsen *), Deutsche, nennen, und suchen, wenn sie weiter nicht können, durch die Flucht ihre Freiheit. Viele laufen daher aus dem Gebiete ihres Gutsherrn weg, ohne die geringste Hoffnung zu bessern Aussichten zu haben. Nur der Trieb und Wunsch nach natürlicher Freiheit und der Haß gegen die unerträglich harte Sklaverei bestimmt sie zu diesem Unternehmen. Solche heißen nach dem hiesigen verhunzten Deutsch Läuflinge. Das Davonlaufen würde noch häufiger seyn, wenn es nicht so schwierig und durch scharfe Gesetze verpönt wäre. Schon vor der Vereinigung mit Curland war die Verfügung getroffen, daß die dorthin fliehenden Läuflinge ausgeliefert werden mußten. Die meisten gehen daher lieber nach Finnland und Schweden, wo sie sicher sind, im Winter über das Eis, und im Sommer mit Böten über den Finnischen Meerbusen. Besonders geschieht es am häufigsten im März und Junius, wo der Adel mit seinen Bedienten

*) Weil die ersten Ankömmlige in Liefs- und Ehstland Niedersachsen waren. Sie verstehen unter diesem Worte, so wie die Morgenländer unter dem Nahmen Franken, alle Ausländer oder NichtEhsten, vorzüglich aber ihre Herrschaft.

ten nach Reval strömt, da sie denn ihren Herrn vielfältig die Chatullen und andere Sachen von Werth mitnehmen. In Schweden werden sie Soldaten, Tambours, oder nähren sich durch Arbeiten. Manchmal sind welche aus Lettland, Curland und Petersburg zurückgebracht worden, die schon mehrere Jahre von ihrem Gebiete entfernt gelebt hatten. Nur die, welche das Deutsche so weit gelernt hatten, daß sie sich für Deutsche ausgeben konnten, sind meistentheils ziemlich sicher. Dies ist auch die Ursache, warum bisweilen die Erbherrn ihre Leibeignen vor der deutschen Sprache und dem Schreiben, als wie vor einer Pest, zu verwahren suchen. Sie schreiben sich Freizettel, gehen damit in alle Welt und geben sich für Freigelassene aus.

Weil das Davonlaufen aus des Herrn Gebiete für ein so sehr großes Verbrechen der Ehstnischen Bauern gehalten wird, will ich doch eine etwas nähere Anzeige von den sogenannten Läuflingen geben. Viele entweichen aus Furcht vor einer verdienten oder unverdienten Züchtigung, andere aus Ueberdruß der elenden Sklaverei, (und das sind bei weitem die meisten,) noch andere aus Uebermuth. Die nur ein etwas bequemeres Leben, nur etwas bessere Mittel haben, werden ihre Wohnstelle nie verlassen. Solche Entlaufene finden bei an-

dern Bauern immer ihre Aufnehmer, ohne daß sie allemal nöthig hätten, nach Schweden, Finnland oder Curland zu gehen, weil diese es für Pflicht halten, ihrem herumirrenden Bruder behülflich zu seyn, und gegen Arbeit Brod zu geben. So scharfe Gesetze man auch gegen solche Verheler gegeben hat, so ist dem Uebel dadurch doch nicht abgeholfen. Seinem Aufnehmer arbeitet ein solcher Läufling blos fürs Brod, und klagt dabei seine liebe Noth, daß er nicht an seiner Erbstelle bleiben könne, weil er einen gar zu strengen Herrn habe. Diesem zum Trotze und aus Mitleiden gegen seinen leidenden Bruder, nimmt jeder Bauer ihn auf. Die Prediger sollen bei ihren jährlichen Kirchspielsvisitationen fleißig nach Läuflingen forschen, und wenn welche da sind, sie unvorzüglich dem Hofe anzeigen, zu dem jene gehören. Dieser läßt sie dann abholen, ihnen einen schweren Block an die Füße legen und sie nach Beschaffenheit schwer züchtigen. — Aber es zeigt sich dieser natürliche Hang zur Freiheit noch auf andere Art. Viele wenden alles an, um frei zu werden. Sie kaufen sich von ihren Erbherrn, oft für vieles, mühsam gesammeltes und lange verheimlichtes, wohl vergrabenes Geld, Freibriefe, oder suchen ihr Betragen so einzurichten, daß ihr Herr, wenn er mit ihnen zufrieden ist, ihnen, wenn sie

alt

alt werden, und ihm genug gedient haben, zur Belohnung einen Freiheitsbrief schenket. Manche entrichten statt ihrer Frohndienste Geldabgaben, und sehen es gern, wenn ihr Herr die Leistungen in Geld verwandelt, weil sie so mehr verdienen können. Durch alle diese Mittel geben sie deutlich zu erkennen, daß sie, auch ohne lange Vorbereitung, zur Freiheit reif und fähig sind. Ob und wie, oder wenn dies aber einmal geschehen wird, wage ich nicht zu bestimmen. Ich wünsche ihnen die Aufhebung der Leibeigenschaft von ganzem Herzen, hoffen kann ich sie aber nach den Zeichen der Zeit sobald noch nicht. Alle starke Veranlassungen dazu sind bisher ohne Wirkung geblieben; und was in ruhigen furchtlosen Zeiten nicht einmal angefangen wurde, wird in den jetzigen zur Freiheit eben nicht sehr geeigneten Zeiten noch viel weniger fortgesetzt, und am allerwenigsten vollendet werden. So geneigt sich die Kaiserin Katharina II. in ihrer Instruktion für die Gesezkommission zur Freiheit der Bauern zeigte, und so mannichfaltige Versuche sie nachher machte, die Leibeigenschaft zu mildern und nach und nach gar aufzuheben; (welches auch wahrscheinlich geschehen seyn würde, wenn der Tod sie nicht übereilt hätte,) so abgeneigt war und blieb der Adel, so daß für die Einschränkung der

entehrenden adlichen Bauernsklaverei in Liefs und Ehstland seit der Zeit nicht das Geringste gethan worden ist. Ich sage der adlichen Bauern, denn nicht nur hat die Verwandlung vieler ansehnlichen Krondomänen in Städte eine Menge Bauern zu freien Bürgern gemacht, sondern es hat auch die Krone unmittelbar das Schicksal der Bergwerksbauern gemildert. Ohne ihre Absicht hat aber auch die große Kaiserin durch die Auflage der Kopfsteuer und die Verschenkung vieler publiken Güter die Leibeigenschaft in Liefs und Ehstland drückender gemacht, wie ich im Vorigen gezeigt habe. Unter der letzten Regierung ist nun auch noch die Rekrutenaushebung dazu gekommen, die sonst in den deutschen Provinzen des Rußischen Reichs nicht statt fand, und die Privilegien des Adels sind wieder durch den Kaiser Paul erweitert worden, so daß wohl fürs erste an eine Aufhebung der Leibeigenschaft unter solchen Umständen jetzt nicht zu denken ist. Der Verkauf so wie die uneingeschränkte Belastung der Bauern dauern in ihrer ganzen Abscheulichkeit fort. Unter Paul I. durfte man nicht einmal die Unrechtmäßigkeit der Leibeigenschaft öffentlich berühren, ohne Gefahr zu laufen, über die Gränze geschaft zu werden. Bei dem Adel herrschen ebenfalls noch die alten Gesinnungen, die nicht sehr für

die

die Abschaffung der Sklaverei gestimmt sind. Auch kann auf ihn alles, was in Beziehung auf seinen eignen Vortheil für die Freilassung der Bauern gesagt oder geschrieben wird, wenig Eindruck machen, weil es selten der Wahrheit gemäß ist. Nicht nur der harte Herr würde einen großen Theil der Menschen verlieren, die ihm Arbeit leisten oder Abgaben entrichten, sondern auch der gütige. Viele Bauern würden ihren Stand verlassen, hört man gewöhnlich sagen, und die Herren so wenig als die Bauern einen Knecht behalten. Allein, wenn der Bauer seinen Acker eigenthümlich besäße, und dessen Ertrag ihm gehörte, wenn seine Kinder erbten, was er erwürbe, und sie zu Wohlstand und Vermögen dabei kämen; gewiß, der Bauer bliebe an seinem Platze. Was die Erbherrn auf der einen Seite einbüßten, gewännen sie gewiß auf der andern dreifach wieder. Es braucht auch deswegen keine Totalumwälzung, und nicht so mit einem Male dieselbe zu geschehen. Ein in die Menschenrechte einmal gemachter tiefer Riß kann nicht sogleich wieder zugemacht werden. Eine solche schnelle Revolution, wenn es auf die Berechnung des möglichen Gewinns und Verlusts ankommt, können fast nur diejenigen wünschen, die hohes Spiel lieben. Man dringe lieber erst mehr und lauter auf die Anerken-

erkennung der ursprünglichen und natürlichen Menschenrechte. Vielleicht daß mancher aus Achtung für die Menschheit und das in ihm liegende moralische Gesetz, sich nach und nach entschließt, die Freilassung der Leibeignen vorzubereiten oder zu bewirken, sollte sie ihm auch ansehnliche Vortheile entziehen. Der Geist der Empörung unter den Bauern, eingewurzelte Vorurtheile, Eigennutz und Interesse des Adels herrschen noch allzumächtig, als daß zur gänzlichen Aufhebung der Leibeigenschaft eine baldige Aussicht sich eröfnen sollte. Einige wenige Erbherrn haben zwar ihre Güter an ihre Bauern verpachtet, und es geht alles ziemlich ordentlich. Allein ob dies den nämlichen Weg gehen würde, wenn es durchgängig eingeführt werden sollte, oder ob nicht vielmehr Rebellen, Faullenzer, Liederliche und Straßenräuber daraus entstehen würden, darüber läßt sich noch viel disputiren.

Wenn man mit den Edelleuten über diesen Punkt spricht, so ist ihre Haupteinwendung, ausser den vorhin angeführten, die Widerspenstigkeit und Empörungssucht der Ehstnischen Bauern. Sobald sich diesen ein Strahl von Hofnung, frei zu werden zeigt, so lehnen sie sich auf, werden trotzig und versagen allen Gehorsam. Dies zeigt sich bei der Uebergabe verkaufter Güter an einen neuen Herrn, bei

truppweisen Versammlungen in den Krügen und auf Straßen, wenn sie deutschen Equipagen begegnen, die ihnen nicht gleich aus dem Wege gehen, bei der Freilassung eines oder des andern leibeignen Bedienten oder Dorfsbauern u. s. f. Vornämlich sichtbar aber wurde dieses Hauptverbrechen im Jahre 1783 bei der neuen Kopfsteuerauflage, durch die sie sich von allen Arbeiten, Auflagen und von der Abhängigkeit von dem Adel eximirt glaubten. Sie vergriffen sich bei dieser Gelegenheit sogar an dem Generalgouverneur, Grafen von Browne, der, um die Ruhe herzustellen, in die Gegenden des Aufruhrs gekommen war, und würden ihn nicht geschont haben, wenn nicht sein Sekretär ihn ihren Händen entrissen hätte. Der gedachte Aufstand fiel im Rigischen vor, und hatte mehr Letten als Ehsten zu Theilnehmern. Er beruhete auf einem bloßen Misverstande, nach welchem die Bauern wähnten, sie sollten nunmehr, gegen Erlegung eines gewissen Kopfgeldes an die Krone, kaiserliche Unterthanen werden, und dafür von der Leibeigenschaft und den damit zusammenhängenden Dienstpflichten gegen die Edelleute, völlig frei seyn. Durch Schwärmerei und falsche Auslegung einiger biblischen Stellen von der christlichen Freiheit, welche einige Bauern verbreiteten, als habe nun die Leibeigenschaft ihr Ende erreicht, und

jeder

jeder Christ sey ein freier Mensch, würde der Lärm immer weitaussehender. Sie bekamen bald einen großen Anhang, und es wären die schrecklichsten Auftritte zu besorgen gewesen, wenn man ihnen nicht durch nachdrucksvolle Verfügungen bei Zeiten vorgebeugt hätte. Schon hatte sich, als man sie auf ihre wiederholten zudringlichen Foderungen nicht freilassen wollte, von einem Gute zum andern eine dumpfe Gährung spüren lassen, die einer Nationalverschwörung nicht unähnlich sahe. Auf Johannistag feiern die Ehsten und Letten ein großes Fest, welches sie mit Schmausen, Saufen und allerlei Lustbarkeiten, z. B. Johannisfeier, angezündeten Theertonnen und Bechkränzen, begehen. Man glaubte damals, daß sie diesen Tag unter sich festgesetzt hätten, eine Sicilianische Vesper zu halten und alle Deutsche zu ermorden. Sie rottirten sich haufenweise zusammen und insultirten alle Deutsche, besonders manche Erbherrn. Es marschirten ein Paar Kompagnien Russen gegen sie an, welche sie mit geladenem Gewehr beständig beobachten mußten. Die Feier des Johannisfestes wurde aus Vorsorge untersagt, und alle Jahrmärkte auf dem Lande in demselben Sommer verboten, damit den Unruhigen alle Gelegenheit zum Auflauf abgeschnitten würde. Als die Ruhe wieder hergestellt war, wollte kein

Edel-

Edelmann gestehen, daß auf seinem Gute jemand unruhig gewesen wäre; obgleich man von vielen gewiß wußte, daß sie sich aus Furcht vor der Vesper kurz vor Johannistag in der Stille von ihren Gütern entfernt und in der Stadt Sicherheit gesucht hatten. Es verlor bei dem ganzen Vorfall doch niemand sein Leben, ausser etlichen wenigen Bauern, die sich den anrückenden Truppen widersetzt hatten. Nachdem alles vorüber war, wurden die Rädelsführer ausgekundschaftet, und nach einer harten Züchtigung auf einige Jahre theils zu öffentlicher Arbeit verurtheilt, theils ins Exil nach Sibirien verwiesen. Dennoch blieben die Bauern vieler Güter noch immer dabei, die Kopfsteuer selbst den Gerichten abzugeben, damit sie nur nichts mehr mit den Edelleuten zu thun hätten und sich ihre Rechte für die Zukunft nicht vergäben. Es herrschte dabei ein Gemeingeist, der hinlänglich bewies, daß sie zur Freiheit reif und derselben allerdings empfänglich sind; es wäre auch gewiß bei diesen Unruhen um einen Theil des Adels gethan gewesen, wenn nicht zum Glück Militär in der Provinz gewesen wäre.

Im folgenden Abschnitte, wo ich von den groben Lastern der Ehsten rede, werde ich mehr Gelegenheit finden, Belege von ihrem allezeit fertigen Empörungsgeiste zu geben. Ich schließe

hier

hier den ersten Theil mit der Bemerkung, daß ich meine in demselben mitgetheilten Beobachtungen keinesweges für vollständig nnd untrüglich ausgebe. Aber das darf ich wohl sagen, daß sie, insofern sie selbst erfahrne, mit angesehene und im Lande selbst gehörte Dinge betreffen, nicht neue Mährchen, sondern zuverläßige, wirklich aus dem Umgange und eigner Anschauung gehobene Wahrheiten sind. Was der Leser für Resultate, Schlüsse und Aussichten in die Zukunft hieraus ziehen will, überlasse ich seinem eignen Urtheile, dem ich nicht vorgreifen mag. Ich gebe als ein redlicher und treuer Menschenbeobachter die Dinge, wie sie sind, und mache blos den Referenten, der das, was er sahe und von glaubwürdigen Männern hörte, erzählt, ohne sich darum zu bekümmern, welcher Gebrauch sich davon machen läßt. Vielleicht wären meine Nachrichten interessanter, wenn sie aus einem kultivirten Lande kämen, und von einem gebildeteren Volke abgezogen wären. Indessen, meine Leser, nehmen Sie den Willen einstweilen für die That an, bis ich Ihnen etwas Interessanteres und Angenehmeres zu Ihrer Unterhaltung geben kann, welches vielleicht im zweiten Theile geschieht. —

Druckfehler

im ersten Bande.

S. 72 Z. 24 ließ Schießgewehr für Spießgewehr.
— 137 — 3 — Scheere für Schwere.
— — — 4 — meisten für mehrsten.
— 140 — 25 — des für der.
— 142 — 23 — Mooren für Meeren.
— 144 — 13 — Widerstande für Widerstaude.
— 189 — 21 — ungestümen für ungestümmen.
— 208 — 21 — gesellende für gesellenende.
— 247 — 23 — feiern für feinern.
— 249 — 3 — Auferstehung für Anferstehung.
— 256 — 18 — war für wae.
— 287 — 8 — einen für einem.
— 295 — 7 — strengen für streugen.
— 306 — 2 — vor für von.
— — — 8 — des für der.
— 393 — 4 — thue für thun.
— 440 — 23 — gesittetesten für gesittesten.
— 448 — 23 — Ankömmlinge für Ankömmlige.

Nachricht an den Buchbinder wegen der Kupfer im ersten Bande.

Das Kupfer Nr. 1. mit der Unterschrift: eine Ehstin in ihrem Brautschmucke, kommt vor das Titelblatt. Das zweite, einen Theil von Kloster Padis vorstellend, zu Seite 161. Das dritte, Gegend bei Baltischport, zu Seite 269. Das vierte mit der Unterschrift: Ruinen eines alten Bergschlosses bei Weissenstein, zu Seite 287.

Nebenstehender Viertelbogen wird hinter den Titelbogen gebunden.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

336981

XXX (1-3) I.86
V.89

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Petri, Johann Christoph,

Ehstland und die Ehsten, oder historisch-geographisch-statistisches Gemä
lde von Ehstland ein Seitenstück zu Merkel über die Letten

Bd.: 1

Gotha (1802)

Russ. 126-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10783242-9